357

GINO CAPPONI.

EIN ZEIT- UND LEBENSBILD

VON

ALFRED VON REUMONT.

GOTHA.
FRIEDRICH ANDREAS PERTHES.
1880.

Recht der Uebersetzung vorbehalten.

Das vorliegende Buch ist keine Biographie im eigentlichen Sinne des Wortes. Um einen bedeutenden Mann als Mittelpunkt gruppirt sich ein Bild des politischen und literarischen, theilweise auch des geselligen Lebens seiner Zeit, im Einzelnen skizzenhaft, doch mit einem Detail, welches die Geschichte des Landes nicht zu geben vermag. Schon deshalb hätte Memoirenform nahe gelegen, wäre dieselbe auch nicht infolge vieljährigen Zusammenseins und vertrautester Beziehungen zu Dem natürlich erschienen, dessen Lebensgang den Faden liefert. Aus diesem Grunde wolle der Leser entschuldigen, wenn in diesen Blättern das Ich häufig vorkommt, dem man sonst in meinen Arbeiten wol selten begegnet. Es handelt sich eben um Miterlebtes, und so beruhen, von den dreissiger Jahren an, die Schilderungen von Personen wie von Ereignissen fast überall auf eigner Bekanntschaft und Anschauung. Wo ich konnte, habe ich Gino Capponi in Aufzeichnungen, Briefen, Unterhaltungen selbst reden lassen;

eignen Ansichten ist, wo es passend erschien, Ausdruck gegeben, offenherzig, hoffentlich nicht verletzend, auch nicht in Widerspruch oder Tadel. Wahre Anhänglichkeit an einen edlen Mann und seine Heimat, warme Dankbarkeit für vieles was ich beiden schulde, hat meine Feder geleitet.

Die Arbeit war weit vorgeschritten, als das Buch Marco Tabarrini's, welchem Familienpapiere zugrunde liegen, Mittheilungen mancher Art zu Gebote standen, ans Licht trat. Dass ich, mit den Anschauungen des befreundeten Verfassers vielfach, wenn nicht immer übereinstimmend, dies Buch, welches die Kenntniss von Capponi's Schriften voraussetzt, zur Vervollständigung meines eigenen häufig benutzt habe, versteht sich von selber. Möchte letzteres einen Mann, der in mancher Beziehung ein Vorbild des italienischen Patriciats war, meinen Landsleuten näher bringen, und tiefere Einsicht in Verhältnisse und Stimmungen einer Zeit gewähren, deren Zeugen nun bis auf Wenige von der Weltbühne abgetreten sind, während die beiden letzten Decennien in raschester Folge Wechsel auf Wechsel gebracht haben.

Burtscheid, 21. April 1880.
[bei Aachen]

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Jugendjahre und Reisen.

1. Familie und Eltern.

Seite

Florentinisches Gemeinwesen im 14. Jahrhundert. Der Tumulto de' Ciompi 1378 1
Gino Capponi († 1421) und seine Vorfahren 2
Verschiedene Linien der Capponi 3
Neri, Piero und Niccolò († 1529) 4
Die Capponi in den Mediceischen Zeiten 5
Wohnungen und Villen 8
Gino Capponi's Geburt 1792 10

2. Kindheit. Florenz und Wien.

Erste Erinnerungen. General Bonaparte in Florenz 1796 11
Die Franzosen in Toscana. Grossherzog Ferdinand in Wien. Vertreibung der Franzosen 12
Reaction in Florenz. Die Familie Capponi in Wien . . 13
Lunéviller Friede. Abtretung Toscana's 15
Wiener Eindrücke Gino's 16
Grossherzog Ferdinand in Salzburg und Würzburg. Marchese Manfredini 18
Rückkehr der Familie Capponi nach Toscana 20

3. Lehrjahre. Französische Zeit.

Königreich Etrurien. Französische Provinz 21
Gino's Erziehung. Tommaso Puccini. G. B. Zannoni . 23
Griechische und historische Studien. Stan. Canovai . . 24

Seite

Luigi Lanzi. Alfieri's Tod (1803) 25
Napoleonische Verwaltungsjunta in Florenz 1808. General Menou. Cesare Balbo 26
Elisa Bonaparte Baciocchi Grossherzogin 1809 29

4. Häusliche Verhältnisse und Genossen. Erste literarische Arbeit.

Der Palast Capponi und die ländlichen Wohnungen . . 31
Neuere Verhältnisse des Patriciats 34
Gino Capponi's Bildung und Umgebung, Jugendfreunde und Genossen. Ridolfi, Serristori, Rinuccini, Antinori. Der Maler L. Sabatelli 36
Gio. Bat. Niccolini. Girolamo Lucchesini 37
Die Columbarische Gesellschaft. Abhandlung über Amerigo Vespucci 1812 38

5. Heirat. Sendung nach Paris.

Stimmung in Toscana in der Napoleonischen Zeit. Versuche der Französirung. Fürst Corsini 40
Heirat 1811. (Tod der Frau, 1814) 42
Reise durch Romagna und Umbrien 1812. 43
Sendung nach Paris als Mitglied einer toscanischen Deputation 1813 44
Napoleon und die italienischen Deputirten. Eindrücke und Begegnungen in Paris 45
Ennio Quirino Visconti und Gaetano Marini 47
Cesare Balbo. Stimmung in Frankreich 48
Rückkehr nach Hause (1. Jan. 1814) 49

6. Reise nach Imola. Ferdinand III. und Fossombroni.

Die Restaurationen. Abreise der Grossherzogin Elisa. Die Neapolitaner in Florenz 50
Pius VII. in der Romagna. G. Capponi's Reise mit seiner Mutter nach Imola zur Beglückwünschung des Papstes, April 1814 51
Einzug Ferdinands III. in Florenz, 17. September . . 52
Eindrücke und Stimmungen der Restaurationszeit . . . 53
Mängel der Neugestaltung Italiens. Vittorio Fossombroni 54
Geringe Betheiligung der höhern Stände an der Verwaltung und deren schlimme Wirkung 58

Seite

Gino Capponi's Charakter-Eigenthümlichkeiten. Einfluss der Verhältnisse auf dieselben. Selbstbetrachtungen 59

7. Florentinische Fremdenwelt. Reise nach Rom und durch Süditalien.

Fremdenandrang nach den Kriegsjahren. Florentinische Gesellschaft. Die Gräfin von Albany 62
Einheimische und Ausländer 64
Reise nach Rom, Ende 1816. Römische Eindrücke. Pius VII. und Consalvi 65
Neapel, 1817. Federigo Confalonieri 67
Wanderung nach Benevent und Sora 69
Fahrt nach Sicilien. Graf von Velo. Sicilische Zustände 70
Besteigung des Aetna. Reggio. Nicola Santangelo . . 71
Reise durch Calabrien und Apulien. Gährung und Sectenwesen in ersterer Provinz. Contrast mit Apulien 72

8. Reise nach der Lombardei, Frankreich und England.

Carl Albert von Savoyen-Carignan in Florenz 1817. Seine Vermälung mit der ältern Tochter des Grossherzogs, Gino Capponi's Beziehungen zum Prinzen 74
Zweiter Besuch in Rom, 1818. Reise nach Mailand, Spätherbst 1818. Leopoldo Cicognara 75
Aufenthalt in Mailand. Zustände und Gesellschaft. Gian Jacopo Trivulzio und sein Haus. Monti, Mai, Rosmini 76
Alessandro Manzoni. Turin und der Prinz von Carignan 78
Paris unter Ludwig XVIII. In England April 1819. . 79
Eindrücke der englischen Zustände. Politik und Leben. Bekanntschaften. W. Roscoe 80
Schottland und Irland 82

9. Ugo Foscolo. Literarische Pläne. Rückreise durch Frankreich, die Niederlande und Teutschland.

Ugo Foscolo in England 84
Gino Capponi's Plan einer kritischen Zeitschrift. Ueberschätzung der schottischen kritischen Schule. Chancen eines italienischen Journals 88
Aufenthalt in Paris von Ende 1819 bis April 1820. Ermordung des Herzogs von Berry. Carlo Botta . . 91
Niederlande und Rheinland 92

Seite

Hinrichtung Carl Ludwig Sand's. Flüchtiger Besuch der Schweiz. Rückkehr, 28. Juni 1820 93

Zweiter Abschnitt.

Politische Verwicklungen und Sorgen. Wissenschaftliche Thätigkeit.

1. J. P. Vieusseux und die Antologia.

J. P. Vieusseux' Jugendjahre und Wanderungen . . . 97
Niederlassung in Florenz 1819. Das Lesecabinet . . . 99
Die Antologia (1821) und ihre Mitarbeiter. Der mailänder Conciliatore 101
Vieusseux als Redacteur. Literatur und Politik . . . 102

2. Der Prinz von Carignan. Neapel und Piemont. Die lombardischen Processe.

Die Umwälzung in Neapel und der Aufstand in Piemont und deren Unterdrückung 105
Florenz und die italienischen Verbannten und Ausgewanderten 106
Betheiligung von Nicht-Toscanern und Toscanern an der Antologia. Pietro Capei 107
Der Prinz von Carignan und die piemontesische Bewegung. Der Prinz in Florenz 1821 108
Gino Capponi's Urtheil über Carl Albert 111
Lombardische Verwicklungen. Confalonieri 112
Verstimmung und neue Reisepläne Gino Capponi's. Briefwechsel mit Confalonieri 113
Entmuthigung infolge der politischen Lage 114
Confalonieri's trügerische Sicherheit. Verhaftung und Process. Andere Processe 116
Sentenz vom 21. Januar 1824. Ungünstiger Einfluss der Ereignisse auf die Stimmung 117
Tod Ferdinands III., 18. Juni 1824. Tod des Marchese P. R. Capponi, 14. August 1825 118

Seite

3. Gesellschaft und Freunde.

Die florentinische Gesellschaft der zwanziger Jahre . . 120
Giuliano Frullani. Guglielmo Libri 122
Lamartine und Gortschakoff 123
Pietro Giordani 125
Pietro Colletta und seine Geschichte Neapels 126
Betheiligung der Freunde an der Arbeit 128
Charakter des Werkes 129
Colletta's Umgebung. Jüngere Genossen. Francesco Forti. Samuel Jesi 132
Giacomo Leopardi 133
August von Platen 135
Niccolò Tommaséo. Beziehungen zu Vieusseux und Capponi 137

4. Besuch in Rom 1829. Das Jahr 1830 und dessen Einwirkung auf Italien.

Rom nach Leo's XII. Tode. Chateaubriand. Cardinal Albani 140
Contrast zwischen römischem und florentinischem Wesen 143
Das Jahr 1830 in Toscana 144
Capponi's Bruch mit dem Hofe 1830 145
Revolutionäre Projecte. G. Libri 146
Colletta's Stellung zu den Umsturzideen 149
Francesco Domenico Guerrazzi 150
Colletta's Tod (1831) 151
Ruhe in Toscana während der romagnolischen revolutionären Vorgänge 152
Unterdrückung der Antologia 1833. Tommaséo's Entfernung aus Toscana 153

5. Landwirthschaftliche und sprachliche Studien. Toscanische Mezzeria und Vulgarsprache.

Gino Capponi, Mitglied der Akademie der Crusca 1826, und der Georgofili 154
Oekonomische Studien 1824 ff. Die Mezzeria 155
Cosimo Ridolfi und die Mezzeria 157
Capponi's Ansichten 158
Sprachwissenschaftliche Arbeiten 1829 ff. 160
Bildungsgang der toscanisch-italienischen Sprache. . . 161
Die toscanische Mundart als Schriftsprache 162
Hindernisse der allgemeinen Gültigkeit der Schriftsprache 163
Foscolo, Niccolini, Monti, Zajotti 164

Seite

6. Historische Forschungen bis zum Jahre 1837.

Geschichte der ältesten Zeiten des Papstthums 166
Geschichte der Regierung Grossherzog Leopolds I. . . 169
Molini's Briefsammlung zur italienischen Geschichte. . 171
G. Capponi und teutsche Arbeiten 173
Erscheinen der Documenti di storia italiana 1836—1837 176
Betheiligung an der neuen Crusca-Ausgabe der Divina Commedia 1837 177
Biographische Skizzen Colletta's und des Grafen Velo († 1831) 178
Gio. Bat. Zannoni († 1832) 179

7. Augenleiden und Reisen. Literarische Thätigkeit in Toscana. Gänzliches Erblinden.

Wiederholtes Augenleiden. Plan einer teutschen Reise und deren Behinderung (1837) 181
Wanderung durch Romagna und Marken 183
Eindrücke der päpstlichen Provinzen auf der Nordseite des Apennin 184
Fortschritt des Augenleidens 185
Die florentinischen Historien des Cavalcante 186
Sammlung der venetianischen Gesandtschaftsberichte (1838). E. Albèri 187
Wissenschaftliche Regsamkeit. Der toscanische Morpheus. S. Centofanti's Dante-Vorlesungen 189
Literarische Gesellschaft. F. L. Polidori 191
Johannes Gaye († 1840) und die Kunstgeschichte . . . 192
Massimo d'Azeglio (1838) 193
Die Gelehrtenversammlung des Jahres 1841 194
G. Capponi's letzte Reisen. Südfrankreich und Genf. München 1841 197
Erfolglose Augenoperation 1843 198

8. Das Archivio storico italiano. Briefe über die Langobardenherrschaft.

Leiden und Familienverluste 199
Literarische Thätigkeit. Gründung des Archivio storico 1842 201
Jacopo Pitti's florentinische Geschichte. G. Capponi's Betheiligung an deren Herausgabe und am Archivio überhaupt 202
Briefe über die Langobardenherrschaft 1844 205

Seite
Manzoni's, Troya's, G. Capponi's Ansichten (1859) von den Langobarden und ihrem Verhältniss zur alten Bevölkerung 206
G. Capponi und die Leitung des Archivio. Francesco Bonaini. Das Archivio in seiner umfassenden Tendenz 209

9. Erziehungswesen. Raffaello Lambruschini.

Freiheit des Unterrichts- und Erziehungswesens in Toscana 212
Raffaello Lambruschini's Lebensgang. Niederlassung zu Figline im obern Arnothal 213
Gründung des Giornale agrario toscano 1827 215
Lambruschini's Thätigkeit im Unterrichtsfach. Guida dell' Educatore 1836 216
Bedenken gegen Lambruschini's Wirken. Heinrich Mayer. Pietro Thouar 217
G. Capponi's Schrift über die Erziehung 1845 218
Der Clerus und der Unterricht 221

Dritter Abschnitt.
Antheil an der Politik.

---

1. Vorbedeutungen der Bewegung.

Literarische Bewegung. Giuseppe Giusti 225
Niccolini. Gioberti. Balbo 227
Niccolini und Capponi. Der Arnaldo da Brescia 1843 . 228
Contrast der Meinungen. Der Neo-Guelfismus 229
Geschicke des Arnaldo da Brescia 230
Grossherzog Leopold und die Stimmung in Toscana. Fossombroni's und Neri Corsini's Tod. 1844, 1845 . 232
Die Unruhen in der Romagna 233
Azeglio's Schrift über den Aufstand in Rimini 1845 . . 234
G. Capponi's Ansicht von Azeglio's politischen Plänen . 235
Betrachtungen über die päpstliche Regierung 236
Die geheime Presse 238
Bewegung in Pisa gegen die Nonnen vom Herzen Jesu 239

Seite

2. Anfänge Pius' IX. Literarischer Kreis in Florenz.

Die Wahl Pius' IX. und die politischen Parteien . . . 241
G. Capponi über die Bewegung im J. 1847 243
Seine Beziehungen bis zum J. 1847 244
Giusti. Galeotti. Tabarrini. Passerini. C. Milanesi . 245
Gar. Canestrini. Scarabelli 246
Colomb de Batines. Lord Vernon. Ein Brief Capponi's 1847 248

3. Betheiligung an der politischen Umgestaltung.

Toscana im Herbst 1847 250
G. Capponi und die Bewegung. Azeglio, Collegno, Giusti 252
Thätigkeit der Tagespresse. Das Journal La Patria. Salvagnoli und Ricasoli 255
Beginnende Umgestaltung der staatlichen Institutionen . 257
Projekt einer consultativen Staatsrepräsentation . . . 258
Verkündigung der Repräsentativ-Verfassung 17. Februar 1848 259
G. Capponi's Ansicht von Verfassung und Lage . . . 262

4. Ministerium und Revolution. Fr. D. Guerrazzi.

Bildung des Ministeriums Capponi 16. August 1848 . . 263
G. Capponi's Ansicht von der Lage der Dinge. Anstrebung eines italienischen Staatenbundes 265
Anlässe der Unruhen. Zustände Livorno's 267
Francesco Domenico Guerrazzi 268
Livorno und das Ministerium 270
G. Capponi über seine persönliche Lage. Giuseppe Montanelli 271
Demission des Ministeriums 12. October 272
Der Grossherzog und seine demokratischen Minister . . 273
G. Giusti an G. Capponi 274
Leopold II. und G. Capponi 275

5. Demokratie und Restauration.

Eindrücke des Jahres 1848 277
Florentinische Zustände des Herbstes 1848 279
Abreise Leopolds II. nach Siena und Gaeta 1849 . . . 280
Provisorische Regierung und Restauration 281
Die florentinische Regierungscommission vom 12. April 1849 und der Grossherzog 282
Regierungscommission, Land und Intervention 283

Seite
Fr. D. Guerrazzi nach dem Umsturz seiner Verwaltung 284
Gefangenschaft und Hochverrathsprocess 285
Guerrazzi's Exil und letzte Jahre 286

6. Nach dem Sturme. Die fremden Truppen. Giusti's Tod.

Neue Verwaltung. Oestreichische Occupation 288
Beginnende Entfremdung zwischen Souverän und Land . 290
G. Capponi's Verhalten. Tumult in Sta Croce 291
G. Giusti's letzte Zeiten und Ende 1850 292
G. Capponi's Beziehungen zu Giusti 295
Die Giusti'sche Sprichwörtersammlung 297

7. Eigene und fremde Arbeiten. Die toscanischen Archive. Die Akademie der Crusca.

G. Capponi's literarische Thätigkeit nach 1849 . . . 299
Lebensweise und Beziehungen 302
Historische Studien in Toscana. Reorganisirung der Archive. Fr. Bonaini 304
Herausgabe von Guicciardini's u. A. Staatsschriften und Nachlass 305
A. Zobi's und F. A. Gualterio's Geschichtswerke . . . 306
Foscolo's gesammelte Schriften. Die Crusca und ihr Wörterbuch 307

8. Aeltere und neuere Beziehungen.

Gehäufte Todesfälle. Carmignani, Ciampi, G. Inghirami, E. Repetti, M. Pieri 309
Giovanni Rosini u. A. 310
Luigi Serristori 311
Pompeo Litta 312
Cesare Balbo 313
Sismondi, Confalonieri, Gioberti 315
Alessandro Manzoni's wiederholte Besuche und Sprachstudien 316
Gaetano de Castillia. Erinnerung an General Zucchi . 318
Cesare Cantù 320
J. J. Ampère 321
Fr. Ozanam 323
A. F. Rio 325
Francesco Palermo 326
Fremde Gäste anderer Nationen. Carl Witte 327
Mrs Somerville 328

9. Königreich Italien.

Seite

Vorbereitungen zum Aufstand vom 27. April 1859 . . 330
Vorgänge in Toscana im Frühling und Sommer 1859 . 332
Das Land und die Dynastie 333
G. Capponi's politische Ansichten 334
Nationalitätsbestrebungen und Piemontesenthum . . . 335
Engere und weitere Heimat 336
Solferino und Villafranca 337
Chancen einer Restauration 338
G. Capponi's Betheiligung an legislativen Arbeiten . . 340
Berathung der Civilehe 341
Weltliche Papstgewalt 343
Das Papstthum, Italien und Rom 344
Römisches Plebiscit. M. A. Caetani 345
G. Capponi über die römische Frage 1870 346
Päpstliches Garantiegesetz 350
Die Einheitsidee 352
Einheitsstaat und Conföderation 354

Vierter Abschnitt.
Letzte Lebensjahre.

1. Beginnende Umgestaltung.

Späte Jahre und Prüfungen 359
Niccolò Tommaséo 360
Die späteren Monate des Jahres 1859 363
Annexion Toscana's. Bettino Ricasoli 364
Carlo Matteucci 364

2. Scheidende Freunde.

Die Jahre 1860 bis 1862 372
J. P. Vieusseux († 1863). Stellung und Einfluss . . . 374
G. B. Niccolini († 1861) 376
C. Ridolfi. V. Antinori († 1865) 377
Massimo d'Azeglio († 1866) 378

3. Die Hauptstadtverlegung.

Seite
Stadterweiterung, Neubauten, Umtaufen 382
Piemontesen. Die Alfieri. Alfonso La Marmora . . . 384
L. Cibrario, F. Sclopis, A. Sagredo u. a. 389
Andere Gäste, Cittadella, Pasolini, Berti. Diplomaten . 390
Ricotti, Capecelatro, Tosti, Maffei 391
Antonio Panizzi 392

4. Lebensweise später Jahre.

Häusliche Einrichtungen und Lebensweise 394
Conversation und Umgang 398
Auffassung und Urtheile 399

5. Religiöse Anschauungen. Beziehungen zum Ausland und zu dessen Studien.

Einflüsse der verschiedenen Tendenzen der Jugendjahre 400
Lamennais'sche Bewegung 402
Die kirchlichen Zustände in Italien 403
Montalembert und seine Schriften 404
Religiöse Ansichten 405
Die Bewegung der jüngsten Jahre 406
Civilisatorische Aufgabe der Kirche 407
Nothwendigkeit umfassenderer Studien. Der h. Augustinus 408
Beziehungen zum Auslande 409
Reflexe teutscher Angelegenheiten 410
Die historischen Studien 412
Italiens Vergangenheit 413

6. Beginn des neunten Decenniums.

Kaiserlicher Geburtstagsgruss. Abgewehte Blätter . . 414
Lambruschini und Tommaséo 416
Tommaséo's Stellung und Bedeutung in spätern Jahren . 417
Tommaséo als Dichter und Sprachgelehrter 418
Fr. Bonaini 419
Alessandro Manzoni 420
G. Capponi's Antheil an wissenschaftlicher Thätigkeit . 421
Die Deputation für vaterländische Geschichte 422
Historische und literarische Studien seit 1859 423

7. Die Geschichte des florentinischen Freistaats.

Mme Hortense Allart 425
Genesis von G. Capponi's Werk 427

Seite
Die Geschichte der Republik Florenz 428
Mängel und Vorzüge 429
Gliederung der Darstellung 430
Umwandlung der Stadt. Bauten und Familien 431
Kritische Forschungen über die ältesten Zeiten. . . . 433
Allgemeiner Charakter des Werkes 434

8. Letzte Lebenszeit.

Das Jahr 1874 436
G. Giorgini, F. Palermo, G. Limberti 438
Frühling 1875. M. Bufalini. 439
Erscheinen und Revision des Geschichtswerkes 440
Beziehungen letzter Zeiten 441
Kleinere Arbeiten 442
Urtheil über Fr. Guicciardini 444
Letzte Monate 445
Abschied vom Leben 448
Schlussbetrachtungen 450
Grabschrift 455
Bibliographie 456

Erster Abschnitt.

Jugendjahre und Reisen.

1.

Familie und Eltern.

Es ist ein halbes Jahrtausend her, seit in Florenz eine politische Umwälzung stattfand, die gewaltsamste und eine der blutigsten, welche dieses an Umwälzungen reiche Gemeinwesen erlebte, das nicht viel über ein Jahrhundert früher sich zu entwickeln begonnen hatte; ihrer Gewaltsamkeit wegen von geringer Dauer, lange nachwirkend in ihren späteren Folgen. Die Härte und Exclusivität womit eine der beiden Parteien des aus dem Bürgerstand emporgekommenen neuen Adels, wenn der Ausdruck ja auf dessen Stellung im Staate passt, in ihrem Streben nach Herrschaft die andere drückte, trieb letztere zum Versuch der Abhülfe. Ein Versuch welcher, vermöge der Berufung an den Beistand der Menge, zur Folge hatte, dass nun die von politischen Rechten ausgeschlossene unterste Volksclasse sich erhob und die Gelegenheit benutzte, nicht etwa blos in der durch die Vertretung der Zünfte gebildeten Staatsregierung einen Platz für sich zu gewinnen, sondern das Regiment in eigne Hand zu nehmen. Drei Jahre währte mit grösserer oder geringerer Intensität die Pöbelherrschaft, welche, den Arbeiterbewegungen alter wie neuer Zeiten ähnelnd, in ihren Principien etwas von der Commune von 1871 an sich hatte, nach kurzer Zeit aber von vor-

nehmen Demagogen geleitet und zu ihren Zwecken gebraucht wurde. Dann erhob sich gekräftigter Widerstand gegen herabwürdigende, auch ökonomisch von Tag zu Tage unheilvoller und unleidlicher werdende Zustände, und brachte dieselbe Partei wieder ans Ruder, die bei dem wüsten Anlauf niedergeworfen und decimirt worden, und nun entschlossen war die feindseligen Elemente niederzuhalten. Folge dieser Vorgänge war aber, dass das auf allgemeine Betheiligung der berechtigten Stände berechnete Gleichgewicht des demokratischen Regiments auf immer gestört blieb, und es sich in der Republik fürder nur darum handelte, welche Partei herrschen sollte. Ein halbes Jahrhundert lang lag die Autorität in der Hand einer nicht grossen Zahl angesehener, einander gegenseitig ergänzender wie moderirender Optimaten, einer die Republik klug leitenden, ihre Verfassung kaum gefährdenden Oligarchie. Dann ging sie an die Nachkommen ihrer einst überwundenen Nebenbuhler über, die mit dem Aushängeschild der Begünstigung der niedern Stände, unter zersetzender Einwirkung auf die Elemente des Staatslebens consequent auf die Alleingewalt hinsteuerten, welche sie nach Verlauf eines andern Jahrhunderts auch der Form nach erlangten.

Die Geschichte jenes verhängnissvollen unter dem Namen des „Tumulto dei Ciompi“ allbekannten Aufstandes schrieb ein Mann, der in der florentinischen Geschichte eine bedeutende Rolle spielt. Kein Gelehrter, wie sie in seinen Tagen, den Tagen der beginnenden Herrschaft des Humanismus den einfachen Bürgern, Handels- und Geschäftsleuten die Feder aus der Hand zu nehmen begannen, sondern ein Mann welcher, wie die damalige Betheiligung an den öffentlichen Dingen es mit sich brachte, Aemter und Aufträge in buntem Wechsel, municipale, diplomatische, selbst militärische übernahm und mit Ehren versah, und uns hier eine chronikartige, ungeschminkte und kunstlose aber lebendige Erzählung geliefert hat, die beste Quelle

für die Kenntniss besagter Ereignisse, ein Denkmal der Sprache wie das 14. Jahrhundert sie in ihrer Reinheit und Natürlichkeit schrieb. Gino Capponi, der Verfasser dieser Chronik, führt ruhmvoll ein ruhmvolles Geschlecht in die Geschichte ein. Die Capponi sollen zu Anfang des 13. Jahrhunderts aus Lucca nach Florenz gekommen und durch die Seidenfabrication reich geworden sein. Im Jahre 1250 erscheinen sie in den Listen der Zünfte und sie bildeten bereits mehre Linien, ohne dass von ihnen in den Annalen der Republik irgendetwas von Belang erzählt worden wäre, als Gino der Sohn Neri's ihre Stellung auf immer sicherte. Neri hatte auf Seiten der Popolanen gekämpft, als diese im Jahre 1343 die Macht des alten Geschlechtsadels vollends und auf immer brachen; ein Sieg zu dem er beitrug indem er, dessen Wohnung auf dem linken Arnoufer, im Fondaccio Sto Spirito lag, mit Verwandten und Freunden die auf der Carraiabrücke verschanzten Adeligen im Rücken angriff. Gino war achtzehnjährig als die Pöbelherrschaft begann — er zählte sechsundvierzig als er, Bevollmächtigter der Republik bei dem vor Pisa lagernden Söldnerheer, am 9. October 1406, die Schlüssel der ausgehungerten Stadt empfing, welche er dann mit viel grösserer Milde und Weisheit verwaltet hat, als es bei Freistaaten herkömmlich ist.

Von ihm der im Jahre 1421 starb, stammten drei Linien. Die eine verpflanzte sich nach Lyon, wo sie in Handelsgeschäften und durch Wohlthätigkeit geachteten Namen erwarb, und hat sich weiblicherseits in den Herren de Feugerolles fortgepflanzt. Von einer anderen Linie, die in Florenz in einem ihrer Zweige im vormaligen Palaste Da Uzzano in Via de' Bardi blüht, stammten zwei eifrige Bücherfreunde, von denen einer zu der Riccardischen Bibliothek den Grund gelegt, der andere in Rom eine Sammlung geschaffen hat, die heute mit der Vaticana vereinigt ist. Ein dritter Sohn Neri hat mit dem Ruhm des Vaters gewetteifert. Bis über die Mitte des 15. Jahrhunderts hinaus hat er, ein vorsichtiger und klug berechnender Po-

litiker, das gemässigte Princip unter der Suprematie Cosimo's de' Medici vertreten, der ihn nicht liebte aber auf das ihm allgemein geschenkte Vertrauen Rücksicht nehmen musste. In dem letzten Kampfe gegen die mailändischen Visconti hat er den nordöstlichen Theil Toscana's, das Casentino, von wo aus wegen der Nachbarschaft der ruhelosen Romagna das Gebiet der Republik so leicht beunruhigt werden konnte, ihrer unmittelbaren Herrschaft ganz unterworfen. Seine Commentarien über die Ereignisse seiner eignen Zeit gehören zu den wichtigsten historischen Monumenten. Neri's Enkel Piero war es, der in den Tagen des drohenden Umsturzes der politischen Verhältnisse Italiens, als mit König Carls VIII. Heereszug gegen Neapel die Epoche des Ueberwiegens fremdländischen Einflusses und der in fremdem Interesse geführten Kämpfe begann, dem französischen Könige den unwürdigen Vertrag zerrissen vor die Füsse warf und auf Trompetenstösse mit Sturmläuten zu antworten drohte. Piero's Sohn Niccolò wurde zum Oberhaupte der Republik gewählt, als nach der Erstürmung Roms im Mai 1527 die Medici zum dritten- und letztenmale vertrieben worden waren. Er starb, fern von Florenz, vor Leidwesen, als er, einer der Führer der zu einem Vergleich geneigten, aber der demokratischen Faction unterlegenen Optimatenpartei Kaiser und Papst gegen die von auswärtiger Hülfe verlassene Stadt verbündet sah. Ein Neffe Niccolò's, Schwiegersohn des glänzenden und unglücklichen Filippo Strozzi, hat dann nach Jahren den zweiten Herzog von Florenz und ersten Grossherzog von Toscana, Cosimo de' Medici, in Paris vertreten, zur Zeit als man am Hofe König Heinrichs II., des Gemals der Letzten der ältern Linie des nunmehr regierenden Hauses, die Hoffnung noch festhielt, in den politischen Vorgängen die zum nochmaligen, von Teutschland aus nur zu eifrig unterstützten Losschlagen gegen Carl V. und zum Losreissen der lothringischen Bisthümer vom Reiche führten, den Herzog auf französische Seite herüberzuziehen.

Seit letzterer, von dem heroischen Jahrhundert der Capponi schon weit getrennten Zeit sind mehr als drei Jahrhunderte verflossen. Für Toscana gingen die Tage politischen Lebens und politischer Bedeutung mehr und mehr auf die Neige. Es schwanden die Generationen hervorragender Männer, wie die Republik sie in Fülle auf die Bühne öffentlichen Handelns und Schaffens gerufen hatte und wie sie mit ihrer Staatsweisheit und reichen Erfahrung in die Anfänge Mediceischer Alleingewalt hineinragten, um dann einem Regiment zu weichen, welches das Talent förderte, die Selbständigkeit unterdrückte, weil es diese fürchtete und nicht brauchen konnte, mit jenem harmonirte und nach alter Familientradition sich in seinem Glanze sonnte. Im Vergleich mit allen übrigen Theilen Italiens ist Toscana glücklich gewesen. Welche immer die Sünden der ersten Mediceischen Herrscher, die Schwächen und Fehler der späteren sein mochten — der florentinische Charakter hat sich in ihnen nie ganz verleugnet, ja es ist immer etwas vom florentiner Bürger, diesem auch in der Aristokratie unzerstörbaren Typus, an und in ihnen geblieben. Jeder auf seine Weise, keineswegs immer auf die rechte Weise, haben sie die Verpflichtung empfunden, welche der Ruhm der Ahnen ihnen auferlegte — Noblesse oblige. Sie haben, es ist wahr, traurig geendet. Von den beiden Söhnen Cosimo's III. ist der ältere als Erbprinz den Folgen seiner Ausschweifungen erlegen; aber der Palast Pitti verdankt seiner warmen Kunstliebe viele seiner schönsten Bilder. Der zweite, der Letzte des Geschlechts, Johann Gasto, ist, nicht ganz durch eigne Schuld, in Crapüle untergegangen, aber es hatte eine Zeit gegeben in welcher Leibnitz den begabten vielversprechenden Jüngling „principum decus“ nannte. Mit Mediceischen Gemälden hat Beider Schwester etwas von Mediceischem Sinn nach Düsseldorf gebracht, wo sie siebenundzwanzig Jahre lang als Kurfürstin von der Pfalz lebte. Doch, wie gesagt, für Selbständigkeit war unter den Medici kein Raum mehr.

Der Staat hatte sich erweitert, der Wirkungskreis des Einzelnen hatte sich verengt. Toscana brachte tüchtige Administratoren und gewandte Diplomaten hervor, ausgezeichnete Gelehrte, talentvolle Künstler, auch nachdem die sonnige Höhe längst überschritten war: Charaktere wie in den Tagen der Freiheit konnte es nicht mehr gebären.

Seine historischen Namen blieben. Die Nachkommen derer welche einst im Kampf wie im Frieden, innerm wie äusserm, die Republik gelenkt und wie Piero und Niccolò in ihrem Dienst gestorben, fuhren fort grosse Paläste und Villen zu bauen und mit Kunstwerken und Büchern zu schmücken. Manche übernahmen öffentliche und Hofämter und waren Mitglieder des florentinischen Senats, des eigentlichen Repräsentanten des alten Gemeinwesens, Andere büssten für ihre Feindseligkeit gegen die neue Regierung, noch Andere setzten ihre Bankgeschäfte in Frankreich fort. Manche beschäftigten sich mit der Literatur oder traten in den Kirchendienst, der sie zu Bisthümern wie zum römischen Purpur führte. Nicht weniger als sechzehn von ihnen sind Mitglieder der Sprachakademie der Crusca gewesen. Zu Anfang des letzten Jahrhunderts erbaute Alessandro Capponi Marchese von Magliano, Repräsentant der Linie Niccolò's und in Rom bei einem Oheim-Cardinal aufgewachsen, in Via San Sebastiano, in der Nähe der Kirche der Annunziata, damals am Ende der Stadt und von Gärten umgeben, nach der Zeichnung Carlo Fontana's den im Jahre 1705 vollendeten Palast, der mit römischen Bauten wetteifert und in Florenz nur dem der Pitti an Grösse nachsteht. Kurz vor der Mitte des nämlichen Jahrhunderts entstand ein zweiter Palast in Via Larga, Eigenthum einer andern von einem Enkel Neri's stammenden Linie, nach deren Erlöschen er an einen Neffen des letzten Polenkönigs kam. Andere florentinische Häuser tragen an ihrer Stirnseite das Capponi'sche Wappen, den einfachen schwarz und weiss schräg getheilten Schild. So der schon erwähnte Palast in Via de' Bardi, welchen Niccolò da

Uzzano baute, der in den ersten Decennien des 15. Jahrhunderts in der Aristokratenpartei die Vermittlerrolle spielte, und dessen einzige Tochter diesen ernsten Bau, eines der ältesten unter den grossen Familienhäusern, an die ihn heute noch besitzende Linie der Capponi brachte. Bei der Trinitàbrücke auf dem linken Ufer des Arno, nicht ferne von den vormaligen Häusern der Soderini und denen der stammverwandten Vettori sieht man die Wohnung der berühmten Capponi des 15. und 16. Jahrhunderts, die man die Scipionen von Florenz genannt hat. Ihre rühmlichen Thaten, in farbenreichen Fresken von Bernardino Poccetti's gewandter Hand, schmücken die Wände des grossen Saales, während im alten Palast der Signorie, in dem sogenannten Quartier Leo's X., welches Giorgio Vasari für Cosimo I. ausmalte, mehre ihrer Bildnisse in den historischen Darstellungen angebracht sind.

In der Via Larga, gegenüber dem Palaste der grossen Medici trägt ein anderes Haus, seit beinahe einem Jahrhundert Eigenthum der Covoni, das Capponische Wappen. Am Aufgange zur Treppe steht eine Marmorstatue der Justitia, welche der Inschrift zufolge Giuliano Capponi, Gouverneur von Livorno in den letzten Mediceischen Zeiten errichtete. Ein Gino Capponi, von dieser ebenfalls von dem Neri des 15. Jahrhunderts stammenden Linie, stand erst im neapolitanischen, dann unter Grossherzog Leopold im toscanischen Kriegsdienst und brachte es zum Generalsrang. Er hatte nie etwas von Krieg gesehen, erzählt sein Enkel, aber man sprach von seinen drei Victorien — es waren drei Damen des Namens denen er den Hof gemacht hatte. Im Jahre 1767 ging er nach Madrid, dem Könige Carl III. die Geburt einer Enkelin anzuzeigen, der ältesten Tochter Leopolds des nachmaligen teutschen Kaisers, Marie Therese, die im Jahre 1827 als Königin von Sachsen gestorben ist. Sein Sohn Pier Roberto, dem er ein zerrüttetes Vermögen hinterliess, erbte im Jahre 1788 das sehr bedeutende eines Agnaten, des

Marchese Alessandro, Enkels des gleichnamigen Erbauers des Palastes in Via San Sebastiano, dessen lebensgrosses Bildniss in einem der Säle des Erdgeschosses, gegenüber dem seiner hübschen und lebendigen Frau, gerade keinen vielverheissenden Eindruck macht. In diesem Palaste wurde am 14. September 1792 Gino Capponi geboren, der einzige Sohn Pier Roberto's und der Maria Maddalena Frescobaldi, die einer Familie des alten Adels entstammte. Als Grossherzog Leopolds zweiter Sohn Ferdinand im Frühling 1791 als Nachfolger seines Vaters nach Florenz kam, war der Marchese Pier Roberto Capponi zum Obersthofmeister der jungen Grossherzogin Luise Marie von Bourbon-Neapel ernannt worden, deren Vermälung im vorausgegangenen Herbste in Wien stattgefunden hatte.

2.

Kindheit. Florenz und Wien.

Am Tage der Geburt Gino's liess Grossherzog Ferdinand, der sich mit Familie und Hof auf Lorenzo's il Magnifico schönem Poggio a Cajano, bis zum Jahre 1848 gewöhnliche Herbstvilleggiatur, befand, Vater und Mutter durch ein Schreiben seines Obersthofmeisters Marchese Manfredini beglückwünschen, dem er eigenhändig herzliche Worte beifügte. Die älteste Erinnerung des noch nicht Vierjährigen trifft mit dem ersten Erscheinen der französischen Republikaner zusammen. Er erzählt, wie er am 1. Juli 1796 mit den Hausgenossen nach dem grossen Gitterthor des Gartens eilte, um den General Bonaparte vorbeikommen zu sehn, der nach der Besetzung Livorno's dem Grossherzoge einen vielbesprochenen Besuch abstattete und nach dem Palast Ximenes heute Panciatichi in Borgo Pinti fuhr, der Wohnung des Bevollmächtigten des Directoriums, A. F. Miot, nachmaligen Grafen von Melito. Die Republikaner sollten bald auf gar ernste Weise in das Leben des Knaben eingreifen. Am Morgen des 27. März 1799 verliess der Marchese Capponi mit dem Hofe Florenz. In den fragmentarischen Aufzeichnungen später Jahre hat der Sohn die Bestürzung und den Schmerz geschildert, welche sozusagen die gesammte Bevölkerung erfüllten, als

ihr guter Herrscher ins Exil ging, den Widerwillen und Hass womit die Fremden aufgenommen wurden, welche alle Verhältnisse gewaltsam störten und nebenbei raubten, wie denn eine gewählte Sammlung alter, zumtheil historischer Waffen der Familie von ihrer Villa an der Bologneser Strasse verschwand.

Der schlimme Besuch währte bekanntlich nicht lange. Im Juni sah der Knabe an Porta Romana den Einzug Macdonalds, der von Neapel kam um in Oberitalien Moreau Hülfe zu bringen, und zu Anfang des folgenden Monats war er vor Porta San Gallo, als die traurigen Reste des in dem dreitägigen heissen Kampfe an der Trebbia geschlagenen Heeres den Weg durch Toscana, wo sie sich nicht halten konnten, nach der genuesischen Riviera einschlugen. Am Abende des 7. Juli schaute er im Borgo San Niccolò dem Einzug der Aretinischen Freischärler zu. Ein für die gegen die Franzosen in Ober- und Mittelitalien kämpfenden Oestreicher und Russen nicht zu verachtender Succurs, hatten sie auf eigne Hand den grössten Theil Toscana's von dem Feinde gesäubert, überliessen sich nun aber im Siegesbewusstsein den Excessen, die von den Erfolgen undisciplinirter Banden unzertrennlich sind. Aber auch die Anhänglichkeit des Volkes an den Grossherzog und an seine alten Zustände gab sich auf rührende Weise kund. „Es war", sagt Gino Capponi, „in dem Taumel der ersten Tage nach der Befreiung ein rechtes Gemisch von wahrhaften Empfindungen und von Frenesie. Wir küssten ein Bildniss des Grossherzogs, welches Tommaso Puccini, der von mir wie ein Vater geehrte und geliebte Director der Gallerie der Uffizien, unter dem Beifalljauchzen der Menge nach dem Palazzo vecchio zurückbrachte. Als nach dem Abzuge der Franzosen, während der Platz mit Volk gefüllt war, die Thurmglocke des Palastes die Mittagstunde verkündete, was von den Fremden aus Argwohn vor Bewegungen untersagt worden war, kniete Alles beim ersten Glockenschlage nieder. Das Volk offenbarte in die-

sem Moment seine innerste Natur, und heute noch überläuft es mich wenn ich dieses Schauspiels gedenke."

Im Herbste kehrte der Vater im Urlaub nach Florenz zurück. Die Familie war ihm bis Venedig entgegengereist, wo damals das Conclave eröffnet wurde, welches Pius VII. auf Petri Stuhl erhob. Der Knabe sah bei der Leichenfeier für Pius VI. in San Pietro in Castello den Cardinal Chiaramonti mit dem bleichen Angesicht und dem dunklen Haar, und hörte sagen die Wahl könne wol auf ihn fallen. Den Winter von 1799 auf 1800 brachte die Familie in der Vaterstadt zu. Es war die traurige Zeit einer kopf- wie masslosen Reaction. Nur darauf bedacht die während der drei Monate französischer Occupation hervorgetretenen revolutionären Sympathien zu ahnden, von denen die immense Majorität völlig frei geblieben war, hat sie die Anhänglichkeit an die alten Zustände erschüttert, dem Franzosenthum vielmehr den Weg gebahnt statt es zu unterdrücken. Eine Reaction, welche nebenbei die äusserste Unfähigkeit in der Verwaltung an den Tag legte, und das Land ökonomisch vollends zugrundezurichten drohte, wie sie es politisch misregierte. Der Grossherzog wäre am liebsten alsbald nach der Befreiung Toscana's von den ungerufenen Gästen nach Florenz zurückgekehrt, aber dies stimmte nicht mit den wiener An- und Absichten überein. Der Minister des Auswärtigen Freiherr von Thugut behielt die Opposition, der er jahrelang von Seiten des vertrauten Rathgebers Ferdinands III. begegnet war, so treu im Gedächtniss, dass er an die Einsetzung einer kaiserlichen provisorischen Regierung in Toscana dachte wie sie in Modena bestand, während die Souveräne dieser kleinen Staaten in seinen Augen nichts als östreichische Erzherzoge waren. Die grossherzogliche Familie war sehr ungerne in Wien, wo sie ihre Abhängigkeit lebendig empfand, und wo weder Hof noch Publicum für die Brüder des Kaisers, wenn man den von diesem mit Eifersucht behandelten Erzherzog Carl ausnimmt, günstig gestimmt waren. Die Grossherzogin

schrieb an ihren Obersthofmeister, den sie mit der namentlich am neapolitanischen Hofe herrschenden Vertraulichkeit jener Tage „Berto mio“ nennt und mit du anredet, Briefchen über Briefchen, in denen sie die Freundlichkeit von Kaiser und Kaiserin (Letztere war ihre Schwester Marie Therese, Franz' II. zweite Gemalin) und die Hoffeste preist, aber ihrer Sehnsucht wieder in Florenz, inmitten des treuesten und anhänglichsten Volkes der Welt zu sein, auf rührende Weise Ausdruck giebt. Die Arme sollte Toscana nicht wiedersehn.

Im Frühling 1800 ging die ganze Familie Capponi nach Wien, wo sie Anfang Mai eintraf. In seiner späten Lebenszeit hat Gino, bei dem die Erinnerungen dieser in der Fremde verbrachten Jahre der Kindheit, schon um des scharfen Contrastes mit den nachherigen willen, äusserst lebendig geblieben waren, gerne erzählt, wie man damals von allen Seiten wie zu einer Pilgerfahrt nach Wien zog, von wo man bald mit dem Grossherzoge zurückzukehren hoffte. Und doch war schon am 9. October 1799 Napoleon Bonaparte bei Fréjus gelandet, hatte im folgenden Monat das Directorium gestürzt, am 13. December als erster Consul an der Spitze des Staates Stellung genommen. Im April hatte bereits der Kampf so in Piemont wie am Oberrhein wiederbegonnen — ja längst vor der Katastrophe vom 27. März 1799, nämlich bei der im Juni 1798 während des Rastatter Congresses zwischen dem kaiserlichen und dem französischen Bevollmächtigten zu Selz im Elsass stattgefundenen Besprechungen, hatte der Wiener Hof die höchst bedenkliche Frage der Abtretung Toscana's und anderweitiger Compensation für den Grossherzog angeregt. Am 14. Juni 1800 entschied die Schlacht von Marengo das Schicksal Italiens. Im October wurde Toscana von den Franzosen besetzt und die grausame Plünderung Arezzo's bestrafte die glücklichen Freischaarenzüge des vorausgegangenen Jahres. Der am 3. December von Moreau über Erzherzog Johann bei Hohenlinden erfochtene Sieg setzte

Wien selbst in Schrecken. „Am Weihnachtstage", erzählt Gino Capponi, „waren wir bereit, mit dem Hofe nach Brünn in Mähren zu flüchten, als Erzherzog Carl mit dem (zu Steier) abgeschlossenen Waffenstillstand eintraf, der diesem Krieg ein Ziel setzte. Am späten Abende war eine Masse Volkes auf dem St. Michaelsplatze versammelt, als der Erzherzog am Thore der Hofburg abstieg, wo man zur Staatskanzlei geht. Lauter Zuruf ‚unser Held!' begrüsste ihn, dem die Herzen umsomehr entgegenschlugen, da er, durch brüderliche Eifersüchtelei ferngehalten, an den neuen Unglücksfällen unbetheiligt war."

Nach den Berichten des preussischen Gesandten Grafen Keller hätte in gedachtem December, als Graf Ludwig Cobenzl und Joseph Bonaparte inmitten des Waffenlärms bereits in Lunéville zu unterhandeln begonnen hatten, die grossherzogliche Familie sich der Rückkehr nach Toscana so sicher geglaubt, dass die Wagen der Grossherzogin schon gepackt standen — eine Nachricht die sich mit der obigen Erzählung nicht recht verträgt und ebensowenig zu der Lage der Dinge in Italien stimmt. Wie dem immer sein mag, der am 9. Februar 1801 zu Lunéville geschlossene Friede machte allen Hoffnungen ein Ende. Man weiss wie schwer Ferdinand III. sich in das über ihn verhängte Loos fand — man weiss auch, wie das vom kaiserlichen Hofe in seiner Angelegenheit beobachtete Verhalten und die ihm nach mancherlei Schwierigkeiten und unerquicklichen Weiterungen zutheil gewordene elende Compensation in ihm eine Verstimmung erzeugt hat, die nie völlig gewichen ist. Hat er sich doch überhaupt sein ganzes Leben lang am wenigsten durch das in Wien stets festgehaltene Princip der gemeinsamen Hausinteressen leiten lassen. Anfangs zog er sich nach Gratz zurück, wohin die Familie Capponi ihm folgte, nachdem die Marchesa mit ihrem Sohne eine Reise nach der Hauptstadt Ungarns gemacht hatte, deren Anblick bei Letzterm tiefen Eindruck zurückliess. Später hatte Ferdinand dann doch wieder seinen Aufent-

halt in Wien genommen, bevor er sich nach Salzburg seiner neuen Residenz begab.

Es ist begreiflich, dass dieser wiener Aufenthalt unter den veränderten Umständen der florentinischen Familie wenig zusagte. Wie Adel und Volk in Toscana im Allgemeinen, waren auch sie Ferdinand III. und den Seinigen aufrichtig ergeben. Aber sie hatten sich schwer von der Heimat getrennt, wo ihre Position eine grosse, ihre Interessen vielfach waren. In dem nun beinahe zehnjährigen Knaben lebte die lebendigste Sehnsucht nach Himmel und Land von denen er geschieden. Sein Leben lang ist er, der Vielgewanderte, wie er mir oft gesagt, „Cupolino" geblieben, nämlich er ist, mit ächt florentinischer Sinnesart nie glücklicher gewesen, als wenn sein Blick Brunellesco's Domkuppel erreichte. Die Erinnerung an die in Wien verbrachte Zeit blieb in ihm sehr lebhaft, aber diese Zeit liess eine gewisse Abneigung in ihm zurück. Es war eine Art Incompatibilität, die sich auf die teutsche Nation und ihre Literatur zwar nicht erstreckte, aber auf deren Berührung mit Italien einen gewissen Widerschein warf, wo es sich um nationale Differenzpunkte handelte, deren es leider in seiner Zeit nur zu viele gegeben hat.

Wie sich von selbst versteht, sind seine wiener Erinnerungen in Bezug auf Leben und Literatur kaum viel anderes als Reflexe von später Vernommenem und Besprochenem, umsomehr als die Familie mehr mit den zahlreichen Italienern, die damals zu kürzerm oder längerm Aufenthalt in der Kaiserstadt waren, als mit Einheimischen umgegangen zu sein scheint, und der Knabe einen toscanischen Abate zum Hofmeister hatte. Zu den Landsleuten gehörten der Sienese Graf d'Elci der Satirendichter, Humanist und Bibliophile, welcher der Biblioteca Laurentiana seine kostbare Sammlung alter Drucke vermachte, Giovan Batista Baldelli der schon sein Buch über Petrarca herausgegeben hatte, welchem die fleissigen Arbeiten über Boccaccio und Marco Polo folgen sollten, Pietro Bagnoli der

Erzieher des Erbgrossherzogs Leopold, von welchem Capponi mit richtiger Bezeichnung seiner literarischen Erscheinung sagt, in ihm sei die Jugend eines grossen Dichters angebrochen aber ein frühes Greisenalter gefolgt. Noch war die Erinnerung an Metastasio lebendig, und der Knabe besuchte mit seinem Hofmeister oft die Sanct Michaelskirche, wo er gleich links vom Eingange begraben lag, „nach zwanzig Jahren noch ohne einen Stein der auch nur seinen Namen genannt hätte." Gleich seinem ältern Zeitgenossen Giovanni Rosini hat auch er bis zu spätesten Jahren ein Herz für den Dichter bewahrt, von dem er urtheilte, er sei heute zu sehr vernachlässigt, und keiner erreiche ihn in der Fülle des Wohllauts und der stets durchsichtig klaren, natürlich fliessenden und reinen Diction. Von wiener Literaten sind bei Gino Capponi keine Eindrücke geblieben; nur Sonnenfels den Publicisten und Rechtslehrer nennt er, der damals eines Rufes genoss welchen die langwierige gegen ihn unterhaltene Opposition über Gebühr gesteigert hatte. „Eine einzige Kunst", bemerkt er, „stand in hoher Blüte, die Musik. Es war ihr goldnes Zeitalter, und von Italien her, wo sie, mit den Fürsten zu herrschen gewohnt, die neue Zeit minder günstig fand, hatten manche ihrer Jünger sich eingefunden. Man versuchte, mit welchem Erfolge weiss ich nicht, Verschmelzung teutscher mit italienischer Tonkunst; jene vertraten Mayer und Weigl, diese Cherubini, Salieri, Paer. Damals sang Marchesi, der, als Souverän in seinem Fach, sich vorgenommen hatte den Mund nicht zu öffnen, wo Franzosen schalteten."

Am 19. September 1802 starb die Grossherzogin. Die Verpflichtung des Marchese Capponi nahm damit ein Ende. Doch brachte die Familie noch den folgenden Winter in Wien zu, das sie am 1. Mai 1803 verliess. Unmittelbar zuvor, war Ferdinand III. nach Salzburg übergesiedelt, wo er am 29. April seinen feierlichen Einzug hielt, unzufrieden mit seinem neuen Loose, mit dem er sich nie ver-

söhnt hat. „Klima, Lage, Stille der Stadt, Beschränktheit des Staates waren ihm zuwider; Toscaner von Charakter und Traditionen, in Oestreich vernachlässigt, pflegte er die Teutschen Klötze zu nennen, und hat sich nie unter ihnen gefallen." „Ich richte zwei Zeilen an Sie", schrieb er an den Marchese Capponi nicht lange nach dessen Abreise, „damit Sie sehen dass ich noch lebe, ungeachtet des bestialischen Klima." Und bald darauf: „Wir führen hier das gewohnte Leben und unsere Colonie langweilt sich. Uns fehlt's an allem auf allen Seiten; wir sind alle melancholisch geworden. Wir versuchen uns so gut es geht auf italienische Weise einzurichten, denn so lange ich lebe werde ich Italiener bleiben." In den Briefen die er in spätern Jahren, als er Grossherzog von Würzburg war, an seinen Obersthofmeister Fürst Rospigliosi schrieb, wenn dieser sich zeitweilig in der Heimat aufhielt, sucht man vergebens nach irgendeiner bemerkenswerthen Aeusserung über Land und Leute, da sie nur über Hof und Hoffeste Details geben. Sie zeigen aber doch, obgleich die alte Sehnsucht nach Italien, seinem Himmel, seiner Sprache durchblickt, dass er mit den „Klötzen" besser als zu Anfang auskam, wie sich denn zwischen ihm und dem fränkischen Adel, der in der Winterszeit seine schöne Residenz belebte, die freundlichsten Beziehungen gebildet haben. Der eben erwähnte römische Fürst, aus toscanischer Familie und mit ansehnlichem toscanischen Besitz, war als Oberstkammerherr mit Ferdinand nach Wien gegangen und blieb in dieser Stellung bis der Marchese Manfredini ihm Platz machte.

Federigo Manfredini von Rovigo, Major im östreichischen Dienst, war im Jahre 1776 von Joseph II. zum Erzieher der Söhne seines Bruders Leopold ausersehen worden, und hatte, als der zweite seiner Zöglinge, Ferdinand, dem Vater in Florenz nachgefolgt war, unter dem Titel eines Obersthofmeisters nicht die Verwaltung wohl aber die Politik Toscana's geleitet. In Wien wegen seiner liberalisirenden

Tendenzen und seiner Bemühungen zur Aufrechthaltung eines auskömmlichen Verhältnisses zur französischen Republik übel angeschrieben, ein erklärter Gegner des Ministers Thugut aber schon um desswillen, abgesehen von alten persönlichen Beziehungen zum Hofe, nicht ohne Credit bei dessen zahlreichen Widersachern, hatte er im Jahre 1799 nicht die Erlaubniss erlangen können seinem Herrn zu folgen, oder von Palermo aus, wohin er sich damals geflüchtet, sich zu ihm zu begeben. Der vertraute Rath eines Erzherzogs war in Triest, als er von Messina kommend landen wollte, zurückgewiesen und zum Umkehren gezwungen worden, und dieser Erzherzog hatte seiner Schwiegermuttter, der Königin Marie Caroline mittheilen müssen, kein toscanischer Minister werde in den östreichischen Staaten zugelassen werden. Erst lange nachher, als die Friedenspartei völlig gesiegt hatte, war Manfredini wieder zu Gnaden aufgenommen, mit Ferdinand nach Salzburg gegangen, wo sich jedoch das alte Verhältniss nur äusserlich herstellte. „Dem Grossherzoge", sagt Gino Capponi, „wurde er lästig, weil er sich ihm wieder, wie vormals als alter Lehrer aufzudringen suchte; beim wiener Hofe war er ungern gesehen weil von Altersher ein Anhänger der französischen Ideen. So überwarf er sich endlich mit Oestreich, in einer Verstimmung die etwas von niedriger Gesinnung an sich hatte, und wandte sich Napoleon zu, wobei er nichts gewann sondern im Gegentheil von seiner Reputation einbüsste, so dass er seine späten Jahre in unrühmlicher Vergessenheit verbrachte." Manfredini war jedoch während der beiden Jahre, welche Ferdinand in Salzburg verlebte, erster Minister des Ländchens geblieben, in welchem er für grosse Umgestaltungen Raum fand, und am 1. März 1806 hatte er in dem ephemeren Kurfürstenthum Beamte und Volk des Huldigungseides entlassen, als der Presburger Friede Salzburg und Berchtesgaden der östreichischen Monarchie einverleibte. Der nunmehrige Grossherzog von Würzburg verlieh ihm dann,

auf seinen Wunsch, den Abschied, worauf er in die Heimat zurückkehrte, eine vielbewegte Laufbahn in Ruhe, wenngleich nochmals als Zeuge grosser Wechsel zu beschliessen. Er starb sechsundachtzigjährig im September 1829 auf seinem Landsitze Campo Verardo zwischen Padua und Rovigo.

Die Familie blieb vierzehn Tage in Salzburg, dann trat sie den Rückweg nach Italien an. „Die langersehnte Rückreise war nicht ohne Schmerz. Mein Vater war nicht ehrgeizig, obgleich er im häuslichen Leben auf jenes Decorum hielt, dessen Idee der heutigen Welt abhanden zu kommen scheint. Von Temperament melancholisch, aber in seinem Innern ruhig und in kleiner Gesellschaft gerne und heiter; von grösster Rechtlichkeit und von Jugend an wegen seiner Güte und Milde von Allen geehrt und geliebt; voll Empfindung, obschon sie durch die Scheu vor Aeusserlichkeit gedämpft erschien die einen ältern Mann so wohl kleidet. Die Trennung vom Grossherzoge war für ihn wie ein Abschied von vieljähriger Freundschaft, der ihm so nahe ging dass man für seine Gesundheit fürchtete.“ Unter heftigem Schneesturm auf dem Brenner stiegen die Reisenden nach Italien hinab — am Fusse der Berge angelangt, übernachteten sie in Veronetta, der Kleinseite der schönen und festen Stadt an der Etsch, welche die Laune damaliger sogenannter Friedensschlüsse halb an Oestreich, zur andern grössern Hälfte der Cisalpinischen Republik gegeben hatte. Auf der Mitte der Brücke standen die Schildwachen und wurde der Pass vorgezeigt.

3.

Lehrjahre. Französische Zeit.

Als Gino Capponi, beinahe eilfjährig, die Heimat wiedersah, lag der junge Herrscher, welchem die Lünéviller Abkunft das Land zugetheilt hatte, im Sterben. Ludwig von Bourbon Prinz von Parma, Enkel jenes Don Philipp von Spanien, welchen die Toscaner im Jahre 1737 lieber als Nachfolger der Medici angenommen haben würden, statt des ihrem Lande fremd und ferne bleibenden lothringischen Herzogs, hatte von seinem Königreich Etrurien geringe Freude. Die im Herbste 1802 nach Spanien unternommene Reise rieb seine schwachen Kräfte auf, sodass er am 27. Mai 1803 dreissigjährig einer Abzehrungskrankheit erlag, indem er einen kaum dritthalbjährigen Sohn unter Vormundschaft der Mutter, Marie Luise von Bourbon-Spanien zurückliess. Ein kraftloser unselbständiger Staat, welchen, mehr als eine unverständige Regentin, französische Proconsuln unter dem Namen ausserordentlicher Gesandten beherrschten und seine Abhängigkeit fühlen liessen. So ist es nicht zum Verwundern, dass die Anhänglichkeit der Toscaner an Ferdinand III. die alte blieb, obgleich mit der Flucht der Jahre die Wahrscheinlichkeit einer Rückkehr desselben immer abnahm. Der Presburger Vertrag und dessen Folgen gaben ganz Italien mit Ausnahme Roms in

französische Gewalt, nachdem durch Vereinigung der Ligurischen Republik mit dem Kaiserreich und Umgestaltung des kleinen Lucca die napoleonische Macht schrittweise gegen Süden vorgerückt war. Es hat auch wol in Florenz keine grosse Ueberraschung erzeugt, als im December 1807 das Königreich Etrurien plötzlich ein Ende nahm und das Land französische Provinz wurde. Ja, obgleich man das Aufhören mancher mit der Autonomie verschwindenden Sondergestaltungen alter Zeit bedauerte, hat man den tüchtigen Eigenschaften der französischen Verwaltung Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wenn nicht einerseits die Conscription stets neue Wunden geschlagen, andrerseits das Continentalsystem den Traditionen des an freie Bewegung gewohnten Landes widersprochen und seiner in den Revolutionstagen hart geschädigten Prosperität neue empfindliche Stösse versetzt hätte, würde man sich noch besser als geschah in das fremde Wesen gefügt haben, da die Reformen der Leopoldinischen Zeit mehr als in andern Theilen Italiens die Uebergänge aus den alten in die neuen Verhältnisse vermittelt und die Ecken abgeschliffen hatten. Neben gedachten beiden Hemmnissen aber haben dann, gerade von dem Zeitpunkt an, wo in Toscana die innere Lage sich günstiger zu gestalten begann, die kirchlichen zur Invasion von Rom und zur Gefangennehmung des Papstes drängenden Conflicte nochmals zur Schärfung der Gegensätze beigetragen.

Begreiflicherweise blieben die Traditionen lebendig in einer Familie, die mit dem alten Herrscherhause durch so manche Bande zusammenhing. Gino Capponi wuchs in diesen Traditionen auf. Aber Auge und Sinn waren bei ihm zu offen, als dass die auch in Italien auf die gewiss nicht unthätige, aber dennoch in mehr als einer Beziehung erschlaffende vierzigjährige Friedenszeit des letzten Jahrhunderts begonnene grosse Bewegung nicht auf ihn eingewirkt hätte. Diese Bewegung hatte sich einigermassen geklärt, der Wirbel, in welchen so manche seiner älteren

Zeitgenossen hineingerissen wurden, hatte in seinem gefährlichen Kreisen nachgelassen, als er ins Jünglingsalter trat. Die grossen Ereignisse deren Zeugen diese Jahre waren, mussten auch auf solche, die den zum Durchbruch gekommenen Ideen und Principien feindlich gegenüberstanden, Wirkung ausüben. Um wie viel grösser musste die Wirkung auf junge Gemüther sein. Der Geschützesdonner von Austerlitz, Jena, Wagram hallte auch am Ufer des Arno nach.

Die Erziehung des Jünglings, wenn sie die herkömmlichen Schranken des häuslichen Unterrichts nur insofern durchbrach, dass er in dem nahen Servitenkloster (bei der Kirche der Annunziata) und in San Giovannino, dem Collegium der Schulbrüder vom Orden St. Joseph Calasanzio's einzelne Vorträge hörte, war eine sorgfältige und wahrhaft liberale. Grossen Einfluss auf dieselbe hatte ein schon genannter Mann, Tommaso Puccini von Pistoja, Director der Gallerie der Uffizien, derjenige, welcher die Mediceische Venus und die vornehmsten Schätze dieser Sammlung nach Palermo rettete, ohne jedoch erstere vor der jede Schranke durchbrechenden französischen Habsucht dauernd schützen zu können. Puccini, dessen Gesichtskreis sich in Rom in den schönen friedlichen Tagen Pius' VI. erweitert hatte, war ein ebenso feiner Kunstkenner als ein Kenner des classischen Alterthums. Seine Uebersetzung des Catull, noch in unsern Tagen wiederaufgelegt, giebt Zeugniss von seinem Geschmack und seiner Formgewandtheit. Er hat an dem jungen Capponi den lebendigsten Antheil genommen und bestimmenden Einfluss auf ihn gehabt, und noch in spätesten Jahren sprach dieser mit warmer Anhänglichkeit von dem Manne, der ihn in gleicher Weise auf classische und moderne Literatur und Kunst hinwies.

In demselben Sinne hat sein vornehmster Lehrer auf ihn gewirkt, Giovan Batista Zannoni, Lanzi's Nachfolger als Antiquar des Museums, der gründlichste toscanische

Alterthumsforscher neuerer Zeiten. Zugleich ein tüchtiger Philologe und feiner Kritiker, war Zannoni voll Geist und Leben in der Handhabung des specifisch florentinischen Dialects der niedern Stände, den er in kleinen Comödien mit Glück anwandte. Den griechischen Studien widmete sich der Jüngling bei dem Pater Battini, vom Orden der Serviten, und in einer Zeit in welcher diese Studien in Toscana sehr vernachlässigt wurden, hat er dieselben stets hochgehalten und auf die Nothwendigkeit ihrer Wiederaufnahme hingewiesen, die erst in seinem hohen Alter erfolgt ist. Zu seinen Lehrern gehörte noch der Calasanzianer Stanislao Canovai, der Geschichtschreiber der Seefahrten Amerigo Vespucci's und lebenvolle geistliche Redner, der ihn, obschon Mathematik das Unterrichtsfach war, namentlich auf historische Studien hingewiesen hat. In seiner ersten kleinen Schrift, von welcher später die Rede sein wird, hat er diesen seinen Lehrer geschildert. „Kraft und Eigenthümlichkeit seines Geistes befähigten diesen Mann von den schwierigsten Gleichungen der Algebra zu den kühnsten Flügen der Eloquenz, von den sonnigen Höhen der Poesie zu den detaillirtesten Forschungen der Kritik überzugehen. Stets im Kampfe mit sich selber, vermochte er die Wärme seines Temperaments nicht immer nach der Norm der Reflexion zu bemessen, noch die Schärfe seines Unwillens zu mildern. So war er vermöge seiner Sensibilität ebenso leicht gerührt wie erregt, und diese Eigenschaft äusserte sich nicht minder in den wechselnden Gemüthsstimmungen als in den angreifendsten Uebungen der Andacht und Nächstenliebe, indem der Geist der Religion, der ihn ganz erfüllte, ihn in allen Aeusserungen derselben das Wahre und Erhabene finden liess, das allein ihn anzuziehen fähig war.“ Ein Urtheil, welches er nach Verlauf von sechzig Jahren bestätigte, indem er hinzufügte: „Die Erinnerung an die geräumige Zelle in San Giovannino, wo ich Unterricht von ihm empfing, ist mir stets theuer geblieben.“ Man kann sagen, kein junger Patricier seiner Zeit ist sorg-

fältiger und in so verschiedenen Zweigen unterrichtet worden, und die Erinnerungen seiner späten Jahre zeigten, wie bei ihm die manchfaltigsten Dinge hafteten, welche nur der früheste Unterricht so dauernd einprägt. Zu Luigi Lanzi, der so in den etruskischen Studien wie in der modernen Kunstgeschichte als höchste Autorität galt, führte ihn Zannoni. Oft hat er des alten Mannes gedacht (Lanzi war im Jahre 1732 geboren), dessen Kränklichkeit ihn an ein hermetisch verschlossenes Zimmer fesselte, wo sich, dem Luftmangel zum Trotz, manche Literaten versammelten und der Cav. Onofrio Boni von Cortona, Baldelli's Landsmann und Freund, in Rom gebildet, in Antiquitäten und Kunsthistorie wohl erfahren und sowol Pompeo Batoni's wie Lanzi's Biograph, den Kranken und seine Gäste durch seine nicht immer gutmüthigen Erzählungen und Witze zu erheitern pflegte.

In vorgerückten Jahren erzählte Gino Capponi gerne von seiner Jugendzeit: zu bedauern ist es dass er nicht mehr davon aufgezeichnet hat als er Erinnerungen zu dictiren begann. Wir wissen durch ihn dass er, nicht lange nach der Heimkehr, Vittorio Alfieri vor Porta San Gallo umherfahren sah, vom hohen Sitz eines Phaeton sein Zweigespann lenkend, wie er, in einen rothen Mantel gehüllt, zu thun pflegte, bis an sein Ende ein leidenschaftlicher Pferdefreund. Wenige Monate später, am 8. October 1803, starb er, erst vierundfünfzig alt. Der Pater Canovai war bei seinem unerwarteten Tode gegenwärtig. In Florenz lebte damals mit der Gräfin Albany enge befreundet, eine piemontesische Dame, die Marquise de Priè, der Familie Turinetti angehörend, deren Chef mit dem Titel eines bevollmächtigten Ministers die östreichischen Niederlande im zweiten Decennium des 18. Jahrhunderts für den abwesenden Generalgouverneur Prinzen Eugen von Savoyen verwaltete, Schwiegertochter jener, deren Liebesketten der junge Alfieri auf die originelle aber practische Weise zerrissen hatte, die er in seiner Autobiographie so anschau-

lich schildert. Sie glaubte bemerkt zu haben wie der Alternde und Kränkelnde in religiösen Dingen von den „philosophischen" Grundsätzen seiner früheren Jahre zurückgekommen war — eine Bemerkung welche seine Gefährtin, die „Signora" wie er sie nannte, immer bestätigt hat. So ersuchte sie Canovai ihn zu besuchen — er weigerte sich, weil er ungerufen nicht gehn wollte. Da Alfieri's gichtisches Leiden sich steigerte, wandte die Marquise sich zum zweitenmal an den Geistlichen, der seine Weigerung schon bereute. „Im Moment als er ins Zimmer trat", erzählt Capponi, „neigte der Kranke, der auf einen Lehnstuhl hingesunken war, das Haupt und verschied. So lange Canovai lebte, ist ihm der schmerzliche Eindruck geblieben." Capponi hat Alfieri richtig geschildert. „Er war gross, wenn er seinen Willen da anwandte, wo der menschliche Wille am meisten vermag und am meisten gilt, in der Beherrschung seiner selbst. Sein Franzosenhass war beinahe zur Manie geworden — es war eine Art Danteschen Zornes in der Seele eines piemontesischen Grafen. In manchen Fällen ahnte er jedoch das Wahre. Indem er gegen Voltaire losging, traf er ins Schwarze, denn er erkannte sehr wohl die Hohlheit des Fundaments auf dem sie ihre Freiheit aufbauten, und es ist als habe er in der Republik von 1792 schon die von 1848 geahnt." Von Capponi's Beziehungen zur Gräfin von Albany wird noch die Rede sein.

Der Marchese Pier Roberto blieb seinen alten Neigungen treu. Auch wenn er nicht mit dem Grosskreuz des ungarischen Stephansordens geschmückt gewesen wäre, würde er sich unter der neuen Ordnung der Dinge von Allem ferngehalten haben, ohne sich jedoch feindselig zu zeigen. Als Napoleon zu Anfang 1808 die sogenannte Organisations-Junta bestellte, welche Toscana in eine französische Provinz umwandeln sollte, ernannte der Präsident dieser Junta, General Menou, ihn zum Maire von Florenz. Er machte es nicht wie einige Zeit später in Rom der

Neffe Pius' VI., der Duca Braschi — er lehnte ab. Menou drohte ihn nach Fenestrelle abführen zu lassen, ein Mittel womit man in jenen Tagen den Trotz brach. (Die obengenannte Marquise de Priè erfuhr es, als sie das Unglück hatte dem Imperator zu misfallen.) Die Drohung fruchtete nicht. Der Sohn hat Abdallah Menou geschildert, wie er, nach der Hochmesse am Napoleonstage mit grossem Gefolge vom Domplatz nach dem Palast Pitti, der Residenz der Junta zurückkehrend, in der Nähe von Santa Maria maggiore seine Carrosse halten liess, und in Uniform, dick, kahlköpfig, roth im Gesicht, einer Figurantin des Ballets einen Besuch abstattete. Man erinnert sich dabei des Porträts welches Marmont in seinen Memoiren von diesem Manne entwirft, „ein Querkopf, ein Narr, bisweilen unterhaltend aber ein Ruin für Alles was ihm übertragen wurde, unfähig auch nur das Geringste auszuführen; immer in Schulden und in hässlichen Schulden, da er das Geld wegwarf aber sich nie zu zahlen entschliessen konnte, jähzornig bis zum Punkte dass er einmal in Turin einen Fournisseur seines Hauses, der Geld verlangte, mit einem Holzscheit tödtete, und nur durch die unwandelbare Nachsicht Napoleons gehalten wurde, der ihm nicht vergass dass er ihm bei seinem Weggang aus Aegypten treu geblieben war."

Die Junta hatte jedoch tüchtigere Mitglieder als ihren nominellen Chef, und ihnen ist's zu danken dass sie im Lande ein gutes Andenken hinterlassen hat. Secretär derselben war ein edler Piemontese, nur um drei Jahre älter als Gino Capponi, der sich ihm enge angeschlossen hat und bis zu seinem Tode in freundschaftlichsten Beziehungen zu ihm geblieben ist. Cesare Balbo war schon zweimal als Kind in Toscana gewesen, als sein Vater Graf Prospero, nachdem er die Interessen des Hauses Savoyen und des Landes in Paris als Botschafter vertheidigt hatte, erst ein Genosse des Exils seines Königs Carl Emanuel IV., dann nach der Schlacht von Marengo aufs neue ein freiwilliger Verbannter, längere Zeit in Florenz verweilte.

Erst neunzehnjährig, wurde er zum Generalsecretär jener Behörde ernannt, von der er gesagt hat, dass sie annullirte, restaurirte, organisirte, aus Florenz, der Mutter der modernen Cultur, einen französischen Grenzort machte, und am Ende doch keine allzu unfreundliche Erinnerung zurückliess. Puccini war es, welcher Balbo in das Capponi'sche Haus einführte; der Sohn dieses Hauses nennt ihn „eine jener subalpinischen Naturen, aus denen gegenwärtig mehr zu machen ist als aus uns am Apennin Gebornen." Die Freundschaft zwischen Balbo und Gino Capponi liess die Leute von der Regierung hoffen, mittelst des Sohnes auf den Vater zu wirken, welchen sie umzustimmen sehnlichst wünschten, als das Bestreben, Toscana zu französiren, wie Napoleon es ihnen immer wieder empfahl, schwache Fortschritte machte. „Der Marquis Capponi", heisst es in einem Bericht der politischen Polizei, „gehört einer der ersten Familien des Landes an, ist jedoch ohne Einfluss. Er beschäftigt sich ausschliesslich mit Bewirthschaftung seiner Besitzungen, gilt aber für einen entschiedenen Gegner der gegenwärtigen Regierung. Vielleicht würde es sich empfehlen, sich seines Sohnes als Werkzeug politischer Conversion bei ihm zu bedienen." Inderthat hat man dies später versucht aber den Zweck verfehlt.

Man weiss dass, nach Abwicklung der toscanischen Organisationsgeschäfte, Balbo im Mai 1809 nach Rom versetzt wurde, wiederum als Secretär der Consulta, welcher in dem letzten nun dem Papste entrissenen Rest des Kirchenstaats dieselbe Aufgabe wie in Toscana zufiel — man weiss auch, welche Skrupel er empfand, sich irgendwie an dem napoleonischen Spoliationswerke zu betheiligen, Skrupel die er seinem jungen Freunde nicht verhehlte. Er ging doch — er war in Rom als Pius VII. gefangen weggeführt wurde, und wenn er sich sein Leben lang Vorwürfe über seine Betheiligung an einer Regierung gemacht hat, die zum Glück gleich der florentinischen grösstentheils in guten und geschickten Händen lag, so hat er andrerseits hier

Ueberzeugungen theils gewonnen theils gekräftigt, die seinem Denken und Handeln, als Schriftsteller wie als Staatsmann, den christlichen Grundton gegeben haben der ihre besondere Signatur bildet.

Im Frühling 1809 wurden die drei Departemente, in welche Toscana zerschlagen worden, Arno, Ombrone und Mittelmeer, mit den Hauptorten Florenz, Siena, Livorno, in ein dem schon in Turin und Genua installirten ähnliches Generalgouvernement vereinigt, unter der mehr nominellen als effectiven Verwaltung der Fürstin von Lucca und Piombino, Elisa Bonaparte Baciocchi, welche den Titel einer Grossherzogin erhielt. Es ist die Staatsform welche Toscana bis zu Ende der napoleonischen Zeit bewahrte, und es hat sich verhältnissmässig nicht zu beklagen gehabt. Elisa, eine Frau von Verstand und Einsicht, hat manche Härten ausgeglichen, manches Unverträgliche beseitigt oder wenigstens gemildert, die florentinische Aristokratie theilweise an sich zu ziehen gewusst. Wenn ihr auch noch nicht jene Französirung gelang, über deren Mangel ihr gewaltiger Bruder klagte, und welche er selbst durch Zwangsmittel herbeizuführen suchte die mehr schadeten als förderten, so hat sie doch eine Annäherung zuwegegebracht, zu welcher die elegante Hofhaltung im Palast Pitti das ihrige beitrug. Manche Toscaner sind damals zu bedeutenden Stellungen nach Paris gezogen worden, mehr als eine schöne Toscanerin hat gelegentlich in den Tuilerien geglänzt. Unter jenen befanden sich die beiden Männer, welche nachmals in der glücklichsten Zeit der Restaurationsepoche an der Spitze der Verwaltung des Grossherzogthums gestanden sind, Vittorio Fossombroni und Neri Corsini. Andere, unter denen Giovanni Fabbroni zu nennen ist, haben in der Hauptstadt des Kaiserreichs unter Umständen, die den alten ökonomischen Principien Toscana's, denen der Lothringischen Zeit nicht hold waren, dennoch in der Verwaltung einen geachteten Namen erworben. Wieder Andere sind durch die Protection welche

die neue Grossherzogin Künsten und Wissenschaften gewährte und seitens des Kaisers für dieselben erlangte, nach Paris gezogen worden. Dorthin lockte endlich Manche jener colossale Reichthum an Werken der bildenden Kunst, den das unter der Republik begonnene, unter dem Kaiserreich fortgesetzte Plünderungssystem, welchem gerade damals die Aufhebung der geistlichen Orden zugute kam, im Musée Napoléon mit geringen Kosten zusammenbrachte.

4.

Häusliche Verhältnisse und Genossen. Erste literarische Arbeit.

Gino Capponi's Jugend verfloss zugleich thätig und heiter. Er blieb das einzige Kind seiner Eltern, denen ein Töchterchen durch frühen Tod entrissen wurde. Sein Vater war ernsten ja zur Melancholie neigenden Temperaments, die Mutter verständig, fest, thätig, Beide streng religiös ohne Kleinlichkeit noch Befangenheit. Das Hauswesen war herrschaftlich ohne Verschwendung. Das Vermögen war namentlich für jene Zeit sehr bedeutend. Der prächtige Palast in Via San Sebastiano wäre für eine Repräsentation geeignet gewesen, wie sie in Florenz in jüngeren Zeiten nur bei den Corsini stattgefunden hat. Der Erbauer war an römische Verhältnisse und Lebensweise gewohnt, und römisch ist auch die ganze Erscheinung und Einrichtung.

Mit den Mängeln der Rococozeit vereinigen sich hier ihre Vorzüge. Der Stil der Façade ist incorrect und für die colossale Masse ist das Detail kleinlich, dennoch imponirt diese Masse. Tritt man durch das grosse Thor ein, so hat man einen auf drei Seiten von Arcaden umschlossenen Hofraum mit dahinterliegendem Garten vor sich, über welchen hinweg der Blick nach den hohen Baumgruppen des anstossenden grossen Gartens der Della Gherardesca

schweift, während man aus den obern Räumen nordwärts nach dem Monte-Morello und Fiesole hinschaut, auf der Südseite die ganze Hügelreihe von den östlichen Ausläufern der Fiesolaner Höhen an über Arcetri, San Miniato, Bellosguardo mit einem grossen Theil der Stadt vor sich ausgebreitet sieht. Die ansehnlichen Räume des Erdgeschosses, die grossartige Treppe auf deren erstem Podest heute in einer Nische die überlebensgrosse Marmorstatue Pier Capponi's im Act des Zerreissens des französischen Tractats steht, der riesige den Palast in zwei Hälften theilende Saal des Hauptgeschosses dessen Wände mit Fresken, Darstellungen aus der Familiengeschichte geschmückt sind, das Prunkgemach mit seinem reichen vergoldeten Mobiliar und der werthvollen auch einige neuere Werke enthaltenden Gemäldesammlung, die bis in die obern Geschosse hinauf grossen hellen schönen Wohnzimmer, die gewissermassen zwei für sich bestehende durch den Mittelbau mit einander verbundene Häuser bilden — alles dies hat kaum seinesgleichen in Florenz. Muster edler Palast-Architektur findet man hier genug, aber der Palaststil der Epoche des zugleich Grossartigen und Bequem-wohnlichen ist schon infolge der im Innern der Stadt herrschenden Raumbeschränkung verhältnissmässig selten vertreten, wenn man den einzigen Palast Corsini ausnimmt. Der Architekt Carlo Fontana, der einen in der Geschichte seiner Kunst längst berühmten Namen trug, war unter Roms Riesenbauten aufgewachsen. Wenn er in seinen dortigen Werken, unter denen das Hospiz von San Michele a ripa eine Stadt für sich bildet, gerade keinen reinen Geschmack an den Tag gelegt und der Stadt Fulda in dem Modell ihres, Sanct Peter nachgeahmten Doms kein glänzendes Geschenk gemacht hat, so muss man doch von ihm sagen, dass er sich auf die Anforderungen seiner Zeit an prächtige und bequeme Wohnungen verstand.

Dem städtischen Hause entsprachen die ländlichen. Unmittelbar vor dem nördlichen Thore von Florenz die schon

genannte schöne und schöngelegene Villa von Montughi mit bezaubernder Aussicht auf Stadt und Umgebung, einst den Sassetti gehörend, wo der Herzog von Urbino, Lorenzo de' Medici, der Königin Catherine Vater, in seinen letzten Tagen in reinerer Luft Linderung seiner Schmerzen suchte. Auf der Südwestseite, in Entfernung von zwei Millien, die Villa von Marignolle, welche Bernardo Buontalenti für jenen Don Antonio de' Medici baute, der von Bianca Cappello als ihr und des Grossherzogs Sohn untergeschoben wurde und der Nachsicht seines angeblichen Oheims Ferdinand I. die Fortführung des Familiennamens wie die Bewahrung des reichen Besitzes verdankte. Mit dieser Villa vereinigte nachmals der Marchese Gino die daranstossende der Gianfigliazzi, wo der von Rom nach Bologna ziehende Papst Leo X. sich im Jahre 1515 bis zum dritten Tage geduldete, weil die Florentiner mit den Vorbereitungen zu seinem festlichen Empfange nicht fertig waren. Drei grosse Besitzthümer reihten sich an. Im obern Arnothal die Gütercomplexe oder Factoreien von Prulli, auf dem rechten Flussufer gegenüber den Ortschaften Incisa und Figline, in unmittelbarer Nähe der Stelle wo Kaiser Heinrich VII. das Lager aufschlug bevor er die vergebliche Belagerung von Florenz begann, und von Monsoglio, das den Fluss höher hinauf am Eingang der Aretinischen Landschaft liegt. Es ist eine merkwürdige Localität. Hier, wo der die Villa tragende Hügel die unter dem Namen der Teufelsschlucht bekannte Thalenge beherrscht, hat der Arno, mit starker Krümmung aus dem Casentinothal in die Ebne von Arezzo tretend, eine jener felsigen Schranken durchbrochen, von denen mehre seinen Lauf hemmten, wie die Gestaltung des Flussbettes noch heute deutlich macht. Und hier ist die Stelle, wo ein Heerhaufe Conradins von Schwaben, von der in der Umgegend mächtigen aretinischen Gibellinenfamilie der Ubertini unterstützt, die zur Hülfeleistung für die toscanischen Guelfen unter Guillaume de Boisselve von König Carl von Anjou gesandte Schaar im J. 1268 vernichtend aufs Haupt schlug.

Gino Capponi hat immer geglaubt und auch in seiner Florentinischen Geschichte erzählt, der Letzte der Hohenstaufen sei damals in Monsoglio eingekehrt, wo Benedictiner von Fonte Benedetta im Casentino an der alten aretinischen Strasse ein Pilgerhospiz besassen. Aber Conradin ist über Siena nach Rom gezogen. Die grossartige Villa die das Hospiz ersetzt hat, beherrscht in ragender Lage das Thal und gewährt die Aussicht nach den Bergen des nahen Casentino. Der Lieblingsaufenthalt der Familie war jedoch in einem andern Theile des Landes, Varramista in untern Arnothale, nicht fern von Pontedera wo die pisaner Ebne beginnt, auf flacher Erhöhung aber mit weiter Fernsicht, ein mächtiger Würfel mit hallenartigem Erdgeschoss, geschmückt mit alten Familienbildnissen und in späteren Zeiten von einem ansehnlichen Park von Laub- und Nadelholz umgeben, dessen reichsten Flor der, welcher ihn anlegte, nicht mehr zu sehn bestimmt war.

Der toscanische Patriciat hatte unter der lothringischen Dynastie nicht gewonnen. Die Regentschaft der achtundzwanzig Jahre Grossherzog Franz' II. hatte überwiegend fremde Elemente zur Geltung gebracht und, auch wo Einheimische herangezogen wurden, einen innern, gelegentlich selbst auf das Aeussere reagirenden Gegensatz nicht verleugnen können. Die zu höhern Stellungen und Einfluss gelangten Toscaner haben sich dieselben nicht selten erkämpfen müssen. Leopold I. war der Aristokratie abhold, obgleich er sich mancher ihrer Mitglieder bediente, und seine Legislation, deren Wirkungen häufig im spätern Verfolge nützlicher gewesen sind als zu Anfang, hat deren Stellung keineswegs befestigt. Der Adel hat nicht blos die unter den Medici ihm gebliebene überwiegende Betheiligung an Staatsgeschäften eingebüsst, sondern mit der Provinzialisirung des Landes unter Franz II., welche, dem Auslande gegenüber, unter Leopolds Regierung fortgewährt hat, ist ihm auch die feine politische Bildung erschwert worden, die ihm selbst in den mindest glücklichen Zeiten der alten

Dynastie eigen war und nicht ohne günstigen Einfluss blieb. Wenn Leopold über Haltung und Bildung des Adels klagte, so übersah er dass er selber und die Zeit seines Vaters einen grossen Theil der Schuld trugen. Ein Land kann sich unter einem ihm innerlich nicht homogenen Fürsten, mag dieser noch so tüchtige Eigenschaften haben, nie wahrhaft wohl befinden. Der schon seit längerer Zeit infolge der allgemein schlechten Wirthschaft eingetretene Verfall der ökonomischen Verhältnisse der Aristokratie kam unter der Einwirkung der Leopoldinischen ökonomischen Reformen ans Licht, während die beim Aussterben der Medici unter derselben vorwaltende elegante Cultur in starker Abnahme war. In verhältnissmässig wenigen Familien, zu denen die Corsini und Rinuccini gehörten, währten in dieser Beziehung die alten Traditionen.

In einer Zeit in welcher ernste Studien und wissenschaftliche Thätigkeit unter dem Patriciat eine Seltenheit geworden waren, sammelte Gino Capponi einen Schatz von Kenntnissen, wie er, nirgend häufig, unter seinen Landsleuten nur in Ausnahmefällen zu finden gewesen ist. Seine Arbeiten späterer Jahre, classische Literatur ebensowie die der mittlern und Neuzeit, Patrologie und Kirchengeschichte, Profangeschichte, Sprachkunde, Volkswirthschaft umfassend, haben gezeigt welchen festen Grund er in seiner Jugend legte. In seiner Bildung war nichts Pedantisches; der Gelehrte war bei ihm mit dem Weltmann vereinigt. Auch dazu hat die Art seines Unterrichts mitgewirkt. Lehrer und ältere Freunde waren dem schönen, kräftigen, hochgewachsenen Jüngling mit den edlen Zügen und dem lebendigen Blick herzlich gewogen. Zwei derselben, Puccini und Canovai, wurden ihm entrissen als er an der Grenze des Mannesalters stand, und er hat diesen durch seine erste literarische Production geehrt, jenes bis zu seinem Ende in warmer Dankbarkeit gedacht. Sein Kunstsinn wurde frühe geweckt, und wenn Zannoni ihn zur Antike hinführte, Puccini und auch noch Lanzi ihn namentlich an

die Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts wiesen, hat er für die vorzugsweise im Fresco ausgezeichneten reichen und heitern Florentiner des 17. stets offnen Sinn bewahrt. Lebendiges Interesse nahm er an den Erzeugnissen eines in der Blüte der Jahre stehenden Mannes, welchen mit seiner Familie vertraute Beziehungen verbanden. Es war Luigi Sabatelli, der im Jahre 1773 geborne Sohn eines Hausverwalters, voll Feuer und Phantasie womit er tüchtige in der römischen Akademie von San Luca erworbene Kenntnisse vereinigte. Wer seine die Capponi'schen Wohnzimmer zierenden grossen Federzeichnungen, Gegenstände aus der Göttlichen Comödie und dem Decameron wie aus der antiken Dichtung anschaut, erkennt einen Nachklang Buonarrotischen Geistes, ein reiches und inmitten von Reminiscenzen des französirend-akademischen Stils eigenthümliches Talent, dessen spätere Entwickelung, nach der im Jahre 1808 erfolgten Uebersiedelung nach Mailand, den Verheissungen der Jugendjahre nicht völlig entsprochen hat.

Von seinen Genossen und Bekannten der Jugendzeit sind einige auch später vielfach in Beziehung zu ihm gestanden. Unter diesen ist vor allen sein nächster Verwandter von mütterlicher Seite, Cosimo Ridolfi, zu nennen, um ein Jahr älter als er, von verschiedener Richtung als die seinige, und von grosser, nicht selten hastiger und unruhiger Thätigkeit, dessen noch mehrfach gedacht werden wird. Luigi Serristori, Enkel eines Leopoldinischen Staatsministers, in der letzten napoleonischen Zeit Auditeur des kaiserlichen Staatsraths, in welchem mehre Toscaner sassen; Pier Francesco Rinuccini, der Letzte eines alten angesehenen Geschlechts, der die von seinen Vorfahren gesammelten schönen künstlerischen und literarischen Schätze und deren Denkwürdigkeiten nicht blos sorgsam zu bewahren, sondern letztere auch zu allgemeinem Besten zu verwerthen verstand; des Letztern Schwager Vincenzo Antinori, nachmals treuer und kenntnissreicher Hüter des reichen naturhistorischen Museums

und Geschichtschreiber der Galilei'schen Schule. Giovan Batista Niccolini, gleichfalls vornehmer Familie entsprossen aber durch den Mangel an Glücksgütern auf die literarische Laufbahn hingewiesen, war um sechs Jahre älter als Gino Capponi, mit dem er aber an dem griechischen Unterricht bei Battini theilnahm. Im Jahre 1807 einundzwanzigjährig zum Professor der Geschichte und Mythologie an der Akademie der Künste ernannt, gewann er drei Jahre später den von Napoleon ausgesetzten, von der neubegründeten Akademie der Crusca zu verleihenden Preis durch seine Tragödie Polissena, sein Erstlingswerk in dramatischen Fache, in welchem ihm ein voller Kranz beschieden war. Von seinen intimen aber wechselreichen Beziehungen zu seinem jüngern Zeitgenossen wird nachmals die Rede sein.

Dieser lernte als er in das männliche Alter trat, einen Mann kennen, der damals in Florenz seine letzte öffentliche Rolle spielte, Girolamo Lucchesini. Der Vorleser Friedrichs des Grossen und diplomatische Agent seiner beiden Nachfolger, durch die Ereignisse des Jahres 1806 dem preussischen Staatsdienst entfremdet und in seine lucchesische Heimat zurückgekehrt, war mit der Grossherzogin Elisa als Oberstkammerherr nach Florenz gekommen. Hier war es wo, abgesehen von seiner Stellung, reiche Lebenserfahrungen, deren Verwerthung dem gewandten Hofmann und Diplomaten nicht schwer fiel, und die Kenntniss der Höfe und Cabinette während eines ereignissschweren Vierteljahrhunderts, auch Personen verschiedener Ansichten anzogen und stets einen Kreis um ihn versammelten. Seine feine literarische Bildung, die ihm zuerst eine Laufbahn eröffnet hatte, kam ihm hier ebenso zugute, wie die nicht zu unterschätzende diplomatische Eigenschaft gastronomischer Kenntnisse. Von ich weiss nicht welchen Delicatessen, die er von seinem posenschen Gute zu Meseritz zu beziehen pflegte, hat man noch lange gesprochen. Der Höfling in der alten Bedeutung hat in ihm immer dominirt. Gino Capponi erzählte, wie er ein-

mal im Spätsommer 1813 nach dem Diner im Palast Pitti dem Gemal der Grossherzogin, Felice Baciocchi, mit allem möglichen strategischen Detail vordemonstrirte, wie Napoleon bei Leipzig die Heere der Verbündeten rings heranlocke, um sie von seiner centralen Position aus mit Einem Schlage zu vernichten. Als die Gäste entlassen waren, raunte er auf der Treppe dem jungen Tischgenossen ins Ohr: Du begreifst wohl, dass ich das alles nur um Seinetwillen erzählt habe.

Von früher Jugend an hatte Gino Capponi sich daran gewöhnt, Bemerkungen über sich selber, seine Stimmungen, seine Bestrebungen und Anschauungen aufzuzeichnen. Im Jahre 1806, als sein erster Erzieher, dem er warme Anhänglichkeit bewahrte, im Sterben lag, hatte er angemerkt wie er längere Zeit gewissermassen sich selber überlassen geblieben, nun aber mehr in der Gesellschaft der Eltern weilte, ohne dass wirkliche Vertrautheit stattgefunden zu haben scheint. Als im folgenden Jahre Zannoni die Leitung übernahm, erkannte er das Wohlthätige und Anregende derselben und die sichere Richtung, und wenn er über die Mangelhaftigkeit seiner ersten literarischen Versuche wie über den Contrast zwischen seinem Innern und der Aussenwelt klagte, so offenbart sich sein Seelenzustand als der eines Jünglings, dessen Kenntnisse und Ernst der Ansichten seinen Jahren weit vorausgeeilt waren. So wenig demonstrativ er auch stets gewesen, so sehr er die Oeffentlichkeit vermieden hat, so stand er, schon ehe er zwanzig zählte, im Rufe gründlicher gelehrter Bildung. So wählte ihn zu Anfang 1811 die Columbarische Gesellschaft, ein literarischer Verein der letzten Mediceischen Zeit, der die alte florentinische Tradition noch heute bewahrt, ungeachtet seines Widerstrebens zum Präsidenten. Bis an sein Lebensende hat er diese Präsidentschaft bewahrt, und alljährlich die Mitglieder festlich empfangen. Am 13. Mai 1832 hat er mich, der ich ihm im Jahre zuvor im Vieusseuxschen Kreise vorgestellt worden war, in diesen Verein auf-

genommen — mein erstes akademisches Diplom —, in welchem ich zweiundvierzig Jahre später, bei seiner letzten Anwesenheit in demselben, den Festvortrag, über die literarischen Beziehungen von Florenz zu Ungarn in Matthias Corvinus' Tagen gehalten habe.

Im folgenden Jahre 1812 liess er seine erste literarische Arbeit drucken. Es war eine kurze Vertheidigungsschrift zweier Landsleute, Amerigo Vespucci's und des 1811 verstorbenen Paters Canovai, gegen die wider des Letztern Arbeiten über den florentinischen Seefahrer gerichtete Kritik des Piemontesen Grafen Galeani Napione. Sein Lebenlang hat er an der Ansicht von der Priorität der Entdeckung des westlichen Continents durch Vespucci festgehalten, eine Ansicht welche, als er ein alter Mann war, in dem Brasilianer F. A. de Varnhagen einen Vertheidiger fand, und auch nach Oscar Peschels scharfsinniger Untersuchung keineswegs ganz aufgegeben ist. Da machte es ihm herzliche Freude, als Alexander von Humboldt Vespucci's Nichtbetheiligung an dem Aufkommen des Namens America, welcher ihm so oft den Vorwurf der Anmassung zugezogen hat, nachwies, und dessen brasilianischer Vertheidiger mit teutschem Namen ihn besuchte. Dass er jedoch durch specifisch florentinischen Patriotismus sich nicht im geringsten blenden liess, zeigen die Worte die sich in einer Reihe von Aufzeichnungen reiferer Jahre finden. „Man spricht vom Jahrhundert Leo's X., warum nicht vielmehr von dem Julius' II.? America hätte seinen Namen von Columbus herleiten sollen und erhielt ihn vom Vespucci, welchem, wie dem Mediceischen Papste, vom Geschick grösserer Lohn zutheil ward, als Beide beanspruchen konnten. Der zweite Preis gebührte ihnen, sie erhielten den ersten: zwei Florentiner nahmen ihn zwei Genuesen weg."

5.

Heirat. Sendung nach Paris.

Die Erwähnung des Palastes Pitti und der Anwesenheit Gino Capponi's am Hofe Elisa's zeigt, dass die Familie Capponi der neuen Ordnung der Dinge nicht feindselig gegenüber stand. Die Blicke der Toscaner sind während der ganzen Zeit der französischen Herrschaft nach Würzburg gerichtet, Grossherzog Ferdinand ist in Verbindung mit vielen seiner vormaligen Unterthanen geblieben; sein Obersthofmeister Fürst Rospigliosi, der sich mehr als Toscaner denn als Römer fühlte, theilte seine Zeit zwischen Teutschland und dem Stammlande seiner Familie, und war viel im Pistojesischen, namentlich auf seinem grossen Familienbesitz von Lamporecchio, einer Comthurei des Mediceischen Stephansordens. Aber der toscanische Volkscharakter liess keine principielle Opposition dauern, welche auch überdies dem Napoleonischen System gegenüber schweren Stand gehabt haben würde, wie sich selbst in Rom gezeigt hat, wo die Dinge doch ganz anders lagen. Französischerseits wurde wol über den Mangel an Neigung der Toscaner zur Betheiligung an der öffentlichen Verwaltung geklagt und die Gesammtheit des Volkes hat immerfort ein mehr oder minder klares Bewusstsein der Unnatur ihres neuen politischen Verhältnisses gehabt. Aber äusserlich ist Alles

glatt abgelaufen. Napoleon wusste sehr wohl wie die Dinge standen. Er glaubte die neuen Provinzen zu gewinnen, indem er die offnen oder geheimen Antipathien der höhern Stände besiegte, die in den zu Frankreich geschlagenen Landestheilen weit nachhaltiger waren als in dem italienischen Königreich, welches durch die grosse Revolution in seinen Tiefen erschüttert worden war. Eines seiner Mittel bestand darin, die Personen nach Paris zu ziehen. Bei den Männern nicht blos, auch bei Frauen versuchte er's. Die Gräfin von Albany ist ein Beispiel davon gewesen. Ihre exceptionelle Stellung hat den Kaiser nicht gehindert, sie nach seiner Hauptstadt zu nöthigen und fünfzehn Monate daselbst festzuhalten. Er sagte ihr, durch ihren Einfluss auf die florentinische Gesellschaft stehe sie seiner Absicht im Wege, eine Fusion zwischen Toscanern und Franzosen herbeizuführen.

„Auf den ersten Blick", bemerkt Gino Capponi, „erwies sich das Mittel nicht ganz fruchtlos für die napoleonischen Zwecke. Der grosse Eindruck den schon sein Name allein hervorbrachte, die Berühmtheit und das Ansehen der ihn umgebenden Männer, die Gewöhnung nach Paris als Centrum der Welt und Ausgangspunkt von Wohl und Uebel für die andern Nationen zu blicken — alles das wirkte. Unsere Signoren gingen wider Willen, freuten sich dann aber in Babel gewesen zu sein, wo manche von ihnen sehr gerne verweilten, ohne jedoch den Sieger lieben zu lernen." Zu denen welche es sich an der Seine am besten gefallen liessen, gehörte der Chef der ersten Adelsfamilie Toscana's, der Fürst Corsini, älterer Bruder Don Neri's, ein Mann von welchem Gino Capponi treffend gesagt hat, er würde durch nicht gewöhnliche Geistesgaben geglänzt haben, wären Natur und Glück minder freigebig gegen ihn gewesen. So wie die Dinge lagen, ist er ein rechtes Beispiel der Wandelbarkeit von Zeiten und Menschen gewesen. Frühe selbständig und Chef der ersten und reichsten Familie, von Ferdinand III. inmitten seiner Drang-

sale zu diplomatischen Aufträgen gebraucht, bei der Occupation Toscana's durch die Franzosen flüchtig, Obersthofmeister der Königin von Etrurien und Botschafter bei Napoleons italienischer Königskrönung, wurde er im Jahre 1809 als Mitglied des Senats nach Paris berufen. Der römische Fürst dessen Vorfahren das Goldene Vlies trugen, nahm den Titel eines napoleonischen Grafen mit dem Offizierkreuz der Ehrenlegion und dem Kammerherrnschlüssel an, und ging nach Rom, wo sein Familienwappen ihn an die Regierung seines päpstlichen Urgrossohms erinnerte, Wahlcollegien und Gerichtshof zu constituiren — alles das mit bester Manier und der vollständigen Unbefangenheit, die ihn auch in den späteren Peripetien seines langen Lebens niemals verlassen hat.

Die Grossherzogin verstand es die florentinische Gesellschaft an sich zu ziehen, und sie hat den jungen Capponi sehr ausgezeichnet. Als dieser in sein zwanzigstes Jahr trat, war er vollkommen ausgebildet, gründlich unterrichtet, mit jenem Gemisch von Heiterkeit und Ernst das so wohl kleidet. Gegen Ende 1812 wurde ihm der Antrag gestellt als Auditeur in den Staatsrath einzutreten. Er lehnte ab; so weit dachte der Vater auch wol nicht zu gehn. Zudem waltete bei ihm ein anderes Hinderniss ob. Als er erst neunzehnjährig war, hatten die Eltern dem einzigen Sprössling schon eine Braut bestimmt. Noch herrschte die alte Sitte, die von freier Wahl nichts wusste, in voller Kraft; abgesehen von Familienverhältnissen, hat aber auch der Wunsch, der Militärdienstpflicht, dem Schrecken der Familien zu entgehn, zur Beschleunigung der Verbindung beigetragen. Die um zwei Jahre ältere Braut war Giulia Riccardi del Vernaccia, aus einer mit deren Bruder ausgestorbenen Linie jener Familie Riccardi, welche, teutschen Ursprungs, unter den Medici rasch reich und gross wurde, dem Palast der grossen Männer des herrschenden Geschlechts einen neuen demselben gebliebenen Namen gab, und in unsern Tagen gänzlich erloschen ist.

In späten Jahren hat Gino Capponi auf die Art der Eheschliessung und auf seine junge Frau das Wort angewandt, welches man in den Aufzeichnungen Lorenzo's il Magnifico vom December 1468 liest: „Ich Lorenzo nahm zur Ehefrau die Clarice des Herrn Jacopo Orsini Tochter, oder vielmehr wurde sie mir gegeben." Am 23. September 1811 fand die Hochzeit statt, welche Zannoni durch die Herausgabe von Bernardo Segni's Uebertragung des sophokleischen Oedipus feierte. Am 26. Juli des folgenden Jahres kam die erste Tochter zur Welt, etwas über zwei Jahre später eine zweite, deren Geburt um nur acht Tage dem Tode der Mutter vorausging.

Mit zweiundzwanzig war Gino Capponi Wittwer; die Kinder blieben unter der Pflege seiner Mutter. Der wichtigste Schritt des Menschenlebens hat für ihn nur zu einer Episode desselben geführt. Ueber sechzig Jahre lang hat er die, welche ihm Lebensgefährtin sein sollte, überlebt, und ihm, der schon vor dem Mannesalter verlobt, vom Stande der Ehe kaum etwas kennen lernte, mochte es wie ein Traum erscheinen, wenn er in einer Umgebung, wo nur die ihm nicht mehr sichtbare nächste Oertlichkeit unverändert war, jener fernen Tage gedachte. Er hatte die Braut nicht gewählt, und zwischen ihm und ihr, die in gänzlicher Zurückgezogenheit erzogen nicht über den engsten Ideenkreis hinausgegangen zu sein scheint, hatte keine geistige Gemeinschaft bestehn können. Aber noch in seinen letzten Tagen sagte er von ihr, sie sei besser als er gewesen, und seine sterblichen Reste ruhen neben den ihrigen. Während seines kurzen Ehestandes hatte er zwei Reisen unternommen. Seine erste Tochter war geboren, als er Romagna, Marken und Umbrien durchwanderte, mit Bologna beginnend, über Orvieto und Arezzo nach Hause zurückkehrend. Alle historischen Localitäten, Städte wie Klöster besuchte er; jederzeit hat er es ausgesprochen, von welcher Bedeutung für die richtige Erkenntniss geschichtlicher Thatsachen die Local-Anschauung ist. Monumente

jeder Art und Kunstwerke hat er mit grösster Aufmerksamkeit beobachtet. An den bedeutenden Männern ging er nicht vorüber. Lucchesini hatte ihn an Mezzofanti in Bologna gewiesen — „er ist ein Mann", schrieb er über ihn, „dessen Aeusseres die Erwartung herabstimmt, dessen Manieren für ihn gewinnen, dessen klarer Verstand und Masse des Wissens in Staunen versetzen". Von Zannoni hatte er einen Brief nach Perugia an Vermiglioli mitgenommen, dem in Umbrien ja in Mittelitalien in archäologischen Dingen der Primat zugestanden wurde.

Im Herbste 1813 wurde ihm der Auftrag zutheil, mit vier andern von der Aristokratie nach Paris zu gehn, der Kaiserin-Regentin Marie Luise eine Ergebenheitsadresse der „bonne ville" Florenz zu überreichen. Der Befehl der Inscenesetzung dieser italienischen Devotionsbezeugungen war von Paris aus ertheilt worden, als die Kriegsereignisse in Mittelteutschland schon eine bedenkliche Wendung nahmen; ehe die Deputationen sich auf den Weg machen konnten, war die Leipziger Schlacht geschlagen, die Franzosen gingen über den Rhein, die Oestreicher zur selben Zeit über die Piave. Als Gino Capponi Anfang November durch Mailand kam, war man schon durch das Vorrücken der Letzteren in Besorgniss gesetzt. In Turin besuchte er Prospero Balbo, ging über den Montcenis, verweilte einen Tag in Lyon und fuhr von dort ohne Aufenthalt nach Paris, wo der Kaiser schon am 9. gedachten Monats angelangt war. Der Empfang bei der Kaiserin, an welche das Haupt der Deputation die von dem Präfecten von Florenz aufgesetzte Anrede richtete, liess bei dem jungen Manne keinen bemerkenswerthen Eindruck der Persönlichkeit der Gemalin des Imperators zurück. Dieser empfing nun auch die Deputationen die von fünfzig „guten Städten" gesandt waren und zu Assembléen und Theater eingeladen wurden. Napoleon war mit der in seiner Abwesenheit geschehenen Berufung der Deputirten so vieler Orte, deren Verbleiben unter seiner Herrschaft höchst unwahrscheinlich

war, wenig zufrieden; Cambacerès, der diesen Deputirten reichliche Gastmale gab, vergass nie sie auf die Rückkehr „dans leurs foyers“ vorzubereiten. Aber der Kaiser bezeigte sich gegen die Florentiner und Römer, zu denen der platte Neffe Pius' VI. gehörte, wie gegen die Turiner gnädig. Nur den Genuesen gegenüber war es anders; er machte sich über sie lustig und verzieh ihnen nicht dass sie die frühere Selbständigkeit und Verfassung nicht vergassen. „Vielleicht regte sich in ihm das corsische Blut, oder dünkte es ihn, die Ehre, ihn zum Herrn zu haben, müsse Genua für seinen ruinirten Handel und die Härte der Fremdherrschaft ein Ersatz scheinen. Kleidete aber Spott ihn, der am eignen Verderben Schuld trug? Man muss es bekennen: nicht Geisteshoheit noch Gewohnheit des Herrschens bewahrten ihn vor Trivialitäten. Ungeachtet des Glanzes seiner Thaten sowie des Verständigen und, man gestatte mir den Ausdruck, des Ehrlichen im Grunde seines Charakters, das durch einfache Erziehung verstärkt worden war, drückte die Waghalsigkeit seiner nimmer rastenden Entwürfe und das nachgerade verzweifelte Glückspiel, seinem Wesen etwas vom Abenteurer auf, woran die Zeit (vielleicht) mehr als er selber Schuld trug.“

Die italienischen Deputirten wohnten am 19. December der feierlichen Eröffnung der Versammlungen der gesetzgebenden Körper bei, welcher Napoleon im Kaiserornate präsidirte, indem er die von ihm selbst verfasste Rede hielt. Gino Capponi erzählte gerne von dem Eindruck den die Scene auf ihn hervorbrachte. Die Stadt war mit beunruhigenden Gerüchten erfüllt; man wusste den Feind nicht nur an den Grenzen des alten Frankreich, man glaubte an den Feind im Innern und munkelte von Verschwörungen. Der Kaiser erschien blass, aufgedunsen; der Ornat sass schlecht; sein Blick, so dünkte es den jugendlich aufmerksamen Beobachter, schien sich vor dem Schauspiel der eignen untergehenden Grösse zu scheuen. Er war damals so corpulent dass man seinen Hals kaum sah,

und die hohen Reiterstiefel die er zu tragen liebte, bis an den Leib reichten. Bei einem der Levers richtete er das Wort an den jungen Deputirten, mit Fragen die sich auf seine Familie, auf seine Vaterstadt und Italien bezogen, mit jenem Gemisch von Scharfsinn und fragmentarischen Kenntnissen, von klarem Verstand und gewagten Behauptungen und Schlüssen, welches in seiner Conversation so bemerklich war. Die Unterredung, obgleich nicht lang, berührte Manches, auch Locales und Historisches. Ein Passus derselben charakterisirt die Art und Weise des Fragenden wie sie seinem Interlocutor lebendig eingeprägt geblieben ist. Nach Nennung des Namens sagte Napoleon: Ich kenne Ihre Familie. Sie haben Revolutionen veranlasst. — In alter Zeit, Sire. — O ja, ihr Florentiner seid jetzt sehr ruhig; ihr gehört zu meinen besten Unterthanen.

Auch ohne in die alte Zeit zurückzugehn, war es Bonaparte leicht, von dem jungen Deputirten etwas zu wissen. Die Grossherzogin hatte ihm verschiedene Empfehlungsbriefe mitgegeben, unter andern an Madame Lätitia, die er unter verschiedenen Verhältnissen nachmals in Rom wiedersah, in dem Palast am Ende des Corso, der von den Rinuccini auf die Bonaparte übergegangen ist, denen er noch heute, in der Linie Lucians, gehört. Zu Solchen bei denen er auf diese Weise eingeführt wurde, gehörten der damals sechzigjährige Graf von Ségur, der Repräsentant der antideluvianischen Zeit und Reisegefährte der russischen Catharina und Kaiser Josephs II., der die Revolutionstage glücklich überstanden und an dem Glanz und den Auszeichnungen des Kaiserreichs in einflussloser Stellung theilgenommen hatte, Fontanes der Grossmeister der Universität und sonore Senatsredner, der Minister des Innern Graf Montalivet, der Polizeiminister Savary der nach seiner Schilderung zum Gendarmen passte. Bei Letzterm versuchten die florentinischen Deputirten vergebens die Freilassung eines ihrer Landsleute zu erlangen, Luigi Mannucci,

der zur Hofhaltung der Königin von Etrurien gehörend, im Jahre 1811 bei der Entdeckung der von ihr geplanten Flucht zu den Engländern verhaftet, und, glücklicher als zwei seiner Schicksalsgenossen, zwar freigesprochen worden war, aber willkürlich im Gefängniss gehalten wurde. Diese Willkür legte der Minister ohne weiteres dem Kaiser zur Last, welcher sich in den Kopf gesetzt hatte, Mannucci sei der geheime Günstling der Königin und müsse somit um deren Projecte wissen. „Eine Argumentation", sagt Gino Capponi, „die den auch in diesem Falle Unschuldigen im Kerker schmachten liess, bis die Verbündeten in Paris einzogen."

Zu den in Paris verweilenden Italienern mit denen der junge Florentiner in Berührung kam, gehörten Ennio Quirino Visconti und Gaetano Marini. Jener, einer der republikanischen Consuln Roms von 1798 aber durch den Wechsel des Kriegsglücks des folgenden Jahres seine Heimat zu verlassen genöthigt, hatte sich leicht in sein Exil gefunden, das ihm durch ehrenvolle Aufnahme und durch die im Louvre stattgefundene Vereinigung der bedeutendsten Kunstwerke versüsst wurde, welche er mit seinem Vater einst im vaticanischen Museum aufstellen geholfen hatte. Der Archäologe trug über den Römer den Sieg davon. Anders war es mit Marini. „Auch er", bemerkt Capponi, „hatte mit vaticanischem Raub, mit den Archiven nach Paris wandern müssen, aber in seiner Seele lebte ein einziger Gedanke: mit denselben nach Rom zurückzukehren. Nur die Hälfte ging in Erfüllung, er starb kurz vor der Restitution." Vielleicht hat der Deputirte von Florenz unter den Arcaden des Hôtel de Soubise, des Locals der Staatsarchive, die endlosen Kisten mit den päpstlichen Schriftstücken, fast gänzlich unbenutzt aber vor räuberischen Händen nicht sicher, lagern gesehen, wenn ihm bei nicht langem Aufenthalt inmitten von Zerstreuungen und Unruhe für solche Dinge Zeit und Aufmerksamkeit blieb. Sein Freund Cesare Balbo war damals in Paris als wenig

beschäftigter Auditeur beim Staatsrath, nach den manchfachen Wechseln amtlicher Laufbahn, die ihn von Rom nach Laibach und wieder nach der Hauptstadt geführt hatten, wo er sich der Zumuthungen Savary's zu erwehren genöthigt war, der ihn im Polizeifach verwenden wollte. Eine Sendung mit Depeschen an den Kaiser nach der Leipziger Schlacht hatte ihn in die Confusion des Rückzugs nach dem Rhein verwickelt. Es war um jene Zeit wo man ihn nach Savoyen senden wollte, welches schon von den Verbündeten bedroht war, wohin zu gehen er jedoch ablehnte, in der Ahnung dass er, Sohn und Enkel treuer Diener des Savoyischen Herrscherhauses, dort mit seinem Gewissen in denselben Conflict gerathen würde wie einst in Rom. Ein redendes Zeugniss der Unverträglichkeiten welche Napoleonische Ländergier geschaffen hatte. Man weiss durch Balbo selber, wie die während dieser Jahre gemachten Erfahrungen seine wahrhaft liberalen aber in gleichem Masse religiösen und monarchischen Anschauungen kräftigten, zu deren Klärung und Befestigung in der Heimat er nachmals durch seine Schriften so viel beigetragen hat.

Gino Capponi's Aufenthalt in Paris war zu kurz um ihn tiefer in die innere Bewegung der Geister schauen zu lassen, welche in immer steigender Opposition gegen das System protestirte, dessen Excesse das Land dem Verderben zuführten. Er war eben abgereist, als Lainé's so denkwürdiger als muthiger Commissionsbericht des gesetzgebenden Körpers vom 28. December, mit dem Appell an das Friedensbedürfniss und an das Verlangen der Nation nach Sicherheit für die Zwecke ihrer furchtbaren Opfer, den Riss zwischen jenem System und der Erkenntniss und Gesinnung des Landes klaffend erscheinen liess. Eine Bemerkung konnte ihm nicht entgehen: die des Mangels am Bewusstsein der Zusammengehörigkeit unter den italienischen Deputirten, die einander kaum kannten — so wenig hatte die Napoleonische Herrschaft, die nun doch schon

mehre Jahre währte, ein die verschiedenen Provinzen wahrhaft verbindendes Band geschaffen und die Nationalitätsidee zum Durchbruch kommen lassen, auch dann nicht, als die Ereignisse schon ein Zusammenbrechen des aus so verschiedenartigen Bestandtheilen gefügten colossalen Bauwerks ahnen liessen. In jenem Moment war aber Paris ein zwiefach interessanter Aufenthalt und Gino Capponi sagt es selbst, so vieles ihn auch nach Hause rief, sei er ungerne abgereist, da der welthistorische Kampf, welcher der seit einem Jahrtausend grössten politischen Gestaltung ein Ende zu machen bestimmt war, mit raschen Schritten der Entscheidung nahte. Die Heimreise legte er ohne Aufenthalt zurück. Wenn er unterwegs zu bemerken glaubte, dass die Bourbonen ziemlich vergessen seien, so ist darauf wol wenig Gewicht zu legen. In Chambery begegnete er einer Menge aus der südwestlichen Schweiz fliehender Franzosen. Auch aus Italien hatte die Flucht der zahllosen in alle Verwaltungszweige eingedrungenen französischen Beamten schon begonnen.

Am Neujahrstage 1814 war Gino Capponi in Florenz.

6.

Reise nach Imola. Grossherzog Ferdinand III. und Fossombroni.

Die Restaurationen liessen nicht auf sich warten. Schon im December war die Küste durch die Engländer beunruhigt worden; am 11. Januar erfolgte Joachim Murat's Anschluss an Oestreich. Hiemit war für das mittlere Italien die Sache entschieden, mochten immerhin Napoleons heldenmüthiger Kampf gegen die Verbündeten und die Friedensunterhandlungen von Chatillon eine Zeitlang noch die Geschicke Frankreichs in der Schwebe lassen. Am letzten Tage des Januar rückten neapolitanische Truppen unter dem Befehle des Maréchal-de-camp Capece Minutolo in Florenz ein, wo die nicht zahlreiche französische Mannschaft sich ruhig in die beiden Forts zurückzog. Am folgenden Tage verliess die Grossherzogin mit dem Präfecten und den französischen höhern Beamten die Hauptstadt und begab sich nach Lucca, wo sie, zwischen Hoffen und Bangen, bis Mitte März verweilte und dann englischen Drohungen wich. Am 20. Februar räumten die Franzosen Livorno, am 23. die florentinischen Forts. Die Neapolitaner, in denen man nur Gäste sah, wurden gut aufgenommen. Vom ersten Moment an blickte Alles der Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge, der Rückkehr Ferdinands III.

entgegen, dessen Farben Alle annahmen, dessen Name von Aller Lippen erklang. Erst am 20. April wurde in Parma der Vertrag abgeschlossen welcher die Uebergabe der Civil- und Militärverwaltung durch den neapolitanischen an den grossherzoglichen Commissar stipulirte. Eine Uebergabe die am 1. Mai stattfand, an welchem Tage Fürst Rospigliosi, welcher fünfzehn Jahre früher Ferdinand III. in dessen Exil begleitet hatte, in seinem Namen die Verwaltung antrat.

Schon bevor dies erfolgte, hatte die neubeginnende Zeit auch im Palast Capponi angeklopft. „Da am Ostertage jenes Jahres (10. April)“, erzählt Gino, „die Nachricht anlangte, Pius VII., aus der französischen Gefangenschaft befreit und unterwegs nach Rom, werde einige Tage in Imola (seinem alten Bischofsitze) verweilen, und meine Mutter dringend wünschte dem Papste nach allen erduldeten Unbilden ihre Ehrfurcht zu bezeugen, so machten wir uns an demselben Tage auf den Weg, und langten zeitig genug an ihn einzuholen.“ Die politischen Verhältnisse im Kirchenstaat bedingten langsame Reise, da Pius VII. in Imola schon am 2. April eintraf, dort dreizehn Tage blieb und dann nach Cesena seiner Vaterstadt ging wo er den Rest des Monats zubrachte und die denkwürdige Unterredung mit Joachim Murat stattfand. Nach vierzehn Jahren sah Gino Capponi den Vielgeprüften wieder, den er als Cardinal bei Eröffnung des Conclave in Venedig bemerkt hatte. Er hat Pius VII. auch später gesehen, und das Bild des zugleich milden und muthigen, in seiner ruhigen Heiterkeit und christlichen Sanftmuth nach jahrelangen Leiden und Mishandlungen zwiefach ehrwürdigen Papstes ist ihm immer lebendig und theuer geblieben. Aber die in späten Jahren niedergeschriebenen Bemerkungen über das Gedränge um das restaurirte Kirchenhaupt, von dem er sagt, seine schönste Rolle und seine glorreichen Tage seien vorüber gewesen, nun er wieder ein Fürst wie andere Fürsten geworden, verrathen Eindrücke

die den Revolutionsjahren beizumessen sind, und wobei wahre und begründete Anschauungen sich von irrigen, die den Nothwendigkeiten menschlicher Verhältnisse keine Rechnung tragen, nicht hinlänglich scheiden. Eindrücke die auch in diesem innerlich warm und ernst religiösen Manne wurzelten und manches in seinem spätern Leben erklären.

Erst am 17. September zog Ferdinand III. in Florenz ein. Er wurde mit einem Jubel empfangen, der selten in solchem Masse allgemein und aufrichtig gewesen ist. Selten haben auch die Naturen von Fürst und Volk so miteinander harmonirt wie hier der Fall war. Ja diese Harmonie war grösser als dem Lande förderlich gewesen ist, denn mit den Tugenden waren auch die Schwächen beiden gemeinsam, und der im Volke liegende, selbst durch die Napoleonische Herrschaft nicht besiegte Mangel an Energie, wurde von dem Fürsten getheilt, an dem schon der Vater die Schwäche der Fiber bemerkt hatte. Der Ruf seiner Herzensgüte, Rechtlichkeit, Menschenfreundlichkeit, Zugänglichkeit war im Lande gehlieben; die Trennung, auf beiden Seiten schwer ertragen, hatte die Anhänglichkeit gesteigert. Es braucht nicht gesagt zu werden, mit welchen Empfindungen die Capponi'sche Familie Den wiedersah, von dem sie eilf Jahre vorher unter so verschiedenen Umständen, und mit geringer Hoffnung der Wiedervereinigung, jenseit der Alpen Abschied genommen hatte. Es sind noch Solche am Leben, die von dem loyalen Enthusiasmus Gino's an diesem Tage Zeugniss geben. Kaum waren zwei Monate vorüber, so starb seine Frau bei der Geburt ihres zweiten Kindes. In einem Alter, in welchem die Meisten sich noch zum Eintritt in das Leben bereiten, befand er sich, nach schmerzlichen Erfahrungen, in einer Stellung die ihm Pflichten auferlegte, welche die Freiheit des Handelns und den lebendigen Drang nach reiferer Entwicklung vielfach beschränkten. Mehr als er sich damals klar machen mochte, hat dies Misverhältniss auf sein ganzes späteres Leben eingewirkt.

Es ist leicht erklärlich dass die Zustände, wie sie nach der Aufregung der ersten Zeit, dann nach den durch die hundert Tage hervorgerufenen momentanen Besorgnissen in Toscana Fuss fassten, infolge der allmälig eingetretenen Ernüchterung zu widersprechenden Urtheilen Anlass boten. Die fünfzehn Jahre voll lebendiger Bewegung und unaufhörlicher Wechsel liessen begreiflicherweise die tiefsten Spuren zurück. Für die Männer welche im Jahre 1799 Ferdinand III. zur Seite gestanden waren und von denen die noch kräftigen, Fossombroni, Neri Corsini, Frullani, Baldelli, Fabbroni u. a. auch jetzt wieder von ihm berufen wurden, war seine zweite Regierungszeit eine Fortsetzung der ersten. Aber wie immer sie an den alten Traditionen festhalten und über die französische Epoche urtheilen mochten, so hatten sie doch in dieser Epoche hinlängliche Erfahrungen gesammelt um sich nicht reactionären Gelüsten blind zu überlassen, wären sie selbst nicht von dem Geist der Mässigung erfüllt gewesen, der, ein Grundzug des toscanischen Volkscharakters, seit lange auch die Regierung geleitet hatte. Nirgends sind schroffe Uebergänge so wie hier vermieden worden. Braucht man sich aber darüber zu wundern, wenn in der aufwachsenden Generation Anschauungen aufkamen, Bedürfnisse sich kundgaben, die von der Restauration nicht verstanden wurden, also noch weniger befriedigt werden konnten? Braucht man sich zu wundern, wenn die Beschränkung der neuen Verhältnisse nicht genügte, wenn eine Leere fühlbar wird die durch nichts ausgefüllt wurde, wenn die Uebelstände und Härten der napoleonischen Staatsmaschine in der Erinnerung vor den Eindrücken des Glanzes und der Grösse zurücktraten?

Selten wenn vielleicht je ist eine wichtige politische Neugestaltung mit gleicher Kurzsichtigkeit vorgenommen und ausgeführt worden, wie die Reconstituirung Italiens durch den Wiener Congress. Es war selbst nicht eine Restauration gleich andern Restaurationen. Man glaubte ein

Grosses gethan zu haben indem man die drei Republiken ausmärzte, die sich freilich überlebt hatten, an deren Erinnerungen aber die Herzen noch hingen, und liess die sieben wiederhergestellten Staaten einen vom andern völlig isolirt und gegeneinander abgeschlossen und verbarricadirt, mit verschiedenen Systemen und Praktiken, verschiedenen Münzen, Massen, Gewichten, Zöllen, sozusagen ohne Locomotionsmittel. Man liess sie zumtheil in ihrer Vereinzelung beinahe unfähig, Bedürfnissen zu entsprechen die über das Nächstliegende hinausgingen, ebenso unfähig Gefahren zu begegnen, und schon dadurch auf fremden Beistand angewiesen, der eben weil er ein fremder war, die innern Anlässe zu den Gefahren steigerte statt sie zu entfernen. Die Folgen des fundamentalen Irrthums, welcher eine italienische Nation negirte, traten begreiflicherweise mit den Jahren immer stärker hervor, aber die Symptome sind vom ersten Moment an bemerklich gewesen. In Toscana waren die Uebelstände, aus den oben angedeuteten Gründen, am schwächsten. Aber sie waren doch vorhanden, und die leitenden Persönlichkeiten haben ihr Theil an der Schuld getragen, während ihnen andrerseits das Verdienst beizumessen ist, Zustände geschaffen oder erhalten zu haben, die lange den Krisen zu widerstehn vermochten von welchen die Nachbaren betroffen wurden.

Gino Capponi hat den Mann geschildert, der über drei Decennien lang unter zwei Souveränen den Staat gelenkt hat, nachdem er schon unter deren Vater und Grossvater an der Verwaltung hervorragenden Antheil genommen, in der Napoleonischen Epoche in den italienischen und specifisch toscanischen Fragen ein gewichtiges Votum gehabt hatte. Die Schilderung, bald nach Vittorio Fossombroni's Tode im Jahre 1844 verfasst, ist nicht nur ein gutes Charakterbild, sie giebt auch des Verfassers Ansichten von dem Wesen und dem Gange der toscanischen Verwaltung in seinen reiferen Jahren kund, als der Gang und das Unglück seines eignen Lebens ihn von aller

Einwirkung auf diese Verwaltung entfernt zu haben schienen.

„Vittorio Fossombroni war ein Geist ersten Ranges vermöge der Kraft und des Umfangs seiner natürlichen Fähigkeiten, aber der Raschheit, Sicherheit und bewunderungswürdigen Klarheit seiner Auffassung entsprachen nicht in gleichem Masse die Tiefe des Gedankens und die Gründlichkeit des Wissens. Eine berechnete Trägheit untersagte ihm jede Anstrengung des Nachdenkens und der Arbeit; seine Hauptsorge war, lange, ruhig, angenehm zu leben; er liebte die Lectüre die ihn unterhielt, und ich glaube sein Scharfsinn hat ihm in allen Dingen das Studium ersetzt. Hiervon muss man jedoch die Hydraulik ausnehmen, worin er Allen seiner Zeit vorausging, namentlich was die praktische Anwendung der Theorien und die Leitung grosser Unternehmungen betrifft. Im Staatshaushalt hatte er festbegründete weitreichende Ansichten. In der Regierungskunst war sein Lieblingsaxiom: die Welt geht von selber, und er verstand es, dies Gehn sich ruhig und ohne Lärm gestalten zu lassen. Von Vorurtheilen frei, ohne systematische Feindschaft gegen irgendeine der neuen Ideen die er aufkommen gesehn hatte, genügte es ihm mit ihnen sich abzufinden, ohne Liebe noch Hass wo es sich um Principien handelte, und ohne an Arbeit für die Zukunft zu denken. Denn seine Seele stand seinem Geist an Hoheit nach, und die Liebe zum Guten quälte ihn nicht. Unfähig dem Lande irgendwelche Institutionen zu geben oder auch nur solche zu ersinnen, war er damit zufrieden dass Toscana durch Mässigung und Duldsamkeit seiner Regierung eine Ausnahme bildete. Er gab viel auf den Ruf eines aufgeklärten, mit seiner Zeit gehenden Mannes, aber er zeigte sich als solcher mehr durch negative Eigenschaften als durch dauernde Schöpfungen. Er wies weder Bücher noch Ideen und Menschen zurück, übte nie entschiedene Verfolgung, hütete sich heftigen Hass zu wecken; aber er begründete nichts, ermunterte nichts, zerstörte selbst durch

die Gewandtheit womit er das von ihm Geduldete inoffensiv zu machen suchte. Alles das will nicht sagen, dass er aufregendem Ehrgeiz unzugänglich gewesen wäre. Er war der Energie fähig, wenn er sich nur die Mühe geben wollte. Seine Eigenliebe war übermässig und sehr eifersüchtig, obgleich verschleiert durch milde Formen und unbekümmerte Miene, und wo diese Eigenliebe sich verletzt fühlte, sann er auf Rache und übte sie mit unerbittlicher Treue des Gedächtnisses.

„Unter den nachtheiligen Einflüssen des vorigen Jahrhunderts in einem Lande aufgewachsen, dessen moralische Eigenschaften nicht gleich den materiellen Kräften durch Leopold I. gehoben worden waren, hatte Fossombroni vielleicht seine eminentesten Geistesgaben herabstimmen müssen, wie es manchen seiner Zeitgenossen begegnet ist. Daher jene Art Cynismus, den er in den Gedanken hatte und in der Unterhaltung mit einer Kühnheit aussprach, von der wir heute glücklicherweise keinen Begriff mehr haben. Er mochte nur untergeordnete Leute um sich leiden, die er verachten und verhöhnen konnte. Er predigte offen Gleichgültigkeit gegen Gut und Schlecht, und er, der erste Minister, scheute sich nicht, eifrige Beamte anzuweisen, sie möchten sich ruhig verhalten und sich nicht so viel Mühe geben, woferne sie nur ihr Gehalt einstrichen. Einige zwanzig Jahre lang im Staate allmächtig, liebte er seinen Einfluss auf die Angelegenheiten so viel er konnte zu verbergen; er tadelte die Regierung und machte sich über Massregeln lustig die von ihm selbst ausgegangen waren. Aeusserlich andächtig aber ohne einen religiösen Gedanken, war er der Mann einer weit hinter uns liegenden Zeit. Die Ideen kamen ihm aus dritter Hand; sie fanden bei ihm einen Geist, fähig sie alle in sich zu begreifen, eine Seele, zu steril oder zu vertrocknet, um auch nur eine derselben zu wahrer Blüte aufkeimen zu lassen. Er begriff alles Grosse und interessirte sich für das Niedrigste; er förderte und vertheidigte hartnäckig seine Günstlinge beider

Geschlechter, und liess sie fallen wenn er durch sie compromittirt werden konnte. Ehrenhaft und uneigennützig in der Staatsverwaltung, im eignen Hause selbst kleinlich ökonomisch, sah er Unredlichkeiten Subalterner durch die Finger. Indem er die Schurken nicht strafte, kräftige Naturen niederdrückte, hat er die Lebenskraft von Land und Regierung soviel an ihm lag gedämpft, Land und Regierung gewissermassen durch gegenseitige Gleichgültigkeit voneinander getrennt.

„Aber dieser Mann, dessen Handlungen und Beispiel Toscana moralisch geschädigt haben, hat dem Lande auch Gutes erwiesen. Obgleich er, bei der Reaction von 1814, Wissenschaft und Kraft eines Staatsmanns nicht zur Beibehaltung guter Institutionen vermöge ihrer Ausgleichung mit unsern Sitten, nicht zur Ausscheidung schädlicher verwandt hat, hat er es doch dahin gebracht dass Toscana sich unter den italienischen Staaten durch erleuchtete Toleranz ehrenvoll auszeichnete. Er hat alle retrograden Velleitäten zurückgewiesen, anderwärts Verfolgte aufgenommen und geschützt, Bücher und Ideen zu unbehindertem Verkehr zugelassen. In der politischen Oekonomie freien und wohlbegründeten Grundsätzen treu, hat er während seiner ganzen Verwaltung die Handelsfreiheit, welche Toscana zur Ehre gereicht und Quelle seines Wohlstands ist, durch Schriften und Einfluss entschieden aufrecht erhalten, und in derselben das fundamentale Princip einer weisen Administration erkannt. Von dem Gefühl persönlicher Würde in Bezug auf die Unabhängigkeit des Landes durchdrungen, hat er dieselbe mit Gewandtheit, bisweilen mit Energie gegen fremde Einflüsse vertheidigt. Er besass eine wunderbare Kunst, Prätensionen oder Sommationen abzuwenden, und sich den Zumuthungen des Protectorats mächtiger Staaten möglichst zu entziehen. Der staatsmännische Ruf den er genoss, imponirte den Diplomaten, die er durch seinen reichen Geist und seine nicht selten sehr freien Reden unterhielt. So hat er die Stellung eines

kleinen Staats dem Auslande gegenüber erhöht, und dessen Loos zu verbessern verstanden, Verdienste die das Land anerkannt hat, und zu würdigen weiss."

Die Schilderung des Staatsmanns welcher bis zu seinem, drei Decennien nach der Restauration in seinem neunzigsten Lebensjahre erfolgten Tode nominell die Leitung der Geschäfte in der Hand behielt, die er über zwei Drittel dieses Zeitraums beinahe unumschränkt geführt hat, lässt die Gründe ahnen, welche die höheren Stände an der Betheiligung am Staatsdienst grossentheils behindert haben würden, wären selbst die bequemen Gewohnheiten des Adels nicht im Wege gestanden. Die bedeutenderen Stellen, die Ministerial-Departements, die Provincial-Gubernien welche factisch sehr geringe Bedeutung hatten, waren in den Händen älterer Männer die schon vor den Umwälzungen gedient hatten. Diplomatie und Militär existirten nicht; die Kirche ist, Gott sei Dank, in Toscana nie als eine sogenannte Carrière betrachtet worden. Für die Jugend gab es somit kein Feld der Thätigkeit. Dies war ein Unglück. Auch Gino Capponi ist davon betroffen worden. In dem Alter in welchem die geistigen Eigenschaften im praktischen Leben geschult werden, die Früchte der Studien unter der Einwirkung der Thatsachen und Existenzbedingungen der Einzelnen wie der Gesammtheit reifen, die Charaktere sich stählen sollen, ist ihm nicht vergönnt gewesen, die Schule durchzumachen, deren Lehren Wenige ohne Nachtheil entbehren können, während sie sich in spätern Jahren schwer, nie vollkommen ersetzen lassen. Seine ungewöhnlichen Eigenschaften wie sein Bedürfniss der Thätigkeit haben die Nachtheile theilweise besiegt; nicht alle haben sie zu besiegen vermocht. Der Mangel jener Schule ist bei ihm immer fühlbar gewesen. Was unter andern Umständen ein grosser Vorzug und sicherste Gewähr in der Behandlung weltlicher Angelegenheiten hätte werden können, hat in gewissem Sinne nachtheilig gewirkt. Das tiefbegründete und zarteste Rechtsgefühl welches zum

ernstlichsten und gewissenhaftesten Abwägen von Für und Wider, zum reiflichen Betrachten einer Frage unter ihren verschiedensten Gesichtspunkten auffordert, ist bei ihm, während es ihn und Andere vor unüberlegten Entschlüssen bewahrte, innerlich zu quälenden Zweifeln, äusserlich zur Ungewissheit in Auffassung und Handlung geworden. Er sah beide Seiten zu klar und deutlich, und die Fähigkeit des Entschliessens entsprach dem Zartgefühl und der Rücksichtnahme nicht. Dies geschah bei einem Manne dessen Ueberzeugungen unwandelbar feststanden, wo es sich um religiöse und sittliche Grundsätze handelte, und der sein Leben lang Ansichten treu geblieben ist, die für ihn über alle Wechsel von Umständen, zeitlichen Formen, weltlichen Beziehungen erhaben waren. Es war eben die harte Schule des thätigen Lebens, die ihm fehlte und welche durch die Schule der Prüfungen, durch die er den langen schweren Weg gewandert ist, nicht ersetzt werden konnte.

An seinem Lebensabende, als er es unternahm die Begebenheiten der Spanne Zeit zu erzählen, während welcher er wider seinen Willen auf die Bühne des öffentlichen Lebens getreten war, hat Gino Capponi auf die Stimmungen und Verhältnisse seiner eignen Vergangenheit hingewiesen. „Ich hatte", sagt er, „viel gelesen und viel nachgedacht, mit Vielen mich unterhalten mit Wenigen ernstlich gesprochen, und war jeder öffentlichen Thätigkeit ferne gestanden. Mehr als befehlen, liebte ich stets selber frei bleiben und andere frei lassen. Dachte ich aber an Italien, so lagen andere Dinge mir mehr noch am Herzen als die Freiheit. Bei alledem stand ich im Rufe eines grossen Liberalen. In Wahrheit war's ein einigermassen usurpirter Ruf, nicht als wären Natur und Neigungen bei mir nicht in diesem Sinne gewesen, sondern weil ich gar nichts gethan hatte und zwischen den Liberalen und mir das Verständniss schwer war. Ich war eine Art Liberaler in partibus, von geheimen Verbindungen, Machinationen und Ge-

sellschaften rein wie ein heranwachsendes Mädchen. Die Regierung misfiel mir, weil mir schien dass die moralischen Kräfte des Landes, in denen für mich das Hauptgewicht liegt, unter dieser Regierung sich abnutzten; aber es fiel mir nicht ein gegen deren tägliches Thun und Schaffen zu declamiren. Im Gegentheil suchte ich sie zu vertheidigen, kümmerte mich jedoch im Grunde wenig darum, und kannte Land und Leute schlecht. Wenn ich am Palazzo vecchio vorüberging, stieg mir nie der Wunsch auf in demselben Platz zu nehmen; mein Ehrgeiz ging diesen Weg nicht. Seit dem Jahre 1814 — ich war damals zweiundzwanzig alt — schien mir in Toscana nichts zu thun zu sein, was mir Befriedigung hätte gewähren können und etwas anderes als Halbwerk gewesen wäre. Zumtheil war das allerdings wahr, aber die damalige unverständige Zeitrichtung liess mich in Uebertreibung verfallen, was auf mein Leben nachtheiligst eingewirkt hat. So kam es dass ich zu dem geringen Antheil, den ich an bürgerlichen Dingen nahm, immer genöthigt werden musste; ich sah darin nur eine mir auferlegte Verpflichtung, wozu ich weder Neigung noch Vertrauen mitbrachte. Ein einziges Mal handelte ich mit der Ueberzeugung etwas Gutes und Wirksames zu fördern. Ich glaube derjenige gewesen zu sein, der den ersten Anlass zur Gründung einer weiblichen Bildungsanstalt gab, und wie damals das Leben war, kam es auch für die Männer darauf an dass die Frauen besser erzogen wurden. Es gelang mir mittelst der Geneigtheit Leopolds, der damals noch Erbprinz war, und seiner engelgleichen Gemalin (Maria Anna von Sachsen). Von den Ministern half Leonardo Frullani mit, der Grossherzog war unthätig, Fossombroni gleichgültig. So konnte ich nicht ohne Schwierigkeit und ganz in der Stille meinen Ansichten gemäss die Sache ins Werk setzen. [Es handelt sich um das noch bestehende Institut der Annunziata.] Dann lebte ich lange Jahre, anfangs in quälerischer Unthätigkeit, später in Studien vertieft. Als endlich der Name Pius' IX. die Sache Italiens

zu einer populären machte, als eine wunderbare Uebereinstimmung Gedanken und Willensmeinungen aller Classen und Charaktere vereinigt auf ein verständiges Ziel hinzulenken schien, als unter diesem Einfluss die Secten schwiegen und eine moralische Wiedererhebung die politische Befreiung zu verkünden schien, als lebendigster Glaube mich erfüllte und ich die Zeit zum Handeln endlich und zum erstenmale erschienen erachtete, da war es für mich zu spät, und Gottes Hand hatte mir das Verbot auf die Stirne gedrückt."

7.

Florentinische Fremdenwelt. Reise nach Rom und durch Süditalien.

Die Napoleonische Zeit war für Toscana reich gewesen an Aufregung und schweren Sorgen infolge der unaufhörlichen Wechsel und Kämpfe, die zwar Italien weniger als andere Länder berührten, aber seine Söhne auf alle Schlachtfelder von Spaniens und Portugals glühenden Ebnen zu Russlands Schneewüsten riefen. Nun folgten andere Aufregung und anderer Wechsel. Die Reiselust, so lange niedergehalten, machte ihr Recht geltend; England überschwemmte den Continent. Florenz wurde, fast mehr noch als Rom, das vornehmste Ziel der Wanderer, von denen viele, ganze Familien, sich auf längere Zeit hier niederliessen. Ein zahlreiches diplomatisches Corps, glänzender als die politische Bedeutung Toscana's zu rechtfertigen schien, wobei aber der alte wohlerworbene Ruhm von Land und Volk in geistiger Beziehung mitwirkte, trug nicht wenig zur Belebung der Geselligkeit bei. Das Land erholte sich allmälig von schweren Verlusten; jetzt erst zeigten sich manche der wohlthätigen Folgen der tiefeinschneidenden Massregeln der französischen Verwaltung, deren anfängliche Härte ziemlich verschmerzt, deren Uebertreibungen man durch mildere Praxis abzuhelfen bemüht war. Der

Fortschritt würde ein grösserer und rascherer gewesen sein, wären nicht zwei Jahre des Miswachses und der Krankheit auf die vollständige Beruhigung gefolgt, welche erst nach den Hundert Tagen eintrat, die schon Elba's wegen Toscana in Spannung erhalten hatten.

Das Zu- und Abströmen von Personen aller Nationen und der verschiedensten geselligen Stellungen musste etwas Anregendes haben, und es darf nicht Wunder nehmen, dass ein junger Mann, geistvoll, an Studien reich, vor den Jahren an Erfahrung und Weltkenntniss nicht arm, allen Eindrücken offen, vollauf an der Gesellschaft theilnahm, obgleich er an dem wirren Treiben der grossen Welt nie Geschmack gefunden, kleinere Kreise immer vorgezogen hat. Die ruhigere wahre Geselligkeit fand er in dem Hause welches damals allein täglichem Besuch und der eigentlichen Conversazione geöffnet war, in jenem der Gräfin von Albany, die in vorgerückten Jahren (sie war zur Zeit der Restauration zweiundsechzig alt) den Gewohnheiten ihrer Vergangenheit treu geblieben war, jeden Abend in dem Hause am Lungarno, das nicht ihren sondern Alfieri's Namen bewahrt hat, Einheimische wie Fremde empfing, eine Art Hof aber voll Einfachheit und Freiheit, zu welchem zugelassen zu werden für eine Auszeichnung galt. Wo Alles noch an Vittorio Alfieri erinnerte, konnte das literarische Element nicht ausgeschlossen sein, und Gino Capponi ist einer derjenigen gewesen, die es neben den Gelehrten von Profession vertreten haben, deren Zahl in Florenz klein war, namentlich soferne Solche in Betracht kommen für welche ein Salon überhaupt existirt. Girolamo Lucchesini, welcher nach der definitiven Regelung der italienischen Angelegenheiten wieder nach Florenz kam, wo er auf dem linken Arno-Ufer, am Fusse des Hügels von San Giorgio, ein schönes Haus erwarb, fehlte nie in diesem Salon, immer ein angenehmer geistig angeregter Gesellschafter voll Kenntniss und reicher Lebenserfahrung. Er war damals mit der Abfassung des Werkes beschäftigt

welches auch für ihn eine Art Apologie sein sollte, der im Jahre 1819 erschienenen Geschichte des Rheinbundes, die nicht Alles sagt was er hätte sagen können, aber als Product eines in die Geheimnisse der ganzen Revolutionszeit eingeweihten Staatsmanns immer Werth behält. Graf Baldelli, mit der Familie Capponi seit vielen Jahren befreundet, Giuseppe Micali der Verfasser der Geschichte Italiens vor der Römerherrschaft, Giovanni Rosini der pisaner Professor der schönen Wissenschaften der häufig nach der Hauptstadt kam, gehörten zu diesem Kreise. Von Nicht-Toscanern und Ausländern fanden Graf Cicognara, der elegante Geist und Mann feiner Sitte sich ein, der Genfer Sismondi, von frühern Jahren her im Lande wohlbekannt durch langen Aufenthalt und Verschwägerung, Carl Victor von Bonstetten welcher das Rom Pius' VI. gekannt hatte, Thomas Hope der Verfasser des Anastasius, Samuel Rogers der Freund Byrons, Lord John Russell. In der Damenwelt glänzten vorübergehend Madame de Staël, die zu Ende des Winters von 1816 von Pisa kam wo sie ihre Tochter Albertine mit Charles Victor de Broglie vermält hatte, die Herzogin von Devonshire welche mehre Jahre in Rom zubrachte, die Herzogin von Hamilton, Tochter William Beckfords des Verfassers des Vathek. Die wenigen Namen genügen zu zeigen, dass es nicht an Illustrationen fehlte. Gino Capponi ist zu mehren von diesen in Beziehungen getreten die nur mit dem Leben geendet haben. Die Bekanntschaft mit dem Herzog und der Herzogin von Broglie hat er zwei Jahre später, als Madame de Staël schon nicht mehr am Leben war, in Paris erneuert.

Von den Lehrern seiner Jugend war ihm nur Zannoni geblieben, von den literarischen Freunden stand ihm der wie gesagt einige Jahre ältere Niccolini am nächsten. Das Verhältniss zu Zannoni war das freundschaftlichste. Zu der dem Lehrer gezollten Verehrung und Dankbarkeit gesellte sich die warme Anerkennung der Verdienste des mit ebensoviel Gelehrsamkeit als Geschmack begabten

Autors, der inderthat nach Lanzi's Tode die Alterthumswissenschaft in Toscana in erster Reihe vertrat. An Niccolini's poetischen Arbeiten, damals noch ausschliesslich der tragischen Kunst nach antikem Muster gewidmet, nahm Gino Capponi lebendigsten Antheil. Die liberalen Anschauungen des Poeten wurden mehrundmehr von dem jüngern Freunde getheilt, bei dem die loyale Anhänglichkeit an seinen Souverän und dessen Familie mit dem Bewusstsein des sowol Beengenden als Unfertigen in den italienischen Zuständen, welches in den Köpfen der Jüngern in mehr oder minder nebelhafter Gestalt aufzusteigen und nach Klarheit zu ringen begann, gar wohl verträglich war. Eine tiefliegende Verschiedenheit der Ansichten auf religiösem Gebiete zwischen beiden Männern trat erst im Laufe der Jahre deutlicher hervor, nicht blos weil diese Ansichten sich auf beiden Seiten klarer entwickelten, sondern weil die Ereignisse es mit sich brachten, dass religiöse Fragen auch für Solche, die sie von politischen entfernt zu halten suchten, mit denselben berührten und Einfluss darauf gewannen.

Zu Anfang des Winters 1816—1817 begab Gino Capponi sich nach Rom wo er bis gegen das Ende desselben verweilte, um dann mit dem Grafen von Velo, einem edlen Vicentiner, weiter nach Süden zu ziehen. In seinen Tagebüchern findet sich nichts über diesen Aufenthalt, aber ein Brief an Zannoni, und eine in seinen letzten Lebensjahren verfasste kurze Schilderung der Zustände in den ersten Zeiten nach der Rückkehr Pius' VII. geben von den Eindrücken und Anschauungen Kunde. „Ich bin", schrieb er seinem Lehrer, „von Rom entzückt. Man lebt so gerne inmitten dieser Ruinen, mögen sie immerhin zu Melancholie stimmen. Gerade dies fesselt an dieselben und verleiht auch geringeren Erinnerungen Bedeutung, so dass man mit dem Sehen und Wiedersehen der grossen Menge der Dinge aller Art nicht zu Ende kommt, und nicht den Muth hat, minder Wichtiges beiseite zu lassen um nur

den Hauptwerken die Zeit zu widmen." „Rom war in jener Zeit", so schrieb er ein halbes Jahrhundert später in der Lebensskizze eines Freundes, Pietro Capei, „ein Schauplatz auf welchem man mit Menschen und Dingen, wie sie sich damals darboten, in vollem Masse bekannt werden konnte. Der Gedankenaustausch war um so lebendiger, je grösser die Manchfaltigkeit von Personen, Ansichten, Zwecken, die dort ohne vorherige Berechnung wie auf gemeinsamem Boden zusammentrafen. Rom ist eine Stadt die man am Festtage sehen muss, und in den ersten Jahren der Restauration schien ganz Europa wie zum Feste dahinzuströmen. Englische Herzoginnen, russische Fürsten, teutsche Gelehrte schienen sich für verpflichtet zu halten, dort wenn sie konnten einen Winter zu verbringen. Von den Ceremonien eilten sie zu Museen und Ausgrabungen, conversirten, disputirten, bewunderten. Es war wie der reichverzierte Fries an dem von Europa errichteten Bauwerk, und die Regierung selbst hatte vollen Antheil an dem glänzenden Leben. Von allen restaurirten Fürsten war Pius VII. der verehrteste und geliebteste. Die Andern suchten die Welt zu hemmen, er bestrebte sich in seinem Lande sie zu fördern, und dies in völliger Uebereinstimmung mit seinem Minister. Von Beiden war der Eine gleichsam die Ergänzung des Andern. Die demüthige Erscheinung des Papstes und die würdevolle Gestalt Cardinal Consalvi's zogen die Blicke gleichsam auf einem einzigen Punkte auf sich; der Papst hatte im Kerker, der Cardinal in den diplomatischen Kreisen das Leben wohl kennen gelernt. Ich weiss nicht, ob in allem dem was vielleicht zu weltlich war, in dem Bestreben, ein Fürst gleich andern Fürsten zu werden, der Papst den rechten Weg einschlug. Aber die Absicht war gut, und die Thatsache verzeihlich in jenen ersten Momenten der Rückkehr zum allgemeinen Frieden."

Während der Fasten von 1817 ging er nach Neapel, wo er an dem Gesellschaftsleben lebendigen Antheil nahm,

und mit toscanischen Landsleuten die nähere Umgebung bis Pästum besuchte. Benevent und seine historisch wichtige Umgebung, Montecassino, Arpino, Sora besichtigte er mit einem Mailänder, dessen Name eine Fülle schmerzlicher Erinnerungen weckt. Je öfter Federigo Confalonieri im Verlaufe dieser Biographie erwähnt werden wird, umsomehr kommt es darauf an, eine möglichst klare Anschauung von diesem Manne zu gewinnen, dessen Schicksale mehr als seine geistigen Eigenschaften ihn zu einer historischen Figur gemacht haben. Er war der Repräsentant einer Familie die zwar nicht zu den vornehmsten Mailands gehörte (die östreichische Regierung erkannte den gewöhnlich ihm beigelegten Grafentitel nicht an) aber grossen Besitzstand hatte. Es war keineswegs hervorragender Geist was ihn auszeichnete — Alle die ihn persönlich gekannt, stimmen darin überein dass seine politischen Ideen die des vagen Liberalismus waren, dessen vornehmste Signatur die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden ist, mit dem ewigen Schibolet des Fortschritts dessen Ungeduld keine Früchte wahrhaft reifen lässt. Das Beste was sich von ihm sagen lässt, ist dass ihn das lebendigste Bedürfniss der Thätigkeit erfüllte, mit vollständiger unselbstischer Hingebung an und für das, was er zur Förderung dieses Fortschritts wie er ihn auffasste, des geistigen wie des materiellen nützlich oder nothwendig erachtete. Sein erstes Auftreten auf politischem Felde war ein höchst unglückliches und verhiess wenig für die Zukunft, umsoweniger als es mit einem Complott gegen die gesetzliche Ordnung zusammenhing. Als im April 1814 in Mailand noch Anstrengungen gemacht wurden, das italienische Königreich Napoleonischer Creation zu erhalten (ob mit Aussicht auf Erfolg, thut hier nichts zur Sache), war Federigo Confalonieri einer der mailändischen Edelleute, welche den Aufstand veranlassten, der den Senat sprengte, den Mord des Finanzministers Grafen Prina herbeiführte, den Vicekönig Eugen zur Abreise nach Paris

veranlasste und Allem ein Ende machte. Beschränkteste Kirchthurmpolitik war der vornehmste Beweggrund, und der kleinliche Neid gegen Nicht-Mailänder, die man begünstigt glaubte, trug vielleicht am meisten zu der Abneigung gegen die Franzosen bei. In Paris, wohin Confalonieri ging und wo er nur zu bald erkannte, wie es mit seiner und seiner Freunde Hoffnung der Constituirung eines unabhängigen mailändischen Staates stand, versuchte er sein Verhalten zu rechtfertigen, aber die Rechtfertigung trug ihm nur Unannehmlichkeiten seitens der neuen Regierung ein.

Von da an warf Confalonieri sich in eine immer lebhaftere Opposition. Er klagte, jeder Weg zur Thätigkeit sei ihm verschlossen, und stürzte sich doch mit einer fieberhaften Hast in Unternehmungen aller Art, agricole Reformen und Anlage eines grossen Bazars in Mailand, Lancasterschulen und Schifffahrt auf dem Po, und wer weiss was sonst. Daneben Reisen durch Italien, Frankreich, England, fleissige Correspondenz, in Mailand offnes Haus für Fremde von Ruf. In der Heimat nichts nach seinem Sinn, und eine verzehrende Ungeduld. „Ich lebe in einem Lande wo die Zeit langsam, monoton, gleichmässig hinschleicht, wo die Ideen von heute die vor drei Monaten sind, wo Sonne und erbleichendes Haar allein uns daran mahnen dass wir nicht stillestehn.“ Im Mai 1816 begab er sich nach dem südlichen Italien, in Begleitung seiner Gattin, deren Anstrengungen zu seiner Rettung durch die Vermittlung der östreichischen Kaiserin Caroline mit Erfolg gekrönt, ihr Haupt mit einer Aureole umgeben haben — Teresa Casati, die Tochter einer Familie deren Name im Jahre 1859 nochmals in Aller Munde gewesen ist. „Das schöne Confalonieri'sche Ehepaar“, so schrieb am 25. Mai 1816 der Abbé de Breme, ein zum Mailänder gewordener vornehmer Piemontese, der am Hofe des Vicekönigs gelebt hatte und den Wechsel der Dinge schwer empfand, an die Gräfin von Albany, „unternimmt eine Reise durch Italien. Ich stehe in intimen Beziehungen

zu diesen beiden Personen, welche, ich bin davon überzeugt, Ihre Achtung gewinnen werden wonach sie sich sehnen. Der Graf hat sich in seiner Heimat durch seine entschieden patriotischen Bestrebungen bemerkbar gemacht, die Gräfin ist eine der tugendhaftesten und anmuthigsten Zierden unserer Gesellschaft.“ Wie sehr Confalonieri damals schon Aufmerksamkeit nicht nur sondern Verdacht auf sich lenkte, wie unvorsichtig er im Reden war, zeigt ein Bericht welchen Monsignor Tiberio Pacca, des berühmten Cardinals Neffe und damaliger Gouverneur von Rom, über sein Verhalten während seines Aufenthalts in dieser Stadt erstattete, ein merkwürdiges Document, welches von Cesare Cantù in einer Arbeit, die von den Geschicken des lombardischen Liberalismus im ersten Decennium der wiederhergestellten östreichischen Herrschaft handelt, bekanntgemacht worden ist.

Gino Capponi hat für Confalonieri bis an sein Ende ein Interesse bewahrt, welches durch dessen nachmaliges schweres Geschick nur gesteigert worden ist. Das Zusammenleben in einem Alter, in welchem das Gemeinsame der Interessen über die Unterschiede leichter hinwegblicken lässt, hat sie auch für spätere Jahre enge miteinander verbunden. Die Wanderungen im italischen Süden trugen dazu bei, mit den Eindrücken der Gegenwart und den Berechnungen der Zukunft die Erinnerungen der Vergangenheit zu verschmelzen. Capponi's Tagebuchblätter zeigen, wie es vorzugsweise die alte Geschichte war deren Bilder vor seinem Geiste standen. Mit Hülfe der Erzählung des Livius suchte er sich in den Caudinischen Pässen den Kampf zwischen den Römern und Samniten zu vergegenwärtigen, und da wo Liris und Fibreno sich vereinigen, baute seine Phantasie die Villa Cicero's auf, der bis in sein hohes Alter sein Lieblingschriftsteller geblieben ist, und den er den Lehrmeister der Lateiner in den schönsten Erzeugnissen der griechischen Philosophie nannte. Zu Ende März begab er sich mit Velo an Bord einer eng-

lischen Brigg nach Palermo, wo damals der Kronprinz, nachmalige König Franz I., als Statthalter fungirte. Manche Bekanntschaften, so mit den Mitgliedern der Aristokratie wie mit Gelehrten wurden hier angeknüpft, unter andern mit Piazzi, welchem die Entdeckung der Ceres, wodurch zuerst das alte Planetensystem erweitert wurde, und seine Sternverzeichnisse einen grossen Namen gemacht hatten, den seine Persönlichkeit aufrechthielt.

„Die palermitaner Gesellschaft", schrieb der Reisende, „verdient ihren guten Ruf. Nirgend findet der Fremde so freundliche Aufnahme, nirgend vielleicht kann er wie hier den Zweck erreichen, welcher Hauptzweck sein sollte, mit den Eingebornen umzugehn. Die kurze Zeit, während welcher die Sicilianer sich mit den eignen Angelegenheiten beschäftigt haben, hat ihnen einen Vortheil gebracht, der den Bewohnern der andern Theile Italiens mangelt. Es wäre sehr zu beklagen, wenn die schon verbreiteten Kenntnisse und die in Manchen wirkende Willenskraft keine weiteren guten Folgen für das Wohl des Landes haben sollten, dem noch vieles noththut. Dazu ist jedoch vor allem die Auflösung der furchtbaren Phalanx der grossen Eigenthümer vonnöthen, dieser Pest der Insel, wegen ihres Reichthums, ihres Despotismus und des schlimmen Geistes von dem die Mehrzahl belebt ist. Sie haben die guten Wirkungen der Constitutionen beeinträchtigt, indem sie verständige Massregeln verhindert, und bei den Wohlgesinnten indirect eine gefährliche Animosität gegen die bestehende Ordnung der Dinge geweckt haben. Denn die Lage Siciliens war bei der Einberufung des Parlaments eine solche, dass beim Mangel aller reifen Kenntnisse der wahren gemeinsamen Interessen das Wohl der Insel beim Zusammenstoss übermächtiger Interessirten und verbissener Neuerer in die Brüche ging." Zu denen welche Gino Capponi damals kennen lernte, gehörten Mehre die sich in der neuern Geschichte ihrer Heimat einen Namen gemacht haben. So der Fürst von Trabia (Lanza) Vater des nach-

maligen Fürsten von Butera, eines der Minister von 1848, der Fürst von Belmonte, der Herzog von Serra di Falco, Ruggero Settimo der vormalige Marineminister, und Cesare Airoldi, welcher Präsident der Deputirtenkammer gewesen war und seine späteren Jahre ferne von der Heimat in Florenz zugebracht hat, wo er allgemein geachtet in vorgerücktem Lebensalter gestorben ist. Er war der Neffe jenes Erzbischofs, welcher an der Geschichte Siciliens so lebendigen Antheil nahm, und von dem Malteser Vella mit der arabisch-sicilischen Documentensammlung schmälich getäuscht wurde.

Am 22. April verliess Gino Capponi Palermo und verwandte einen Monat auf die Besichtigung des östlichen und südlichen Theiles der Insel. Seine Schilderung der Besteigung des Aetna, dessen Crater er umschritt, und die von Taormina zeugen von lebendigstem Gefühl für die Schönheit und Grösse der Natur. In Syrakus studirte er die historischen Localitäten, die sich ihm tief einprägten, so dass er sich noch in seinem letzten Lebensjahr über die Beschreibung der athenischen Belagerung bei Thucydides mit grösster Anschaulichkeit ausliess. Am 24. Mai schifften Graf Velo und seine andern Reisegefährten sich in Messina nach Neapel ein, während er nach Reggio übersetzte, um Calabrien und Apulien zu bereisen. Er war dem damaligen Intendanten der Provinz Calabria Ultra empfohlen, Nicola Santangelo, welcher unter König Ferdinand II. lange Zeit Minister des Innern gewesen ist, und dessen schönes mit Kunstsachen gefülltes Haus, in der Strasse Spacca-Napoli, im 15. Jahrhundert Wohnung des Günstlings König Ferrante's von Aragon, Diomed Carafa's Grafen von Maddaloni, bei allen Besuchern Neapels in gutem Andenken steht. Santangelo versah ihn mit Briefen an die vornehmsten Beamten der Landestheile die er zu besuchen beabsichtigte, und zu Pferde, mit einer Gendarmen-Escorte, da es weder Fahrstrassen noch Sicherheit im Lande gab, trat er die Wanderung an.

Die baldgemachte Erfahrung, dass das Land vom Sectenwesen vergiftet war und die nur ein paar Jahre vorher restaurirte Bourbonische Regierung auf geringe Zustimmung rechnen konnte, ist durch spätere Ereignisse bestätigt worden. Er bemerkte, wie jede Andeutung liberaler Ansichten auch bei sonst unbekannten Leuten sogleich Anklang und Entgegenkommen fand, und wie allgemein aus der französischen Zeit her die carbonaristischen Projecte italienischer Unabhängigkeit verbreitet waren. „Ich glaube", schrieb er, „dass es in ganz Italien keine mehr revolutionäre Provinz giebt als Calabrien. Die Calabresen zeichnen sich ebenso durch Geist aus wie sie wegen ihrer Leidenschaftlichkeit bekannt sind. Nach all den Umwälzungen jüngerer Zeiten, nach dem Verweilen in ihrer Mitte von fremden Soldatesken durch welche sie, lange abgeschlossen, mit dem übrigen Europa in Verbindung gekommen sind, haben moderne politische Ideen bei ihnen eine Aufnahme gefunden die ihrem feurigen Temperament entspricht. Von der Regierung spricht man öffentlich mit verächtlichster Abneigung, und ich bin fast keinem begegnet, der sich nicht ohne Scheu bereit gezeigt hätte, beim ersten Anlass zu dessen Sturz mitzuwirken." Es fiel ihm auf, in dem einzigen Crotone ein ruhiges, von Revolutionen unberührtes, von dem übrigen Calabrien ganz verschiedenes Volk zu finden — vielleicht, bemerkte er, hat Sybaris den starken Sieger besiegt. Das Brigantenwesen lernte er aus den Erzählungen Solcher kennen, die zumtheil dessen Opfer gewesen waren.

In Tarent fand er wieder fahrbare Strassen und durchzog nun der Länge nach das Land Apulien, wo den Erinnerungen des Alterthums, die immer noch bei ihm die vorherrschenden waren, sich mehr als bisher die des Mittelalters und des 16. Jahrhunderts zugesellten. Lange Jahre nachher, als ich selber dies Land besucht hatte, in welchem längs dem Strande, wie längs den die blühende Ebene säumenden Bergen, eine Kette wohlhabender Städte sich

hinzieht, waren die Erinnerungen an dasselbe, wie der Eindruck des Constrastes mit dem benachbarten Calabrien bei ihm noch sehr lebendig. Während er das Schlachtfeld von Cannä, das Blutfeld wie es noch heisst genau besichtigte, gedachte er der Wiedereroberung des von den Türken 1480 genommenen Otranto durch Herzog Alfons von Calabrien, und der blutigen Schlacht von Cerignola, wo im Frühling 1503 Gonsalvo de Cordova den Franzosen eine schwere Niederlage beibrachte. Indem er die Fruchtbarkeit des Landes und den Charakter seiner Bewohner betrachtete, erklärte er sich diesen durch jene. „Die Natur", bemerkte er, „hat sich an den Apuliern gerächt. Durch das Klima verweichlicht, durch Noth nicht gestählt, für den Lebensunterhalt auf Industrie wenig angewiesen, stehn sie an Energie wie an Geistesschärfe den Calabresen und Abruzzesen nach. Ich erinnere mich keines der berühmten Männer des Südens, der in Apulien geboren wäre, mit Ausnahme Pietro Giannone's, der aus Ischitella bei Lucera stammt, wohin schon die Vorhöhen der Apenninen reichen." Von Foggia, der Hauptstadt der grossen apulischen Ebne aus, schlug er den Weg nach Neapel ein, wo er nach dritthalbmonatlicher Wanderung um Mitte Juni anlangte.

8.

Reise nach der Lombardei, Frankreich und England.

Das florentinische Leben scheint Gino Capponi nicht lange zu fesseln vermocht zu haben. Die Correspondenz mit fernen, namentlich lombardischen Freunden trug dazu bei, seine Wanderlust lebendig zu erhalten. Dennoch blieb er einstweilen in der Vaterstadt. Die Kunde von seinen liberalisirenden Ansichten stand seinen Beziehungen zum Hofe nicht im Wege. „Im Spätsommer 1817", so erzählt er selber, „kam der Prinz von Carignan nach Florenz, seine Vermälung mit der Tochter des Grossherzogs zu feiern, wobei mir der Hofdienst anheimfiel, sein Begleiter zu sein. Beide jung, gelangten wir bald zu grosser Vertraulichkeit. Die Unterhaltung bezog sich auf Italien, auf Befreiung des Landes von den Oestreichern und ähnliches, der Prinz schwenkte den Degen. Er ging so weit in seiner Abneigung gegen Oestreich, dass er mir wiederholt bekannte, selbst die Braut sage ihm wenig zu, und diese Verbindung sei wider seinen Willen beschlossen worden, statt einer ich erinnere mich nicht ob baierischen oder sächsischen die er gewünscht habe. Von den fünf bis sechs Jahren, die ich mehr zählte, Vortheil ziehend, stellte ich ihm vor, wie die Prinzessin sanft und anmuthig sei, und er, wenn

er ihr nur wohl wolle, nach sechs Monaten nicht gewahren werde, aus welchem Hause sie stamme. Noch in einem andern Falle ermahnte ich ihn, obgleich ich wenig würdig war es zu thun. Es war inbetreff einiger leichten Reden über religiöse Dinge, Zeugnisse der Einwirkung seiner Erziehung, die ein Gemisch von Liberalismus und Napoleonismus geleitet hatte. Ich würde diese Dinge nicht berühren, hätte der Tod nicht an Carl Albert Alles geheilt." Am 30. September begleitete Gino Capponi den Prinzen zum Altar, als dieser sich mit der sechzehnjährigen Erzherzogin Marie Therese vermälte. Die Begegnung ist im Leben des florentinischen Edelmanns nicht bedeutungslos gewesen, wie sich aus der spätern Darstellung ergeben wird.

Im Frühling 1818 war Gino Capponi nochmals in Rom, zu Anfang des Winters ging er nach Mailand, in der Absicht mit dem Grafen Cicognara und seinem alten Reisegefährten Velo Paris und London zu besuchen. Leopoldo Cicognara war um fünfundzwanzig Jahre älter als die beiden Freunde, und in Frankreich längst bekannt. Sein Leben hatte manche Wandlungen erfahren. Einer vornehmen aber wenig begüterten ferraresischen Familie entsprossen, erfreute er sich reifer Bildung welche sowol Rechtswissenschaft und Geschichte wie exacte Wissenschaften, Aesthetik und Alterthumskunde umfasste der er sich namentlich in Rom gewidmet hatte. In frühem Mannesalter an den öffentlichen Angelegenheiten in den stürmischen Tagen der Cisalpinischen Republik betheiligt, war er von deren jähen Wechseln nicht unberührt geblieben. Er war Mitglied des gesetzgebenden Körpers, Gesandter in Turin, Deputirter zu den vielbesprochenen Lyoner Comitien gewesen; und nachdem er einmal von Napoleonischem Misvergnügen unsanft betroffen worden, durfte er sich glücklich schätzen, dem unsichern politischen Boden entrückt, seinem wahren Berufe, dem künstlerischen wieder zugeführt zu werden, indem er das Präsidium der Aka-

demie der schönen Künste in Venedig übernahm. Während er dieser Anstalt, die unter seiner Leitung ihre heutige Bedeutung anbahnte, grosse Dienste erwiesen hat, unter denen die Gewinnung mancher Meisterwerke aus den der Revolution zum Opfer gefallenen Kirchen und Instituten nicht der geringere ist, gewann er Zeit zum Ausarbeiten seiner grossen Werke, welche bei allen ihren namentlich aus dem Vorwalten der falschen Kunstprincipien seiner Zeit entspringenden Mängeln die Kunstgeschichte wesentlich gefördert haben. Cicognara gehörte zu denen, welche in der Schule der Umwälzungen, wie sie zwei Decennien hindurch in Italien aufeinander folgten, leichten Uebergang von einem zum andern System erlernten, Republikaner, napoleonische dann östreichische Monarchisten. Er hatte dem französischen Kaiser seine Geschichte der Sculptur gewidmet — er widmete der Kaiserin Caroline von Oestreich die Beschreibung der von Venetien ihr dargebrachten Kunstwerke. Er war eine aristokratische Erscheinung, ein schöner Mann, hochgewachsen, mit edlen Zügen, in seiner vornehmen Haltung etwas pomphaft, aber beredt, kenntnissreich, gewandt, sicher, eine Zierde jeder Gesellschaft.

In Mailand verweilte Gino Capponi vier Wochen, und während er diesem Aufenthalt eine Menge Beziehungen verdankte, von denen mehre sein ganzes Leben hindurch gewährt haben, bereicherte er seine Anschauungen von italienischen Zuständen, welche hier starke Contraste mit denen des Südens darboten. In keinem Theile der Halbinsel hatten die Revolutionszeit und die Napoleonische Herrschaft so viel an- und aufgeregt wie in der Lombardei, und das immer bewegte und thätige Mailand bot während jener ersten Epoche der östreichischen Verwaltung, welche mit den nur zu bekannten politischen Prozessen ein Ende nahm, ein interessantes Schauspiel dar. Es ist hier nicht der Ort eine Schilderung desselben zu versuchen, welche, sofern die Literatur im Zusammenhang mit Leben und Politik in Betracht kommt, von Cesare Cantù in einer

schon erwähnten Arbeit, die von den Geschicken des zur Herausgabe der Zeitschrift „Il Conciliatore" zusammengetretenen Freundeskreises handelt, auf Grund zahlreicher Schriftstücke mit genauer Kenntniss persönlicher und örtlicher Details und gewohnter Anschaulichkeit geliefert worden ist. Wie es eine Eigenthümlichkeit des toscanischen Geistes ist, die Uebergänge zu vermitteln und die Ecken abzuschleifen, so treten hinwider bei den Lombarden die Unterschiede lebendiger und schroffer hervor. Die Jugendzeit des lombardischen Liberalismus war jedoch damals noch nicht zu dem Zusammenstoss mit der Fremdherrschaft gelangt, welche ihrerseits einen Ausgleich mit dem italienischen Geiste versuchte, wofür sogar eine Zeitlang die Chancen nicht ganz ungünstig schienen.

Mailand hatte damals keinen Mangel an bedeutenden Männern, und ebensowenig an Gelegenheiten sie kennen zu lernen. Die beiden vornehmsten aristokratischen Salons, die des Marchese Gian Jacopo Trivulzio und des Grafen Luigi Porro Lambertenghi, vereinigten was von ausgezeichneten Fremden nach der Stadt kam mit den hervorragendsten unter den Einheimischen. Trivulzio, der edle Erbe eines grossen Namens, reich, von gründlicher wissenschaftlicher und literarischer Bildung, durch Neigung und Tradition mehr auf Literatur als auf Politik angewiesen, machte sein Haus zum Mittelpunkt so der gelehrten wie der eleganten Gesellschaft, wobei seine Frau Beatrice Serbelloni ihm würdig zur Seite stand. Vincenzo Monti, dessen glänzende Muse die Hochzeiten seiner Töchter besang, Angelo Mai damals Bibliothekar der Ambrosiana, Pompeo Litta der um jene Zeit die Herausgabe seines grossen genealogischen Werkes begann, Carlo de' Rosmini welchem der Marchese zur Ausarbeitung der Biographien seines Ahnherrn des Marschalls Ludwigs XII. und Franz' I. wie der Humanisten des 15. Jahrhunderts die Mittel verschaffte, u. m. A. waren in diesem Hause zu finden, welches eine kostbare Bibliothek und erlesene Antiquitäten schmückten.

Noch bestand jene Scheidewand nicht, welche nachmals Italiener und Teutsche voneinander trennte, und der Oberstcommandirende im östreichischen Italien, Feldmarschall Graf Bubna, hielt ein gutes Verhältniss zu den Einheimischen aufrecht, die nicht über ihn zu klagen gehabt haben. Von Confalonieri eingeführt, hat Gino Capponi Alles kennen gelernt, was in Mailand sich durch Stellung, Wissenschaft, Talent auszeichnete, und zu den Bekanntschaften dieser Zeit gehört jene Alessandro Manzoni's, dessen „Inni sacri" bereits einen Ton angeschlagen hatten, welcher den Umschwung in den religiösen Anschauungen und Empfindungen der aus der Revolutionszeit hervorgegangenen Generation verkündend durch die Herzen vibrirte.

In Turin wurde er vom Prinzen von Carignan herzlich empfangen. „In seinem Hause", schrieb er lange nachher, „lernte ich die ersten Männer des Landes kennen, deren Charakter er mit spöttischem Geiste schilderte. Ich erinnere mich dass er bei Tische oder sonst die alten Herren vom Hofe in die Conversation hineinzuziehen liebte, und, wenn sie Aeusserungen machten welche ihm dem von ihnen entworfenen Bilde zu entsprechen schienen, mir höhnisch lächelnd mit seinen langen Beinen ein Zeichen gab. Die turiner Hofsitte und die pedantische Gravität der piemontesischen Perücken schienen ihn sehr zu langweilen, aber zu Hause, besonders wenn die Prinzessin zugegen war, hatte seine Haltung etwas Trockenes und Förmliches." Man weiss wie die Herrschaft strengster Etikette nachmals an Carl Alberts Hofe gewährt hat.

Am 14. December war Gino Capponi in Paris. Die Verschiedenheit der Zustände, verglichen mit denen die er fünf Jahre vorher kennen gelernt hatte, musste ihm auffallen. Damals hatte er ein Volk geschaut, welches, schon auf allen Seiten bedroht, dennoch zu sehr unter dem jahrelangen Zauber Napoleonischer Grösse stand um an einen Umsturz, wie er wenige Monde später erfolgte, ernstlich zu glauben. Jetzt hatte er das Schauspiel einer Nation,

welche in dem Augenblick wo der französische Boden infolge der Aachener Congressbeschlüsse von den Siegern geräumt wurde, die von der alten Dynastie ihr gewährten neuen Freiheiten schlecht ertrug und sich in Parteien spaltete, welche einander so unversöhnlich gegenüberstanden, dass nach zehn Jahren erbitterter Kämpfe das Regieren unmöglich wurde, so dass durch Schuld von Freunden wie von Gegnern die Dynastie selber zum Sturze kam, ohne dass man von den ernsten Lehren dieser Zeit rechten Vortheil gezogen hätte. Gino Capponi sah das Ende des Ministeriums Richelieu, welchem das Decaze'sche folgte, das einen Ausgleich mit den liberalen Ideen versuchte, aber der Continuität noch geringere Garantien bot als jenes. Aufzeichnungen über diesen Aufenthalt sind nicht vorhanden. Das Gesellschaftsleben scheint auf die beiden jüngern Reisenden mächtige Anziehungskraft geäussert zu haben. Am 14. April 1819 kamen alle drei in Dover an. Cicognara war jenseit des Canals ein bekannter Mann. Prachtexemplare der erst im Jahre 1817 vollendeten Geschichte der Sculptur waren an die meisten europäischen Souveräne gesandt worden, und zu den Gegengaben gehörten von englischer Seite die Abgüsse der Elgin-Marmore, welche Cicognara ebensowie die der Aegineten der venetianischen Akademie zum Geschenk machte. Sein Name war bei Gelehrten, Kunstfreunden und Künstlern vielgenannt; die Namen seiner Reisegefährten waren unbekannt, abgesehen von den in Italien angeknüpften geselligen Beziehungen.

Man kann sagen dass England Gino Capponi's politische Erziehung vollendet hat. Das von diesem Lande ihm gebotene Schauspiel wirkte umsomehr auf ihn, da er in Frankreich das Unvermögen der Verfassung, ein Gleichgewicht der verschiedenen zur Constituirung des Staatskörpers berufenen Gewalten zu sichern, erkannt zu haben glaubte. Hier sah er hinwider die durch längere Tradition erlangte praktische Anwendung der liberalen Theorien in ihrem regelmässigen

Verlauf, unter nothwendiger Einwirkung der von den Gewalten selber wie von den Parteien einander gemachten Concessionen, vor sich. Er erkannte leicht wie kein Princip und keine Form in der Praxis absolute Geltung hat, und wie selbst scheinbare Misbräuche nöthig werden können, dem Uebergewicht auf der einen oder andern Seite, namentlich dem des demokratischen Elements zu steuern, durch dessen steten Andrang die gleichmässige Wirksamkeit der Constitution gefährdet werden würde. Die hier gewonnenen Anschauungen haben ihm später, als er politischen Fragen persönlich gegenüberstand, vorgeschwebt. Schon während seines Aufenthalts in England gestand er sich jedoch dass das, was er beobachtete, Resultat jahrhundertelanger Erfahrungen und Kämpfe wie des durch dieselben gebildeten Charakters der Nation und ihrer localen Isolirung war, die Chancen von Nachahmungen somit keine grossen, jedenfalls nur nach dem politischen Bildungsgrade der Völker bemessen sein konnten. Der Zustand in welchem er das Land fand, trug dazu bei ihm klar zu machen, wie grosse Uebung und Moderation inmitten aller Erregtheit, welches tiefliegende Bewusstsein der Nothwendigkeit der Gesetzlichkeit erforderlich waren, gefahrvollen Conflicten aus dem Wege zu gehen.

Das Jahr 1819 war für England eine Epoche ernster Krisis. Die auf den Sturz Napoleons gefolgten Friedensjahre hatten die durch die colossalen Anstrengungen herbeigeführte Last für die Nation nur zu klar erkennen lassen, während sie das Trügerische der auf die Wiedereröffnung des Verkehrs mit dem Festlande gesetzten Hoffnungen ans Licht stellten. Der langwierige Kampf um die Freiheit des Getreidehandels hatte, da er die Interessen des gemeinen Manns betraf denen die des grössern Theils der Aristokratie zuwider liefen, eine Gereiztheit erzeugt wie sie bei parlamentarischen Fragen selten vorgekommen ist. Die Unbeliebtheit des Prinzen von Wales, welcher für seinen geisteskranken Vater Georg III. regierte, war

infolge des ein Jahr vorher unerwartet eingetroffenen Todes seiner Tochter, der muthmasslichen Thronerbin, noch gestiegen, und machte die Stellung des von ihm gehaltenen Liverpool-Castlereagh'schen Ministeriums nur schwieriger. Nur mit äusserster Anstrengung wurde die Ruhe aufrecht erhalten, ja während des Aufenthalts der italienischen Freunde kam es in Manchester zu einem Volksaufstande, welcher zahlreiche Opfer forderte. Die im folgenden Frühling entdeckte Thistlewood'sche Verschwörung, welche Umsturz der Verfassung und Plünderung beabsichtigte, warf in der allgemeinen Unzufriedenheit, die sich auch gegen die Person des Prinz-Regenten äusserte, ihren dunkeln Schatten voraus.

Gino Capponi hat diese Lage der Dinge wohl erkannt, und sie hat seine hohe Meinung von dem Werthe der Verfassung welche so manche Stürme bestand, wie von dem überwiegend praktischen Sinn der Nation nur bestätigt. Er lernte die vornehme Gesellschaft der Hauptstadt kennen und bewegte sich in derselben, da er die Sprache mit Leichtigkeit handhabte, mehr zu seiner Befriedigung als das Gesellschaftsleben ihm im Allgemeinen gewährte. Zu den Bekanntschaften die er hier machte, gehörten die des Herzogs von Bedford, Lord Lansdown's, Lord Holland's, des Grafen von Minto u. A., während er manche ältere Bekannte wiedersah. Er bereiste einen ansehnlichen Theil Englands und Schottlands. In Cambridge machten ihm die Collegien, die Sammlungen und die Traditionen der classischen Studien Eindruck, von denen er klagte dass sie seinen Landsleuten, den nächstberufenen Erben der Alten abhanden gekommen seien. In Salisbury wohnte er einer leidenschaftlich bestrittenen Parlamentswahl bei. In Manchester wo er kurz nach dem obenerwähnten Aufstande im Augustmonat eintraf, in Birmingham, Sheffield, Newcastle u. a. O. besichtigte er Manufacturen und Kohlgruben. Nach Liverpool begab er sich um William Roscoe zu besuchen, um ihm Dank zu sagen für ein Buch,

welches von wärmster Liebe für ein Land Kunde giebt, das der Autor nie gesehen. Lange Jahre nachher hat er mir erzählt, wie die in Pisa erschienene italienische Uebersetzung des Lebens Lorenzo's il Magnifico seine erste Lectüre über florentinische Geschichte gewesen, indem er hinzufügte wie dies Werk, trotz seiner fundamentalen Mängel, in seiner Heimat Gutes gewirkt und in weitern Kreisen den Antheil an einer grossen Vergangenheit zuerst wiedergeweckt habe. Schottland nahm sein Interesse besonders in Anspruch. Er war der Ansicht, dass die nach dem letzten Aufstande zu Gunsten der Stuart vom Jahre 1745 erfolgte Schwächung des feudalen Elements dem Lande seine richtige Stellung neben dem grössern Nachbar einzunehmen gestattet habe, und gewann grosse Achtung vor der religiösen Haltung und dem sittlichen Leben des Volkes. Auf dem Schlosse zu Stirling, wo Francis Jeffrey damals als Gast des Herzogs von Hamilton wohnte, besuchte er den berühmten Herausgeber der Edinburgh Review, in einem Landhause bei Linlithgow Dugald Stewart. Wie in England, kehrte er auch hier auf den Schlössern mehrer vornehmen Familien ein, und pries eine Gastfreundschaft, ebenso herzlich als verständig, indem sie die individuelle Freiheit nicht beeinträchtigte.

In Irland verweilte er nur kürzere Zeit. Von dem Contrast der Zustände mit jenen der Nachbarinsel betroffen, suchte er sich die Gründe desselben klarzumachen. Die Insel, urtheilte er, ist um Jahrhunderte zurückgeblieben, weil sie, von den grossen Civilisatoren, den Römern nicht berührt, ohne Beziehungen zum Auslande mit alleiniger Ausnahme des auch noch wenig fortgeschrittenen Schottland, in mehre ohnmächtige kleine Staaten getheilt und durch innere Kriege zerrissen, keinen nationalen Zusammenhang und im Grunde keine Geschichte hatte, ehe die Engländer ihre Invasionen begannen. Die Jahrhunderte in denen andere Nationen sich entwickelten und zu staatlicher Grösse wie zur Freiheit gelangten, waren für Irland eine

Zeit des Kampfes, des Elends, des Hasses gegen übermächtige Nachbaren, womit der Hass gegen die von diesen repräsentirte Civilisation und die importirte kirchliche Reform sich verband, so dass der Unabhängigkeitskrieg auch Religionskrieg wurde. Folge von allem dem war, dass der Beginn des Revolutionszeitalters die Insel in einem Zustande fand, wie Frankreich und England vier bis fünf Jahrhunderte vorher. Die legislative Union mit Grossbritannien erschien ihm eine politische Nothwendigkeit, obgleich er deren lange Zeit hindurch währende Nachtheile wohl erkannte. Unter diesen Nachtheilen stellte er die nach dem Aufhören des dubliner Parlaments von der Nachbarinsel auf die Aristokratie geübte Attraction in erste Reihe, ohne der verzögerten katholischen Emancipation zu erwähnen, welche doch schon auf die Beziehungen der schwächern zu der stärkern Bevölkerung so mächtig einwirkte.

9.

Ugo Foscolo. Literarische Pläne. Rückreise durch Frankreich, die Niederlande und Teutschland.

Gino Capponi nahm grosse Vorliebe für England, Institutionen, Nation, Sitten mit, als er nach achtmonatlichem Aufenthalt im December 1819 schied. Die geselligen Verhältnisse, deren Schattenseiten ihm nicht verborgen blieben, machten doch Eindruck auf ihn. Der Regent des Landes war ihm keineswegs eine sympathische Persönlichkeit, aber er erzählte noch in späten Jahren, wie die Haltung des Gentleman sich bemerklich machte. Cicognara hatte in zweiter Ehe eine Frau, die Wittwe eines Foscarini geheiratet, die ihm, dem Nicht-Reichen, an Geld mehr als an Ruf zubrachte. Sie hatte ihn nach England begleitet, und als Beide auf einem der Almacksbälle erschienen, zu denen die ganze fashionable Gesellschaft strömte, vermieden sämmtliche Ladies-Patronesses die Fremde. Als der Prinz dies bemerkte, und die Verlegenheit ihres Mannes gewahrte, ging er auf diesen mit den Worten zu: „Graf Cicognara, wollen Sie die Freundlichkeit haben, mich der Gräfin vorzustellen?“ Die Demonstration, setzte Gino Capponi hinzu, bewirkte im Verhalten der Patronesses

keinen Wechsel, aber dies that der Courtoisie dessen, der wenige Monate später die Krone trug, keinen Abbruch.

Während der edle Florentiner die günstigsten Eindrücke mitnahm, liess er ein gutes Andenken zurück, welches ihm von Vielen, Männern wie Frauen treu bewahrt worden ist. Besonders war dies der Fall bei einem Manne, dessen Geschick ihm warme Theilnahme eingeflösst haben würde, wären selbst seine Geistesgaben minder hervorragend gewesen. Im September 1816 war Ugo Foscolo in London angelangt, nach siebzehnmonatlichem Verweilen in der Schweiz, wohin er sich begeben oder vielmehr geflüchtet hatte, als er, der noch zum italienischen Heere gehörte, dem östreichischen Kaiser den Treueid leisten sollte. Er sah das Land, an dessen gastlichem Heerde er sich niederliess, nicht als eine neue Heimat an. Im Sommer 1817 dachte er ernstlich an die Uebersiedlung nach den Ionischen Inseln. Damals trug sich der Graf von Guilford, Frederick North, mit dem Plan der Gründung der griechischen Hochschule, welche mehre Jahre später auf der grössten der Inseln ins Leben getreten, den Erwartungen des edlen Stifters, seiner Freunde und der Gelehrtenwelt, unter der Einwirkung ungünstiger Umstände allerdings nicht entsprochen, aber dennoch für wissenschaftliche Bildung Gutes gewirkt, und eine Saat gesäet hat, welche für ganz Griechenland mächtig aufgeschossen ist. Im October gedachten Jahres hoffte er in Florenz zu sein. Zweimal nach dem Sturze der Sanct Marcus-Republik und im J. 1812 hatte er hier verweilt und manche Beziehungen angeknüpft, von denen die zur Gräfin von Albany die intimste war. Seine Absicht ging nicht in Erfüllung. Am 3. November 1818 schrieb ihm Giovan Batista Niccolini, indem er ihm für eine englische Bekanntschaft dankte: „Ich kann dir meinen Dank nicht besser aussprechen als indem ich dir den Marchese Gino Capponi empfehle, der an Adel des Charakters und der Gesinnung seinen Vorfahren nicht nachsteht. Sein Geist wie sein Herz sind allen hochsinnigen Ideen zugäng-

lich. Ein Kenner der alten wie der modernen classischen Literatur, verwendet er sein reiches Wissen nicht um zu glänzen sondern zu nutzen — ‚vitae et non scholae didicit'. Um alles in kurze Rede zu fassen, ich möchte alle vom Glück Begünstigten dieses Landes wären Ihm gleich, und er ist der Freundschaft Foscolo's würdig."

Welchen Eindruck er auf Foscolo machte, sagt folgende Stelle eines nach dem Scheiden von diesem an eine Freundin gerichteten Briefes. „Der liebe Capponi! Ich habe mit Ihrer und seiner Abreise Alles verloren, was hier mein Leben erfreute. Sein Geist ist hochstrebend, kraftvoll, unabhängig, aber zugleich weich und massvoll; er ist ein Denker und von so naturwüchsiger Originalität, dass er in wenig Jahren die Fesseln einer falschen Erziehung und die einfältigen Vorurtheile unwissender Priester und müssiger Edelleute von selber zerbrochen hat. Er hat mich geliebt, und wird mich lieben, auch dann noch wenn Erde mein Gebein deckt und mit dem Leibe einen Namen verhüllt, der schon vor dem Tode halb verklungen ist." Worte, auf welche noch Bezug genommen wird im Verlauf dieser Darstellung.

Der Umgang mit den beiden jungen Männern, Beide durch reife Bildung und ernste Richtung, und, namentlich Velo, durch gewandte Dialektik ausgezeichnet, scheint wenigstens vorübergehend auf Foscolo günstig gewirkt zu haben. Immer verstört und unzufrieden, in Hoffnungen und Wünschen übereilt und masslos, bei Enttäuschungen entmuthigt, im Handeln unvorsichtig, im Projectiren so unermüdlich als schwankend, war er damals schon auf dem Wege zu jenem Walde von Verirrungen und Verwicklungen, aus welchem er in spätern Jahren keinen Ausweg mehr fand. Es fehlte ihm in England nicht an Theilnahme noch an Unterstützung mancher Art; es fehlte ihm ebensowenig an verständigem Rath, denn man erkannte sehr wohl seine Schwächen und Fehler. Schon im Sommer 1817, als er entmuthigt das Land verlassen wollte, schrieb ihm Lord

Holland: „Ich begreife Ihren Entschluss, nicht aber den Gedanken, Ihren Arbeiten Lebewohl zu sagen. Sie müssen Ihre gegenwärtigen Studien beenden, mehr als dies aber müssen Sie auf die Ausführung der grössern Werke bedacht sein, die Sie im Sinne haben. Publikum und Nachwelt haben ein Recht an dem Eigenthum eines Theils von dem, dessen Solche genossen haben, denen persönlicher Umgang mit Ihnen vergönnt worden ist. Wenn Sie sich nicht ernstlich an eine grössere Arbeit setzen und sie zu Ende führen, wird es Ihre eigne Schuld sein. Sie haben die Mittel dazu, und was immer Sie sagen mögen, Muth und Eifer genügen zur Ausführung. Da ich Sie vor Ihrem Misgeschick nicht gekannt, vermag ich nicht zu beurtheilen was Sie einst waren, oder ‚quae fuerint invenili in corpore vires' — mithin ebensowenig, bis zu welchem Punkte Ihre Klagen über die mit Ihnen vorgegangene Veränderung begründet sind. So viel aber weiss ich dass, wie immer Unglück Ihre Seelenkräfte geschwächt haben mag, es Ihnen mehr gelassen hat, als den Meisten heutzutage zutheil zu werden pflegt, und Sie damit Ihre edlen Absichten ins Werk setzen könnten. Lassen Sie somit öffentliche und persönliche Anlässe zur Trauer nicht die Anwendung Ihrer Geisteskräfte beeinträchtigen, welche, statt durch dieselben zu leiden, vielmehr Ihr kräftigster Schutz gegen deren Einwirkung sein sollten. Hätte Milton die Dinge wie Sie angeschaut, er würde nie die Unsterblichkeit erlangt haben nach welcher er strebte."

Der Rath war gutgemeint und verständig, aber Ugo Foscolo ist nie zu berathen gewesen. Die Schwierigkeiten, die sich seinen literarischen Arbeiten in England in den Weg stellten und mit den dortigen Verhältnissen des Journalismus und des Buchhandels zusammenhingen, hat er durch sein unpraktisches Wesen noch gemehrt. Unordnung und Anstoss seines Privatlebens sind am Ende über seinen Kopf zusammengeschlagen, und er war schiffbrüchig als er sich noch mit allerlei Projecten trug. Längere Zeit hin-

durch ging Gino Capponi, der an ihm wahrhaften Antheil nahm, mit dem Gedanken um, ihm in oder bei Florenz eine ruhige Stätte zu bereiten, nachdem er alle Gedanken, nach den Ionischen Inseln zu gehen, aufgegeben hatte. Foscolo's Freunde und Bekannte riethen jedoch ab, und am Ende musste er selbst die Unausführbarkeit einsehen. Für ihn ist es aber ein Glück gewesen, dass Ugo Foscolo nicht dauernd in seine Nähe gekommen ist. Die Lebensanschauungen des genialen, aber politisch, moralisch, religiös auf falscher Bahn befindlichen Mannes würden auf die Stimmung, die sich nach der Rückkehr in die Heimat seiner bemächtigte, und ihn auf Abwege zu führen drohte, wie sie ihn eine schöne Zeit nicht wahrhaft benutzen liess, durch Steigerung krankhafter Erscheinungen nachtheiligsten Einfluss geübt haben.

Von der Bekanntschaft mit Foscolo hoffte Gino Capponi für einen literarischen Plan Nutzen zu ziehen. Auch in der Fremde vergass er der Interessen der Heimat nicht. In seinen Briefen an Zannoni besprach er die Errichtung des Dante-Denkmals in Sta Croce, eine Ehrenschuld deren Abtragung ein Verein von Verehrern des Altissimo Poeta beschlossen hatte. Mit dem Buchhändler John Murray, verabredete er den Druck von Niccolini's Tragödie Nabucco, welche ihrer politischen Anspielungen wegen in Italien nicht wohl erscheinen konnte. Die Hauptangelegenheit aber war die Gründung einer kritischen Zeitschrift nach dem Muster der beiden grossen britischen Revüen. Die Misere der literarischen Production war damals namentlich in Toscana überaus gross. Wenn es sich überhaupt darum handelte derselben abzuhelfen, so handelte es sich bei den unabhängigen Literaten gleichfalls darum, auf journalistischem Felde ein Gegengewicht gegen die unter östreichischem Einfluss stehende mailänder Biblioteca italiana zu schaffen. Die von Gino Capponi während seines Aufenthalts in Schottland über Jeffrey und die von ihm und Henry Brougham geleitete Edinburgh Review, das grosse und gefürch-

tete Whig-Organ in seinem Tagebuch niedergeschriebenen Bemerkungen zeugen von dem Interesse mit welchem er die Sache verfolgte. Er irrt wenn er glaubt, die schottische Hauptstadt habe vor der Herrschaft dieser Zeitschrift nichts Literarisches an sich gehabt: Glanz und Ruf ihrer Hochschule im letzten Jahrhundert zeugen dagegen. Aber er hat recht in der Schilderung des immensen Einflusses, welchen Jeffrey und seine Freunde gewannen, und der dadurch hervorgerufenen Bewegung.

Dennoch ist er in Bezug auf diese Dinge mehrfach in Irrthümern befangen gewesen. Er hat die Tugenden dieser kritischen Schule überschätzt. Er hat die Beeinflussung des literarischen Urtheils durch politische Parteistellung, die Uebertreibung im Verfolgen des Sieges, die Macht der Ironie, den religiösen Liberalismus wohl erkannt, aber ohne ein Wort dagegen zu sagen. Er scheint die Methode Jeffrey's und seiner nächststehenden Mitredactoren, die für die Review bestimmten Aufsätze nach ihrem Gutdünken umzuarbeiten und zu uniformiren (ein Verfahren über dessen Tyrannei Foscolo sich mit Recht beklagt), zu billigen, während sie doch nur mit verständiger, wesentlich Formelles betreffender Beschränkung zulässig sein dürfte, soll sie nicht Anlass ernster Uebelstände werden. Gerade das, was ihm ein Vorzug zu sein schien, die von Jeffrey den Beiträgen Anderer verliehene Gleichmässigkeit des Colorits dürfte Bedenken wecken. Nicht minder die Art der Behandlung der besprochenen Werke. Macaulay hat in seinem Essay über Machiavell auf die Praxis der Edinburgh Review hingewiesen, welche mittelst gewisser legaler Fictionen von der Art jener von Westminster Hall, den literarischen Richter in den Stand setzt, Streitsachen heranzuziehen welche ausserhalb des Bereichs seiner ursprünglichen Jurisdiction liegen — ein Verfahren welches leicht zu einem die wahre Kritik annullirenden Masse gesteigert werden kann. Dazu gesellte sich die Sucht, in Lob und Tadel die Grenzen zu überschreiten, aus oft persönlichen

Beweggründen ein Buch oder einen Autor in den Himmel zu erheben oder aber zu vernichten. Ein Verfahren von welchem in weit späterer Zeit der glänzendste Reviewer, den das Edinburger Journal zu den Seinigen gezählt hat, der ebenerwähnte Historiker, so in seinen Essays wie in seinem Geschichtswerk Charaktere und Facta nach lediglich individueller Auffassung zu modeln gewohnt, die eclatantesten Beispiele geliefert hat.

Man dürfte sich darüber wundern dass Gino Capponi, welcher die Zustände in seiner Heimat gut kannte, sich inbetreff der Möglichkeit der Begründung einer Zeitschrift nach dem Muster der englischen, Illusionen hingegeben, dass er geglaubt hat, sich der Leitung eines solchen Unternehmens unterziehen zu können. Die Schwierigkeiten mit denen ein ähnliches im Sommer 1818 in Mailand ins Leben getretenes literarisches Organ zu kämpfen hatte, mussten ihm doch lebhaft vor der Seele stehn. Alles was in der mailänder geistigen wie Familien-Aristokratie freisinnigen Tendenzen huldigte, hatte sich zur Herausgabe des „Conciliatore" verbunden. Capponi selber hatte, namentlich auf Confalonieri's Veranlassung, in Paris, wo er sich an den Herzog von Broglie und dessen Freunde wandte, im Sinne der mailänder Liberalen zu wirken gesucht. Nach dreizehn Monaten von Sorgen und Kämpfen wurde die Zeitschrift unterdrückt, welche ein merkwürdiges Document der literarischen Opposition des ersten Lustrums der italienischen Restauration ist. Nun sollte in Toscana, wo allerdings manche Umstände günstiger lagen, die Kräfte aber ungleich geringer waren, ähnliches versucht werden. Ungeachtet allen Eifers, den Capponi damals und lange noch an den Tag legte, wäre er vielleicht der mindest geeignete Mann gewesen. Viele Jahre später erkannte er dies klar, als er an Cesare Cantù schrieb. „Das Journalproject war eine Wirkung meiner Anglomanie. Die Edinburgh und Quarterly Review schwebten mir als Muster vor; Foscolo ermunterte mich zu dem Unternehmen, ich war ebenso willig als un-

fähig, dachte manche Monate darüber nach und füllte manche Bogen mit Betrachtungen und Aufzeichnungen. Zum Glück kam dann Vieusseux, der mir aus der Verlegenheit half und das Journal zustandebrachte."

Vor Ende des J. 1819 war Gino Capponi in Paris. „Ich befinde mich wie in einer andern Welt", schrieb er im Januar 1820 an Foscolo. „Entweder verkomme ich in Zerstreuungen, oder mache hier nur einen kurzen Aufenthalt." Er erkannte die Franzosen nicht wieder, so war unterdessen die Opposition gegen die Regierung gestiegen. „Man muss sich an neue Redeformen gewöhnen, will man mit ihnen Conversation machen." Die Aufregung fand bald ihr Opfer. Am Abende des 13. Februar fiel der Herzog von Berry unter dem Dolche des Sattlergesellen Louvel. „Alles lässt glauben", schrieb Capponi, „dass es sich hier um die That eines vereinzelten Fanatikers handelt, wie bei allen denen der Fall war, die in Frankreich diese Schule gegründet haben. Bis jetzt hat man von Verschwörung keine Spur entdeckt; die Verschwörung steckt in den Köpfen der Mehrzahl, und scheint mir nur jetzt mehr denn je ans Tageslicht gekommen zu sein."

Am 12. April verliess er Paris. In Rouen besuchte er Carlo Botta, der dort als Rector einer Provinzialschule lebte und sich nach Unabhängigkeit sehnte, um sich historischen Arbeiten ganz widmen zu können. Die Geschichte Italiens in der französischen Zeit erschien 1824, und war Veranlassung zu der Bildung der Gesellschaft italienischer Freunde, welche, durch Capponi wesentlich gefördert, Botta die Ausarbeitung der im J. 1832 vollendeten Fortsetzung von Guicciardini's Historien unternehmen liess. Man weiss dass dies Buch den gehegten Erwartungen keineswegs entsprach. Sowol die Natur des Stoffes trägt Schuld daran wie die persönlichen Verhältnisse des Verfassers, welcher, ein alternder Mann (er starb einundsiebzigjährig 1837) und seit vielen Jahren im Auslande lebend, auf gedrucktes Material und namentlich auf italienische und französische

Historiker angewiesen, von historischer Kritik überhaupt schwache Begriffe hatte. Gino Capponi hat ihm einiges Handschriftliche beigesteuert, wollte jedoch für dessen richtige Benutzung keine Garantie übernehmen.

Die Rückreise nach Florenz führte ihn durch die Niederlande, die Rheingegenden und die Schweiz. In Brüssel glaubte er überwiegend französischen Geist zu erkennen, und die Union zwischen Belgien und Holland erschien ihm als eine künstliche zur Förderung fremder politischer Interessen. Er lernte den Regiciden David kennen, besuchte das Schlachtfeld von Waterloo, begeisterte sich in Antwerpen für Rubens' Chapeau de paille als ein Wunder der Lichtwirkung und der Farbengebung, forschte in Utrecht vergebens nach Erinnerungen an Papst Hadrian VI., dem er stets lebendigen Antheil bewahrt hat, liess sich in Zaardam Peters des Grossen Wohnung zeigen, und wurde durch Land und Leute gelangweilt. In Aachen fand er mit einemmale alles teutsch. Das ewige Verlangen der Franzosen nach der Rheingrenze dünkte ihn unverständig, aber so in Belgien wie in der Rheinprovinz meinte er nur geringe Anhänglichkeit an die neue Ordnung der Dinge zu finden.

Die in Südwest-Teutschland empfangenen Eindrücke liessen ihn an geringe Dauer des Werkes des Wiener Congresses glauben. Ueberall fand er Spuren der Enttäuschung und Merkmale der Gährung. Die vorherrschende Tendenz dünkte ihn die der Unifizirung. Er war mit sich nicht eins darüber, ob wahre bürgerliche Freiheit in einem grossen Staate leichter zu erlangen und zu befestigen sei, aber er kam doch zum Schlusse: wo ein grosser Staat erreichbar ist, mag ich nicht einem kleinen angehören. Preussen schien ihm von der Bahn Friedrich des Grossen abgewichen indem es sich von Oestreich ans Schlepptau nehmen liess, und er meinte die Spuren innerer Unverträglichkeiten zu erkennen, welche durch den Gebietszuwachs viel mehr gesteigert als vermindert worden wären. Die Verfassung der Stadt Frankfurt (welche man, nebenbeigesagt, in späteren Zeiten

schon um der rühmlichen Erinnerungen willen ebensowohl hätte bestehen lassen können, wie das Königreich Italien die Republik San Marino bestehen gelassen hat) und die Traditionen des Römisch-teutschen Reiches interessirten ihn lebhaft. Vor dem Bildnisse Leopolds II. machte er die Bemerkung, auch in der Kaiser-Dalmatica scheine er ihm immer der Mann der auf einem Maulthier die toscanische Maremma und Romagna durchreitet — „das war die Aufgabe, zu welcher die Natur ihn bestimmt hatte und worin er wirklich gross war". In Manheim wohnte er einem tragischen Act bei, der Hinrichtung Carl Ludwig Sands. Der Name bezeichnet hinlänglich den Moment, in welchem er Teutschland kennen lernte. Der Eindruck ist bei ihm ein starker und bleibender gewesen, und noch der Achtzigjährige schilderte die Vorgänge mit grosser Lebendigkeit.

Ueber Stuttgart ging er nach der Schweiz, wo er nur kurze Zeit verweilte und sich fast ausschliesslich mit Unterrichts- und Erziehungsanstalten beschäftigte.

Während des ganzen Verweilens in Teutschland scheint er unter der Herrschaft einer Stimmung gestanden zu sein, die ihn zu keinem rechten Genusse kommen liess, und seinem Urtheil über Personen und Verhältnisse keine volle Freiheit gewährte, während sie dessen Richtigkeit gelegentlich in Frage stellte. Selbst auf historische Anschauungen hatte dies Einfluss. Seine Aufzeichnungen geben deutlich zu erkennen, wie die mangelnde Befriedigung durch die Lage seines Vaterlandes dabei den ursprünglichen Anlass bildete.

Am 28. Juni 1820 langte er nach zwanzigmonatlicher Abwesenheit wieder in Florenz an.

Zweiter Abschnitt.

Politische Verwicklungen und Sorgen.
Wissenschaftliche Thätigkeit.

1.

J. P. Vieusseux und die Antologia.

In einem Briefe welchen Gino Capponi zu Anfang 1820 von Niccolini in Paris erhielt, standen die Worte: „Ein gewisser Vieusseux, ein Genfer, hat hier ein Lesecabinet eröffnet in welchem die bedeutendsten europäischen Journale zu finden sind.“ Johann Peter Vieusseux war am 28. September 1779 zu Oneglia an der Riviera di ponente geboren. Unter dem Himmel Italiens, an dem Orte der Andrea Doria das Leben gegeben hatte, kam er zur Welt, aber er entspross einer Genfer Familie, deren Name in manchen Fächern, auch in der englischen Literatur, mit Ehren genannt wird, und der vereinte Einfluss nordischer Nationalität und südlicher Geburtstätte und Kindheits-Traditionen hat sich in seinem Wesen geltend gemacht. Sein Vater hatte sich einige Jahre früher in der Hafenstadt des an Buchten ebenso reichen als an Strassen armen ligurischen Küstenlandes niedergelassen und dort ein Handelshaus begründet, zu welchem sich auch der Grossvater wandte, aus der Heimat, in welcher er neben dem Tuchhandel bürgerliche Aemter mit Ehren verwaltet hatte, durch die Unruhen vertrieben, welche Franzosen und Piemontesen im J. 1782 nach Genf führten. Er war dreizehn-

jährig als Admiral Truguet Oneglia bombardirte, wobei sein Vater alle Habe verlor und mit den Seinen flüchtig die Riviera entlang irrte (der Grossvater war wenige Tage zuvor gestorben), bis er in Genua eine Zuflucht fand. Wie sie begonnen hatte, verfloss auch nachmals seine Jugend ruhelos, unter wiederholten Ortswechseln und wiederholten Schicksalsschlägen, erst in der ligurischen Hauptstadt unter Kriegsstürmen und politischen Wirren, dann an verschiedenen Orten, bis in das nördliche Teutschland hinein, theils im Auftrag des Vaters dem das Glück nicht lächelte, theils für Andere mit Handelsangelegenheiten beschäftigt. Zuwiderhandeln gegen die Napoleonische Continentalsperre zog ihm in Antwerpen, wo er fünf Jahre verweilte, fast einjährige, in Paris verbüsste nicht strenge Haft zu, welcher er eher hätte ein Ziel setzen können, wenn er in den Dienst der Regierung hätte treten wollen, wozu er keine Lust bezeigte. Seine Bildung war das Product dieser aufregenden, Menschen verbrauchenden Revolutionszeit mit ihrem Wohl und Wehe. Wenn die in der Jugend gesammelten oft bittern Erfahrungen ihn nicht wie tiefere Naturen auf das Innerliche in positiver Gestaltung hinführten, so bewahrten sie ihn doch, im Verein mit seinem moralischen Sinn und seinem warmen Herzen vor den Ausschweifungen der Schule, die noch den Ton angab als er aufwuchs, und welche in dem trostlos glaubenslosen Widerstand gegen die Re-christianisirung des republikanischen Frankreich eines ihrer charakteristischen Symptome kundgab. Als das Weltreich zusammenbrach, ging er, immer in mercantilen Interessen, auf Reisen, lernte den grössten Theil Europa's kennen, blieb andern Welttheilen nicht fremd. Teutschland, Dänemark, Schweden, Finnland, Russland bis Odessa und zur Krim, das Schwarze Meer, Constantinopel, die Küsten Kleinasiens, dann die der Berberei, alle diese Länder wurden von ihm besichtigt, zur Zeit wo das Reisen noch mit mancherlei Hindernissen verbunden war. Von früher Jugend an verband er literarische und

gesellige Zwecke mit seinen geschäftlichen Aufgaben. Noch in vorgerückten Jahren gedachte er mit Freuden eines mehrmonatlichen Aufenthalts in Kiel, wo er sich mit teutschem Wesen befreundete obgleich er die Sprache nur sehr unvollkommen lernte, und seiner Beziehungen zu der Familie Brun, die er lange nachher in der Bekanntschaft mit Friderike Brun's Tochter Ida Gräfin Bombelles fortsetzte. Welchen reichen Schatz an Kenntnissen und Welterfahrung, welche Leichtigkeit des Umgangs mit den verschiedensten Nationen, welche Manchfaltigkeit von Anschauungen, welche Angewöhnung steter Thätigkeit er von seinen langen Wanderungen mitbrachte, wissen Alle die ihn im spätern Leben gekannt haben.

Dies spätere Leben war in mehr denn einer Beziehung von dem bisherigen ganz verschieden. Im J. 1819 liess er sich in Florenz nieder, wohin er schon durch den Umstand geführt ward, dass sein Vater sich nach Livorno gewandt, seine Schwester dort geheiratet hatte, seine beiden Brüder in Toscana ansässig geworden waren. Der Vierzigjährige begann eine neue Laufbahn. Er hatte die halbe Welt durchwandert; von da an verliess er kaum noch Toscana. Er hatte sich in Handelsgeschäften bewegt; von da an widmete er sich der Literatur, während er seine Erfahrungen für deren mercantile Seite verwerthete welche Berücksichtigung heischte. Im J. 1820 eröffnete er ein Lesecabinet, im folgenden Jahr begründete er die Zeitschrift Antologia. Die Zeitschrift hat nach zwölfjährigem Bestehen aufgehört, das Cabinet hat seinen Begründer überlebt. An der Façade des Hauses der althistorischen nun erloschenen Familie der Buondelmonti auf Piazza Sta Trinita berichtet eine Marmortafel, dass Johann Peter Vieusseux dort über vierzig Jahre lang für das Beste Italiens thätig gewesen ist.

An anderm Orte, in der Geschichte Toscana's unter der Lothringisch-Habsburgischen Dynastie, habe ich die literarischen und buchhändlerischen Zustände jener Zeit zu

schildern versucht. In Toscana gab es keinen Druck aber ebensowenig Bewegung. Die literarische Production an sich war nicht bedeutend, das geistige Eigenthum schutzlos, das Interesse gering, die Censur milde aber ängstlich und durch tausend Rücksichten beengt, der Verkehr durch Zolllinien erschwert, die Verbindung mit dem Auslande ja im Innern der vielgetheilten Halbinsel kostspielig. Die öffentlichen Bibliotheken waren vernachlässigt, ihre Dotation völlig unzureichend. Zustände dieser Art waren zugleich abschreckend und einladend, ersteres weil sie Indolenz bei der Regierung wie beim Publikum verkündeten, letzteres weil sie einen unternehmenden Geist reizen konnten, Abhülfe zu versuchen. Dazu konnte noch ein anderer Umstand bewegen. Florenz war, wie gesagt, der Sammelplatz der Fremden, selbst über Rom und Neapel hinaus, soferne es sich um längern Aufenthalt handelte. Als Vieusseux mit dem J. 1820 sein Lesecabinet eröffnete, rechnete er in erster Linie auf die Theilnahme der Ausländer. Er rechnete richtig; ohne dieselben hätte das Unternehmen nicht bestehn können. Die Betheiligung der Florentiner folgte nach. Ersteren bot das Cabinet etwas den Reading-rooms der londoner Clubs und dem Galignani'schen Aehnliches; für Letztere war es etwas ganz Neues. Auswärtige und inländische Journalistik, politische, wissenschaftliche, literarische war hier vertreten; Wörter- und Nachschlagebücher standen dem Leser zu Dienst. Die Rücksicht auf die Fremdenwelt, bei dem toscanischen Hofe und Gouvernement vielmehr zu gross als zu gering, kam dem Lese-Institut zugute. Sie hat aber auch eine schlimme Seite gehabt, indem sie eine sonst unbegreifliche Inconsequenz wenn nicht eigentlich veranlasste doch jedenfalls steigerte. Während man in Bezug auf einheimische literarische Production sehr ängstlich war, übte man gegen fremde Importation, namentlich aus Frankreich worauf es vorzugsweise ankam, fast unbegrenzte Nachsicht. Viel fremdes Gift ist eingesogen worden und hat zu gehöriger Zeit gewirkt, während die inländische

Literatur sich nur mit Mühe einen legitimen Wirkungskreis schuf.

Die Zeitschrift Antologia begann wie gesagt im J. 1821. Ihre Anfänge liessen kaum die nachmalige Bedeutung ahnen. Mit der Betheiligung der einheimischen Schriftstellerwelt war es schwach bestellt. Wenn es an Kenntnissen und Talent nicht fehlte, fehlte es umsomehr an journalistischer Gewandtheit und an allgemeiner Umschau. Toscana stand der Lombardei so an Kräften wie an Productivität unendlich nach. Die geistige wie die materielle Bewegung war in Mailand in der französischen Zeit eine ganz andere gewesen als in Florenz, und der Wellenschlag blieb dort auch dann ein starker als die politischen Verhältnisse sich geändert hatten. Ja die Contraste machten sich bald noch ungleich mehr geltend, als unter der literarischen Hülle diametral entgegengesetzte Tendenzen einander bekämpften, Nationalitätsfragen sich in schriftstellerische Schulfragen verkleideten. Die östreichische Regierung hatte sich der öffentlichen Meinung zu bemächtigen gesucht, vermochte die Leitung derselben aber nicht in der Hand zu behalten, obschon der Zwiespalt zwischen den beiden Nationen während der ersten Jahre nicht im entferntesten in der Weise bestand, wie er sich zur Zeit der durch die französischen Verfassungskämpfe unter der Restauration angeregten, direct aber von Spanien aus übertragenen constitutionellen Bewegung entwickelte. Der officiösen Biblioteca italiana, welcher anfangs bedeutende Kräfte zu Gebote standen, war im J. 1818 der oben erwähnte Conciliatiore entgegengetreten. Der Kampf des Classicismus mit dem Romanticismus, gewissermassen schon durch die Namen Monti und Manzoni personifizirt, entbrannte damals mit einer Heftigkeit, von welcher man heute, wo die Bedeutung literarischer Schulen für das grössere Publikum tief in den Hintergrund getreten ist, sich kaum noch einen klaren Begriff macht. Der Romanticismus, welcher der verbreitetsten Ansicht zufolge das Hineindringen eines

fremden Elements in die italienische Literatur bezeichnete, unterlag insoferne, als die Zeitschrift die ihn zu vertreten unternahm, nach kurzer Dauer unterdrückt ward. Aber es liegt auf der Hand wie ohnmächtig in diesem Falle ein mehr noch als gewöhnlich äusserlicher und gewaltsamer Autoritätszwang war.

Die Antologia trat mit ungleich weniger ausgeprägter Personalität ins Leben. Auf sich angewiesen, ohne literarische Antecedentien ja ohne eigentliche literarische Bildung und Uebung, auf einem ihm noch ziemlich fremden Boden, fand der Herausgeber sich zunächst auf einen Versuch beschränkt, an dessen Gelingen Manche zweifelten. Dem Titel entsprechend, sollte die Zeitschrift viel mehr aus einer Auswahl von Aufsätzen fremder Journale als aus Originalbeiträgen bestehn, und so hat sie inderthat begonnen, während sie auch Schönwissenschaftliches nicht ausschloss. Aber vonvornherein hatte der Begründer höheres im Sinne und schon im zweiten Jahre des Bestehens seiner Monatschrift, in welcher die Originale bereits die Uebersetzungen verdrängten, charakterisirte er deren Zwecke als national in Uebereinstimmung mit den Wünschen der Italiener, deren moralischen und literarischen Bedürfnissen sie entsprechen sollte. Er hat auch bis zum Ende an dem Ausschliessen des Municipalgeistes mit einer durch nicht gewöhnliche Gewandtheit unterstützten Beharrlichkeit festgehalten, welche namentlich in Toscana, wo der Municipalismus stark ist und durch eine in manchen Fällen von andern Theilen der Halbinsel zugestandene Präcedenz gefördert wird, nicht immer leicht war. Es braucht kaum gesagt zu werden, dass Vieusseux mit den Jahren an Tact und Sicherheit gewann. Er war eine eigenthümlich angelegte Natur. Ohne, wie gesagt, literarische Bildung genossen zu haben und bis zur Mitte seines Lebensweges irgendwie mit der Literatur in thätige Berührung gekommen zu sein, hatte er ein angebornes Talent, literarische Unternehmungen zu leiten. Ohne selber irgendetwas von Be-

deutung geschrieben zu haben, ermass er rasch, was im Allgemeinen wie im gegebenen Einzelfalle für die Oeffentlichkeit noththat. Er war der gewissenhafteste Redacteur, weil er nicht blos diese Thätigkeit hoch hielt, sondern bis an sein Ende an die Omnipotenz der Journale mit einer Ueberzeugungstreue geglaubt hat, die einen rührenden Zug an sich trug. Er hat nie einen Artikel in die Presse gegeben ohne ihn aufmerksam gelesen zu haben, selbst wenn er von einem ständigen Mitarbeiter herrührte. Er hat auf diese Mitarbeiter und ihre Arbeiten grossen Einfluss geübt, Manches moderirt und ausgeglichen, denn er war keine exclusive Natur, und innerhalb des von seinen Principien ihm gelassenen Spielraums conciliant und billig. Nicht blos der Zwang äusserer Umstände war es was ihn vor Extremen bewahrte.

Es ist ein Hinübergreifen in spätere Zeiten, wenn hier schon von Gang und Einfluss der Antologia gehandelt wird. Die in Italien immer lauter werdenden oppositionellen Tendenzen haben zu dem durch diese Zeitschrift erlangten Einfluss beigetragen. Aber auch abgesehen davon war der positive Gehalt nicht gering anzuschlagen. Die verschiedenen Strömungen der Zeit von 1821 bis 1832, der Zeit von der neapolitanischen Umwälzung bis zu dem gleichzeitigen Eingreifen Oestreichs und Frankreichs in die Unruhen im Kirchenstaat, die das Vorspiel zu den nachmaligen grossen Umwälzungen bildeten, und ihre Bestrebungen spiegeln sich in der Antologia. Wenn diese der Politik als solcher ferne blieb, blieb sie keineswegs ohne politische Färbung die bald mehr bald minder sichtbar war. Ja, wenn die Aufgabe eine wissenschaftlich-literarische war, so war die Literatur häufig eine Hinterthüre für die Politik. Die Mitarbeiter waren den verschiedensten Kreisen und Lagern entnommen und es fehlte unter ihnen nicht an den schärfsten Contrasten, wenn man selbst Giuseppe Mazzini ausnimmt, der zu den letzten Jahrgängen, ein unbekannter junger Mann, Aufsätze über das historische Drama und

über europäische Literatur lieferte, in denen, wie Niccolò Tommaséo bemerkt, derselbe Stil erscheint, der vier Decennien lang so viele Adepten anziehen sollte mit seinem prophetisch-revolutionären Mysticismus, auf welchen, nebenbei gesagt, das Wort über die „Paroles d'un Croyant": das ist Jeremias in Babeuf übersetzt, Anwendung findet. Nach Vieusseux' Tode hat Tommaséo, der eigentlich erst durch die Antologia weitesten Kreisen bekannt geworden ist, den Einfluss der Zeitschrift auf Literatur, allgemeine Bildung und Ansichten Italiens geschildert. Er hat nachgewiesen, wie deren nationales Programm in seiner Ausführung nicht minder umfassend war als im Entwurf, in welchem Masse die besten Kräfte des Landes mit sehr geringen Ausnahmen hier zusammengewirkt haben, und wie die Antologia die Palästra gewesen ist, in welcher die erprobtesten Kämpfer auf wissenschaftlichem Gebiete alten Ruhm bewährt, jüngere ihre Kräfte geprüft haben. Inderthat repräsentirt diese Zeitschrift, besser vielleicht als es je auf der Südseite der Alpen geschehen, das literarische Leben nicht blos sondern auch die allgemeinen Tendenzen der Nation in dem Zeitraum, in welchem der während der französischen Zeit vorbereitete Wechsel in Anschauungen und Bestrebungen zum entschiedenen Durchbruch kam. Es braucht kaum hinzugefügt zu werden, dass dies mit Wahrem wie mit Falschem, mit Bleibendem wie mit Vorübergehendem der Fall ist. Denn das Falsche hat oft länger nachgewirkt, das Vorübergehende lebendiger eingewirkt als das ihnen entgegengesetzte Wahre und Gute.

2.

Der Prinz von Carignan. Neapel und Piemont. Die lombardischen Processe.

Wenn die Zeitverhältnisse für den Herausgeber einer Zeitschrift wie die Antologia die Schwierigkeiten steigerten, indem sie ihm verdoppelte Um- wie Vorsicht geboten, so führten sie zugleich Umstände in ihrem Gefolge, welche den Gesichtskreis erweiterten und über gemehrte Kräfte zu verfügen gestatteten. Toscana war der einzige Theil Italiens, der während dieser Jahre nicht blos von factischen Unruhen sondern auch von ernsten Versuchen, sie zu erregen, völlig frei blieb. In dem Jahre vor dem Beginn der Monatschrift war, nicht ohne Causalnexus mit den constitutionellen Bewegungen in Spanien und Portugal, die Umwälzung in Neapel ausgebrochen. Die Congresse von Troppau und Laibach und die im Februar 1821 begonnene östreichische Intervention in Neapel hatten die Insurrection in Piemont nicht verhindert, deren Gleichzeitigkeit mit der Unterdrückung des Constitutionalismus im Süden vonvornherein ihr Mislingen entschied. Entdeckung und schwere Bestrafung der in der Lombardei beabsichtigten Schilderhebung erhielten jedoch nicht nur in Oberitalien, sondern in den sectenreichen päpstlichen Provinzen äussere Ruhe. Auf allen Seiten theils Exil theils Flucht, so der Betheiligten an den

Unternehmungen, wie derer die sich mehr oder minder compromittirt wussten. Manche, namentlich Neapolitaner und Romagnolen, sind direct nach Florenz gekommen, andere nach dem Ende ihrer Verbannung im Auslande. Von den Piemontesen kam kaum Einer, da sie meist nach Spanien oder Griechenland, oder auch nach Frankreich, England, Teutschland gingen. Bei dem Einen und Andern dieser Letzteren hat auch wol der Umstand mitgewirkt, dass sie dem Fürsten nicht begegnen wollten, der bei dem militärisch-politischen Aufstande eine nicht glückliche Rolle gespielt, und in seinen Meinungen schwankend, ungewiss über seine Zukunft, eine peinliche Prüfungszeit durchzumachen hatte.

Zu jeder Zeit hat Florenz grösste Anziehungskraft auf die Italiener ausgeübt, auch wo keine politischen Motive obwalteten. So ist es natürlich, dass ein wirklicher Zudrang entstand, als Zeitverhältnisse sich der alten Vorliebe beigesellten. Die politisch Compromittirten sind aufgenommen worden und unbehelligt geblieben, so lange nicht neue und naheliegende Besorgnisse strengere Vorsicht erheischten. Sie haben gegen die Gesetze und Ordnung des Landes, das ihnen Gastfreundschaft gewährte, nichts zu unternehmen versprochen. Sie haben ihr Wort gehalten, aber sie konnten, hätten sie es sich auch ernstlicher angelegen sein lassen, einem Einfluss nicht vorbeugen, der zur Umwandlung Toscana's nicht wenig beigetragen hat. Alle diejenigen, welche literarische oder wissenschaftliche Zwecke verfolgten, schlossen sich an Vieusseux und die Antologia an, die auch aus diesem Grunde das Italien gedachter Jahre besser repräsentirt, als irgendeine andere periodische Schrift. Wenn man von den Neapolitanern Pietro Colletta und Gabriele Pepe, Carlo Troya und Saverio und Michele Baldacchini, Pasquale Borelli und Giuseppe Poerio, von Lombarden und Romagnolen Giuseppe Montani, Pietro Giordani, Giacomo Leopardi, von Nicht-Italienern Niccolò Tommaséo und Mario Pieri nennt, so lassen uns diese wenigen Namen die Manchfaltigkeit der

Richtungen wie die Bedeutung des Zusammenwirkens erkennen. Von den Toscanern wurden mehre bereits genannt, anderer wird weiterhin gedacht werden. Auf Einen derselben ist aber jetzt schon hinzuweisen, weil seine Beziehungen zu Gino Capponi vielfacher Art gewesen und von Jahr zu Jahr intimer werdend bis an sein Lebensende gewährt haben. Es war Pietro Capei, von angesehener Familie, im J. 1796 zu Lucignano im Chianathal geboren, in der von der französischen Regierung zu Pisa gegründeten Normalschule, dann an der dortigen Universität gebildet. Während er in Rom der praktischen Jurisprudenz oblag, sog er die Vorliebe für archäologische Studien ein, worin Antonio Nibby und die Monumente des Alterthums ihm zu gleicher Zeit Meister waren, und erlangte jene so gründliche als umfassende Kenntniss des römischen Rechts und der Rechtsgeschichte, wie der einschlägigen teutschen und französischen Literatur, die ihn, nachdem er in Florenz eine Zeitlang juristische Praxis ausgeübt, zum Lehramt erst in Siena dann in Pisa befähigte. In der Antologia war es, wo er sein Fach mit den ausführlichen Analysen von Niebuhrs römischer Geschichte und Savigny's Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter vertrat, schon bevor er den Lehrstuhl bestieg, auf welchem er, ein positiver Geist, klar und scharf, sicher in der historischen Entwicklung wie in der Darlegung der Thatsachen, fördernd gewirkt hat.

Die Zeiten waren ernst genug. Gino Capponi, der etwas mehr von Welt und Menschen kennen gelernt hatte als die Mehrzahl der Liberalen, welche die Dinge nach den französischen Zeitungsartikeln zu beurteilen pflegten (sie waren alle liberaler Färbung — royalistische Journale, schrieb Leopardi einmal, werden nicht gelesen), hatte während seines Verweilens in Paris und in Oberitalien hinlänglich Gelegenheit, über das Trügerische mancher Hoffnungen Betrachtungen anzustellen. Die Umwälzung in Neapel war mit seiner Rückkehr ziemlich gleichzeitig gewesen; im

obern Italien hatte er die Gährung wohl erkannt, aber an einen Erfolg wenig geglaubt.

„Im Sommer 1820", schrieb er viele Jahre später, „vernahm ich aus dem Munde Solcher die dem Prinzen von Carignan am nächsten standen, wie geringes Vertrauen sie in diesen schwankenden Charakter setzten. Piemont schien mir geringe Neigung zu haben, seine Zöpfe und Perücken wegzuwerfen: die Liberalen in Turin waren in so geringer Zahl, dass sie im Theater in Einer Loge Platz fanden. Die in der Lombardei waren zu sehr in der Nachahmung des Fremden befangen, hatten im Volke nicht hinreichenden Anhalt noch Autorität. Was man in Piemont und Mailand plante, hätte eine Chance haben können, wenn Neapel Widerstand leistete. Vereinzelt konnte es nichts ausrichten, und ein Hervortreten Carignan's musste ein wirkungsloser Versuch bleiben. Für seine Natur eignete es sich nicht sich zu tief einzulassen; er musste seine Seelenkräfte behutsam brauchen, überdies einem Namen nicht schaden der für Italien ein Schirm war. So schrieb ich ihm einen langen Brief, worin ich ihm mittheilte was ich über ihn vernahm, und das Bedauern aussprach dass er diesen seinen Namen zu sehr misbrauchen liess und selber misbrauchte. Ich erinnerte ihn an die aus seiner fürstlichen Stellung für ihn entspringenden Verpflichtungen und Hindernisse, und wies ihn auf Josephs II. Wort bei Gelegenheit des americanischen Krieges hin: ‚Mon métier à moi est d'être royaliste.' Er solle nicht Dinge versprechen die er nicht halten könne, sondern durch tüchtige Studien und löbliches Wirken sich befähigen, im Verfolg der Ereignisse sich des Vertrauens der Italiener würdig zu zeigen.

„Nach dem bekannten Mislingen der piemontesischen Bewegung kam der Prinz von Carignan (April 1821) nach Florenz. Während der ersten Tage seines Aufenthalts von ihm aufgesucht, (er hatte gelegentlich mit Capponi Briefe gewechselt, ihm auch die Geburt seines ältesten Sohnes nach Paris hin angezeigt) fand ich ihn elend und

niedergebeugt. Er wollte als Soldat nach Russland gehen. Ich erwiderte, dies scheine mir kein verständiger Plan; der Anschein und die Volksstimme seien allerdings gegen ihn, aber in solcher Lage thue man nie was man wolle, und mir liege daran, ihn von allen Anklagen freisprechen zu können. Drauf begann er eine lange Vertheidigungsrede, deren Substanz war, die Bewegung habe keinen Fortgang haben können, weil es an Stoff gefehlt habe, sodass er sich, es koste was es wolle, von derselben loszumachen genöthigt gewesen sei. Man habe ihm vorgespiegelt, ein grosser Theil des Heeres werde mit ihm sein, und die wenigen Soldaten, welche für ein Fünffrankenstück die Constitution hochleben liessen, hätten ihn am folgenden Tage, als er sich in das Castell begeben wollte, mit Flintenschüssen empfangen. Dies war wahr, ebenso dass die Umwälzung begann ohne dass er es wollte. Als die Chefs ihm erklärten, sie würden am folgenden Tage den Aufstand proclamiren, der Prinz Cesare Balbo's Rath einholte, erhielt er von diesem die ehrenhafte Antwort: er möge thun was der militärische Gehorsam und die Treue gegen den König ihm vorschrieben. Ich erfuhr dies später von Giacinto Collegno, der zu diesen Chefs gehörte und sehr in den Prinzen drang er möge mitgehn. Carl Albert erwähnte des Umstandes nicht, ebensowenig meines Schreibens, und seine Apologie, die er stockend und mit sich selber uneins hersagte, befriedigte mich keineswegs, so dass ich, als sie zu Ende war, mich ohne ein Wort zu sagen verabschiedete. Unterdessen gewann das Gerücht, er habe dem Grafen Bubna eine Menge Enthüllungen gemacht und Briefe überliefert (vielleicht eine Verleumdung deren sich italienische Leidenschaften und östreichische Interessen bedienten) immer mehr Boden, und des Prinzen weder freie noch würdige Haltung, wie eine gewisse Frömmelei welche Manchem gekünstelt schien, gab den Anklagen Nahrung."

„Der Prinz von Carignan", schrieb Gino Capponi damals an Confalonieri, „verweilt hier und befindet sich in einem

Grade von Niedergeschlagenheit, der ihm, weil tief empfunden, zur Entschuldigung dienen kann und Mitleid weckt. Man muss gestehn dass er in der Geschichte dieses Monats mehr sich selber als der allgemeinen Sache geschadet hat, die auch ohne ihn schon verloren war."

Alle fernere Verbindung zwischen den Beiden unterblieb, bis zu Ende des Exils des Prinzen eine piemontesische Dame Capponi vorstellte, dieser sei minder schuldig als man ihn anklage; es sei unpolitisch ihn über Gebühr herabzusetzen, und in Turin sei die Meinung ihm günstiger geworden, da man statt seiner den Herzog von Modena fürchte. Auf einem Ball beim Fürsten Borghese fand in einem Nebenzimmer die Versöhnung statt. „Der Prinz kam mir, wie verabredet war, entgegen, begrüsste die Dame die ich am Arme führte und reichte mir die Hand die ich drückte. Nach wenig Worten schieden wir. Es war das letzte Mal dass ich Carl Albert gesehen habe." In der ersten Zeit des Verweilens Carignan's in Florenz war Gino Capponi mit Cesare Alfieri di Sostegno zusammengekommen, welcher, um sieben Jahre jünger als er und in der diplomatischen Carrière, dem Prinzen momentan beigegeben war. Eine flüchtige Berührung hat sich in späten Jahren zu intimer Freundschaft gestaltet, als der edle Piemontese, vormaliger Staatsminister und Senatspräsident, dem Sohne Carl Alberts nach der zur einstweiligen Hauptstadt Italiens gewordenen Arnostadt folgte.

Capponi hatte dem Prinzen abgerathen, nach Russland zu gehn, was übrigens nur ein flüchtiger Einfall eines zugleich von Furcht und Gewissensbissen Gequälten gewesen sein kann. Fünf Monate darauf holte dieser sich bei der Erstürmung des Trocadero den Titel, der ihm geblieben ist bis die den Ausbruch des Jahres 1848 verkündende und vorbereitende Bewegung ihm den des Schwertes von Italien verlieh. Viele Jahre später, in einer erst nach seinem Tode gedruckten aber für die Oeffentlichkeit bestimmten Relation über das Jahr 1848, hat Gino Capponi den aus

dem Leben geschiedenen König geschildert. Nachdem er die piemontesische Politik des Herbstes jenes Jahres und folgenden Winters wegen des Hinhaltens mit augenscheinlich unerfüllbaren Hoffnungen getadelt und die Meinung geäussert, ein ehrliches Verzichten auf die Fusion Piemonts mit ganz Oberitalien würde der Lombardei und Venetien genutzt und Piemont zum Frieden verholfen haben, fährt er fort: „Aber dieser Freimuth und diese Sicherheit des Handelns vertrugen sich leider weder mit der Sinnesart des Königs noch mit den veralteten Traditionen der piemontesischen Diplomatie. Carl Albert verfocht die Sache Italiens nicht aus blosser ehrgeiziger Berechnung, sondern vermöge eines Gefühls welches seit der Jugend Wurzel in ihm geschlagen hatte. In unsern Augen muss dies ihm für manche Fehler Verzeihung verschaffen. Sein Gewissen war viel mehr empfindlich als rein. Auf dem Schlachtfelde kühn und seiner selbst nicht achtend, war er in der Regierung und im Leben schüchtern und unsicher, und hielt sich nicht frei vom Vorwurf der Doppelzüngigkeit. In politischen Dingen zeigte er Schärfe des Urtheils, in der Erforschung der Menschen mehr Mistrauen und Malice als einem Fürsten ansteht. Gott hat ihm die Gnade gewährt, sein Leben im Vorsatz der Sühne und in Opferwilligkeit zu beschliessen. Heute ziemt es sich nicht für Italien, Carl Albert anzuklagen, denn es hat für sich selber nicht gethan was Er ihm zuliebe gethan hat. Aber das Urtheil der Geschichte darf ihm und Piemont zum Vorwurf machen, dass sie italienischen Ideen zu ausschliesslich piemontesische Interessen beigemischt haben."

Die Früchte des Zusammenhangs des piemontesischen Aufstands mit dem gegen Oestreich gerichteten Complott in der Lombardei blieben nicht aus. Im November 1821 begannen in Mailand die Massregeln welche zu der langwierigen peinlichen Untersuchung führten, die eine weitverzweigte Verschwörung unter Adel und höherm Mittelstand aufgedeckt hat, deren Mitglieder zumtheil durch

eigne Unvorsichtigkeit einander compromittirt haben. Im December erfolgte die Verhaftung Confalonieri's. Er hätte alle Zeit gehabt sich zu retten, wie denn Graf Bubna selbst, der in geselligen Beziehungen zu ihm stand und in diesen traurigen Vorkommnissen eine mit dem Verhalten Mancher scharf contrastirende Milde der Gesinnung an den Tag legte, ihn gewarnt hat. Aber er zögerte und zog sich, und ohne seinen Willen Andere ins Verderben. Gegen Ende 1820 oder Anfang 1821, hatte er Gino Capponi um ein Empfehlungsschreiben an den Prinzen von Carignan ersucht. „Es kam mir seltsam vor dass die Beiden, von denen es schien sie hielten die Fäden der Vorbereitungen zur Befreiung Oberitaliens in der Hand, so spät daran dachten sich miteinander in Verbindung zu setzen und dass sie dazu meiner bedurften. Ohne Verzug jedoch sandte ich den Brief, indem ich einfach schrieb, da der Graf Confalonieri den Wunsch ausgedrückt habe eine im Regiment des Prinzen eingerichtete Schule kennen zu lernen, ich diesen bitte ihn mit gewohnter Freundlichkeit zu empfangen. Es handelte sich um eine der damals von den Liberalen vielgepriesenen Schulen wechselseitigen Unterrichts. Es ist aber ein Factum, dass der Prinz und Confalonieri nie zusammengekommen sind; ich bin dessen gewiss, während man sich in Wien darin gefiel an lange Verhandlungen zwischen Beiden zu glauben und die auswärtigen Höfe daran glauben zu machen. . . Die Richter Confalonieri's verlangten wiederholt mich examiniren lassen zu können, was Grossherzog Ferdinand immer entschieden ablehnte. Auch abgesehen von gedachtem Schreiben, hatte lebhafter und vertraulicher Briefwechsel über politische Dinge zwischen Confalonieri und mir stattgefunden. Aber er hatte stets nur allgemeine Fragen berührt, denn in jenen Plänen schien mir geringes Fundament für praktische Zwecke und nicht grössere Wahrheit in den Ideen zu liegen, und es konnte mir nicht angenehm sein, mit manchen derjenigen zu schaffen zu haben die sich an diesen Angelegenheiten betheiligten."

Die wenigen Andeutungen machen klar, wie geringe Befriedigung Gino Capponi nach seiner Heimkehr fand. Er hatte, seit er England verlassen, seine Reise mehr beschleunigt als seine ursprüngliche Absicht war; er hatte sich gefreut, die Eltern und die unter deren Pflege heranwachsenden Töchter und die Freunde wiederzusehen, aber bald bemächtigte sich seiner die trübste Stimmung, der er in Briefen, namentlich in denen an Foscolo Ausdruck lieh. Die Lage der öffentlichen Dinge quälte ihn ebensosehr wie der Mangel eines Berufs, dem er die Kraft hätte widmen können welche er in seinem Innern fühlte. Der Ausgang der neapolitanischen Bewegung entlockte ihm das bittere Wort: Alles ist verloren, auch die Ehre. Die Herzogin von Devonshire, welche nach Neapel gegangen war, hatte ihm längst ihre Besorgniss über die Geschicke der „auf Prätorianerart" ausgeführten Umwälzung ausgedrückt. „Nichts traurigeres", schrieb sie nach der Parlamentseröffnung, „als ein Volk ohne Enthusiasmus. Sie verhielten sich, als verständen sie nichts von der Sache, als gehe diese sie nichts an und behage ihnen nicht." Und nach ihrer Rückkehr nach Rom: „Die von Neapel kommen, glauben wenig an Gegenwehr. Gott weiss."

Dem Missbehagen welches ihn erfüllte, suchte er durch eine neue Reise zu begegnen. „Ich mag", so heisst es in einem langen Briefe vom 16. April 1821 an Confalonieri, „gegenwärtig die Freunde in London und Paris nicht wiedersehen, und wünsche neue, moralisch von uns weiter getrennte Länder zu besuchen. So schlage ich dir jetzt schon vor eine Reise durch Teutschland zu machen, mit einer Station bei Lemberg von wo wir dann, wenn du Lust hast, die längst projectirte Wanderung nach St. Petersburg, nach Constantinopel und Griechenland, nach den Ufern des Xanthus und Skamander antreten würden, welche in ihren Geschicken denen des Arno, des Tiber und Po ähneln, wie wir gleichen Ursprungs sind mit ihren alten Bewohnern." Wollte Gott das Project wäre zur Ausführung

gekommen! Zu den lombardischen Angelegenheiten übergehend, fährt der Brief fort: „Die Papiere des Prinzen von Carignan sind in den Händen der Oestreicher. Vielleicht kommen unser Aller Namen darin vor, aber sowol des Belangs der Sache an sich wie des Verhaltens wegen, welches meiner Ansicht zufolge die Herren Italiens beobachten werden, glaube ich nicht dass man dem Ausdruck von Gesinnungen, die bereits nur zu wohl bekannt sind, grosse Bedeutung beilegen wird. Für mich, den die gemeinsamen Uebel niederdrücken, befürchte ich keine persönlichen. Hier haben einige Verhaftungen stattgefunden, aber von unbedeutenden Leuten und nur wo Thatsachen, wie der Zusammenhang mit dem Carbonarismus vorlagen. Oestreich verlangte kräftige Massregeln: unsere Regierung, auf die eigne Autorität oder unsere Ruhe eifersüchtig, hat immer mit dem Bedeuten, es thue nicht noth, hingehalten, und ich glaube sie hat Recht.

„Ueber meine Person hat man viel geschwätzt, und durch die Post sind mir Dinge zugegangen, die mich entweder einschüchtern oder gewinnen sollten. Aber ich trage die Stirne hoch obgleich mein Herz tief im Schmutz liegt, und würde mich sehr irren, hätte ich irgendwelchen Grund zu Besorgniss. Ich hoffe dass du, nach langer Reconvalescenz“ (Confalonieri war gefährlich krank gewesen, und diese Krankheit wie die zögernde Genesung haben auf sein Geschick grossen Einfluss geübt) „zur Vollendung der physischen und moralischen Cur auf ein Jahr dies elende Land wirst verlassen können. Obgleich manches mich hindert, werde ich gewiss eine Reise unternehmen, welche unerlässlich ist um es zu ermöglichen, dem Leben eine minder schlimme Wendung zu geben, ein Leben worin wir weniger vorgeschritten sind als für unser Wohl erforderlich wäre. Nicht nur dünkt es mich nöthig, in Bezug auf Genuss und Conversation möglichste Beschränkung eintreten zu lassen, sondern auch unsere Einbildungskraft von allem was uns umgiebt möglichst abzulenken, und in der Ab-

straction einen Ersatz zu suchen. Dazu fühle ich mich jedoch gegenwärtig noch unfähig, und sehe nicht ein wie ich, anders als durch die Heilkraft der Zeit, dahingelangen soll, wesshalb mir auch eine neue und aussergewöhnliche Reise gefallen würde, welche Vergangenheit von Zukunft trennen, neue Ideen erzeugen, gewissermassen den Säften eine andere Richtung geben könnte. Andern nützlich sein — die einzige der alten Ideen die wir noch lebendig erhalten sollen — ist jetzt nur möglich, indem wir uns bestreben, die heranwachsende Generation besser zu machen. Um dahin zu gelangen lass uns kämpfen, sowol gegen äussere Hindernisse wie gegen Entmuthigung und Ekel die uns erfüllen werden. Lass uns mit äusserster Anstrengung das wenige Gute thun welches in unsern Kräften steht, aus Liebe zum Guten selber, ohne andern Zweck und ohne Erwartung jenes Lohns den die Vergangenheit uns selber zu verheissen schien.

„Obgleich wir uns vornehmen müssen, uns nicht wieder mit dem öffentlichen Geist in Italien zu befassen, muss ich dir doch zum letztenmal (Vorsätze von Verliebten!) den Eindruck schildern, welchen das Land in diesen traurigen Zeiten auf mich gemacht hat. Reichte Meinung allein hin, so würde ich an Florenz selber beinahe nicht verzweifelt haben. Aber man hat nur zu klar erkannt dass diese sogenannte Meinung und Aufklärung und alle speculativen Ideen zu nichts dienen, wenn Geist und Kraft, oder in deren Ermangelung, die, wie mir scheint, allgemein ist, mächtige und allgemeine Interessen fehlen, hervorgegangen aus gegenwärtigen Leiden und Hoffnungen von der Zukunft. Dies Mistrauen in die sogenannte Aufklärung quält mich seit lange, ja es war die mich dominirende Idee, wie Velo und Foscolo dir bezeugen können. Ich weiss nicht ob ich dir gegenüber diesen Punkt je berührt habe. Aber ich wollte mir mit Andern Illusionen machen, oder liess mich von dem Strome hinreissen und wollte mich an das einzige Fundament anklammern das uns noch eine Aus-

sicht bot, statt mich zu Anschauungen zu bekennen, welche die Unsern schwächen, den Gegnern Nutzen bringen konnten. Man hat wie mir scheint klar erkannt, dass nicht die Kenntnisse uns fehlen und man in Italien sehr wohl weiss was gut ist. Aber uns fehlt die Energie des Willens, der Muth der Ausdauer, vor allem das Ertragen des Leidens. Denn ohne Leiden, bis zum Tode, können wir durch uns selber eine Besserung unserer Geschicke nicht erlangen. Leiden wir heute geistig, so leiden wir nicht hinlänglich physisch; das Volk ist ruhig und reich und freut sich des Wohlseins und der Gaben der Natur und des Giftes der Toleranz unserer Regierenden, welche alle Misbräuche nähren, alle einschläfernden Genüsse steigern. Wir haben weder Grund zu sehr zu klagen, noch uns so zu freuen dass Andere uns beneiden könnten. Hörest du also die Italiener, selbst die Toscaner schwätzen, so vernimmst du stets dieselbe Predigt und meinst sie seien bereit, Unabhängigkeit und politische Freiheit zu erlangen. Ist aber Einer da, der energischen Willen dafür einsetzen will? Keiner."

Die Antwort Confalonieri's und seine spätern Briefe zeigen dass er des Freundes Entmuthigung nicht völlig theilte. Für seine eigne Sicherheit schien er geringe Besorgniss zu hegen; eine im Juli gedachten Jahres 1821 infolge gesteigerten Verdachtes vorgenommene Haussuchung hatte nichts geliefert was seine Theilnahme an verrätherischen Anschlägen bezeugte. Aber die Aussagen Anderer, namentlich die Papiere des Franzosen Andryane wurden ihm verderblich. Am 8. December schrieb er an Capponi: „Meine Absicht eines Luftwechsels ist geschwunden. Die Dinge haben sich zu traurig gestaltet, um uns an das eigne Heil denken zu lassen. Wenn ich die Heimat verlasse, wird es nicht aus eigner Wahl geschehen; verlassen aber werde ich sie nur im letzten Moment, wenn die Alternative Exil oder Kerker ist. Die Verhaftungen häufen sich — Gott wolle dass nicht das entsetzliche „densantur funera" nachfolge.

Das venetianische Inquisitionsgericht hat schon eilf Todesurtheile gefällt. Aber ich wiederhole dir, ich werde mich nur im äussersten Nothfall entfernen." Als er so schrieb, zog das Netz sich über ihn zusammen. Zwei Tage später erfolgte seine schon erwähnte Verhaftung.

Während des langen gerichtlichen Verfahrens wurde Gino Capponi durch die Gräfin Confalonieri, wie durch Andere von Allem was vorging unterrichtet. Ja zwei Briefe sind aus dem Kerker auf geheimnissvollem Wege zu ihm gelangt. Confalonieri hat immer behauptet, nicht das was man ihm beweisen konnte, sondern das was man von seinen Beziehungen und Bemühungen argwohnte, habe dem Verfahren gegen ihn seinen Charakter gegeben. Salvotti, der bekannte Südtiroler, der den Process hauptsächlich führte, sehe in ihm den Schlüssel zu allen Conspirationen in Italien. Er flehte die Freunde an, die Schmach, die man durch falsche Beschuldigungen auf seinem Haupte zu sammeln bemüht sei, von ihm zu entfernen; der florentinische Freund sollte dies auch im Auslande thun, wo man ihm zu schaden bemüht sei. „Mehr als mein Leben, empfehle ich dir meine Ehre an." Es ist bekannt dass alle Nachforschungen nach einem Zusammenhang in Bezug auf die geplante Erhebung der Lombardei zwischen dem Prinzen von Carignan und Confalonieri, Nachforschungen so seitens der Richter wie durch den Fürsten von Metternich in der langen mit dem Verurtheilten in Wien gepflogenen Unterredung, völlig resultatlos geblieben sind.

Es war eine trübe, ängstlich erregte Zeit. In der Lombardei, wo die politischen Processe bis zu Anfang 1824 währten (die Sentenz gegen Federigo Confalonieri und seine Genossen ist vom 21. Januar dieses Jahres) gewann jene Abneigung gegen das östreichische Regiment Boden, die mit der Zeit in den Hass überging welcher die beiden Nationen fast vollständig voneinander sonderte. Diese Processe haben nicht wenig zu der Entfremdung beigetragen, denn mehrundmehr machte sich der Eindruck

geltend, das Strafmass sei viel zu hoch gegriffen gewesen, in einem Falle wo ein Project, wie gross immer die Verschuldung gewesen sein mochte, nicht ins Werk gesetzt, die öffentliche Ruhe nicht einen Augenblick gestört worden, die Länge der Procedur schon schwere Strafe gewesen sei. In Piemont und Neapel, von wo Exil und Flucht massenhaft erfolgten, trat, wie es kaum zu vermeiden war, eine rückgängige Bewegung ein, die grosse Nachtheile herbeigeführt hat, obgleich zwischen der ihrer Dynastie treu anhänglichen subalpinischen Bevölkerung und dem durch die Ereignisse von 1821 auf den Thron geführten Könige sich bald ein mässig gutes Verhältniss herstellte. Ein Verhältniss das sich leichter gestaltet haben würde, ohne die zahlreichen nutzlosen Verurtheilungen und die wol übertriebene Meinung von Carl Felix' Abhängigkeit vom Auslande. In den päpstlichen Legationen riefen die, durch die Masslosigkeit Einzelner massenhaft gesteigerten Verhaftungen und Verbannungsdecrete eine Aufregung und Erbitterung hervor, welche nur dem Carbonarismus zugutekam, der diese Provinzen mit einem Netz von Verschwörungen überzog welches nicht wieder zu zerstören gewesen ist. Ein unverständiges Beginnen, welchem Cardinal Consalvi, der den üblen Eindruck wie die schlimmen Folgen staatsklug ermass, vergebens zu steuern gesucht hat. Nur in Toscana blieb's ruhig. Während der Tod des vielgeprüften Pius' VII., am 20. August 1823, der Charakter seines Nachfolgers Leo XII., Consalvi's Rücktritt und das Einlenken in andere Bahnen, in nächster Nähe mancherlei Besorgnisse weckten, liessen das noch wenig vorgerückte Alter Ferdinands III. und seine kräftige Constitution der Aussicht auf Fortdauer der verhältnissmässig günstigen Lage Raum. Noch waren jedoch nicht zehn Monate seit des Papstes Ableben verflossen, so verschied am 18. Juni 1824 der Grossherzog im fünfundfünfzigsten Jahre seines Alters, von der lothringischen Dynastie der einzige der sein Leben in Toscana beschlossen hat. In welcher

Stimmung Gino Capponi sich während dieser traurigen Vorgänge befand, braucht nicht gesagt zu werden. Er gab sich dieser Stimmung aber nicht willenlos hin; er suchte ihrer Herr zu werden, indem er sich eine Thätigkeit schuf, wie er sie in dem Briefe an Confalonieri angedeutet hatte. Seine Bemühungen für Verbesserung des Volkschulwesens, wobei er freilich mit der Mehrzahl seiner Freunde die Ueberschätzung des Systems des gegenseitigen Unterrichts theilte, und sein thätiges Interesse an ökonomischen Fragen fallen in diese Zeit. Eine zweite Reise nach der Schweiz, die er nur flüchtig gesehen, hing mit diesen Bestrebungen zusammen. Auch diese Reise, durch die Besorgniss der Mutter aus Anlass des Gesundheitszustandes seines Vaters unterbrochen, entsprach ihrem Zwecke unvollkommen.

Am 14. August 1825 starb nach langem Kränkeln der Marchese Pier Roberto Capponi. Der Sohn, der seine tüchtigen Eigenschaften hochschätzte, mochten auch die beiderseitigen Anschauungen oft auseinandergehen, hat den Verlust schmerzlich empfunden. Nicht lange darauf ergriff ihn ein arthritisches Leiden, das zwar im folgenden Sommer den Schlammbädern von Abano bei Padua wich, aber Spuren an Händen und Füssen zurückliess. Cicognara und Velo haben ihm während der lästigen Cur treue Gesellschaft geleistet.

3.

Gesellschaft und Freunde. Frullani, Libri, Giordani, Colletta, Leopardi, Tommaséo.

Im Alter von dreiunddreissig Jahren stand Gino Capponi an der Spitze der Familie, die nur aus seiner Mutter und seinen beiden Töchtern bestand. Zu öffentlicher Thätigkeit war für ihn keine Aussicht. Wären selbst die Verhältnisse der toscanischen Verwaltung, deren Leitung durch erfahrene Männer, wie Fossombroni und Corsini jedenfalls waren, unter einem mit den Geschäften völlig unbekannten jungen Herrscher zwiefach nöthig erschien, verschiedene gewesen, seine bekannten politischen Ansichten würden seine Betheiligung an derselben unmöglich gemacht haben. Ihm blieb nur die wissenschaftliche und gemeinnützliche Thätigkeit, der er sich mit umso grösserm Eifer gewidmet hat, da das gesellige Leben, welches ihn eine Zeitlang mächtig anzog, bald seinen Reiz für ihn verlor, als die Neuheit des Völker-Andrangs in der Arnostadt vorüber war. Das tägliche Treiben in dieser grossen Herberge, wie er Florenz nannte, mit seinem geschäftigen Nichtsthun musste auch ohne trübe Erfahrungen für ihn insipide werden, seit er Gelegenheit gehabt hatte, das Leben in Hauptstädten kennen zu lernen, wo die Gesellschaft mit reger politischer und

literarischer Bewegung zusammenhängt, der Salon einen Theil einer grossen Schaubühne bildet. Er zog sich nicht aus der Welt zurück; er hat noch manche Jahre hindurch fortgefahren, den Hof und die diplomatischen Salons zu besuchen, welche damals, mit Ausnahme jener des Fürsten Borghese und Nicolas Demidoffs sozusagen die einzigen in Florenz waren.

Innerlich aber entfremdete er sich immer mehr dieser Art Geselligkeit. Schon vor dem Grossherzoge, am 29. Januar 1824, war die Gräfin von Albany abberufen worden, mit der er immer in vertrauten Beziehungen geblieben war, und deren Tod eine unausgefüllte Lücke liess, einen grossen Wechsel in den geselligen Verhältnissen herbeiführte. Im folgenden Jahre starb dreiundsiebzigjährig Girolamo Lucchesini. Der Salon der Freundin Alfieri's war ihm die letzte Bühne gewesen, auf welcher er aus dem unerschöpflichen Schatz seiner Erinnerungen und weltmännischer Anschauungen welche, mit den letzten Jahren Friedrich des Grossen beginnend, die Weltgeschichte und die Geschichte der escaliers dérobés umfassten, mit unverwüstlicher Lebendigkeit, vollendeter Gewandtheit und anmuthiger Eleganz, die auch von Solchen welche nicht mit ihm stimmten anerkannt wurden, die manchfaltigsten Gegenstände wählte und die Conversation lenkte. Von den Repräsentanten der alten Zeit, die zum Capponi'schen Hause in näherer Beziehung gestanden, waren fast nur Fürst und Fürstin Rospigliosi geblieben, welche die ersten Chargen am Hofe bekleideten. Der Fürst, der am Neujahrstage 1833 starb, einst Ferdinands III. Begleiter und Vertrauter; seine Gemalin, Ottavia Odescalchi, in Alfieri's römischen Tagen die Darstellerin der Antigone in seiner gleichnamigen Tragödie, als sie noch (es war im J. 1782 und sie starb 1827) die „maestosa Duchessa di Zagarolo" war, deren er in der Selbstbiographie gedenkt, bis zu ihrem Ende das Muster einer vornehmen Dame. Die politischen Ansichten des grossherzoglichen Majordomus waren jedoch von

denen des Sohnes seines alten Freundes zu verschieden, um ein anderes als ein ganz äusserliches Verhältniss zu gestatten, wäre selbst der Altersunterschied minder gross gewesen. Gino Capponi hat sich auch nie von der ungünstigen Meinung zu befreien vermocht, welche sich gegen Rospigliosi aus Anlass seiner Statthalterschaft im J. 1814 bei der Mehrzahl seiner Landsleute gebildet hatte, eine Meinung welche seine Stellung nicht gehörig berücksichtigte und Wollen und Können nicht unterschied.

Unter den Landsleuten und um weniges jüngern Zeitgenossen sind namentlich zwei ihm nahe gestanden, Giuliano Frullani und Guglielmo Libri. Ersterer, Sohn des schon genannten Ministers, mit entschiedener poetischer Begabung welche ihn nicht an rascher und glänzender Bewältigung der mathematischen Doctrinen hinderte, die er noch nicht zwanzigjährig an der pisaner Hochschule lehrte und nachmals als Chef des Katasters und des Ingenieurcorps praktisch vertrat, ein kräftiger und origineller Geist, von liberaler Gesinnung ohne Geheimthuerei und Parteiwesen, ein musterhafter Beamter, dessen Werth Fossombroni, welcher so manche Nullen heranzog, zu schätzen wusste und ohne Neid anerkannte und benutzte. Auf den um drei Jahre ältern Freund hat er mit seiner Thätigkeit, seiner Entschiedenheit, seinem Freimuth guten Einfluss geübt, denn während er mit ihm in den Ansichten meist übereinstimmte, besass er den frischen Muth und die Freudigkeit des Schaffens die jenem zu leicht entsanken, und sein Tod, als er noch nicht vierzig zählte, ist für Capponi ein schwerer Verlust gewesen. Eine andere Natur war Guglielmo Libri, über dessen Leben und Ruf ein dichter Schleier liegt, welchen sein reicher und versatiler Geist und seine ungewöhnliche wissenschaftliche Begabung nicht zu heben vermögend gewesen sind, weil seine moralischen Eigenschaften den intellectuellen nicht gleichkamen. Sein Vater, ein alter Revolutionär der in vorgerückten Jahren durch seine journalistische Thätigkeit mit den Angriffen

auf die katholische Kirche und das Belgische Volk einen verhängnissvollen Einfluss auf den Ausbruch des Brüsseler Aufstandes von 1830 geübt hat, hatte ihm schlimmes Beispiel und zerrüttetes Vermögen hinterlassen, und der Sohn hatte sich in regelloser Jugend nur zu geneigt gezeigt mit letzterm ganz aufzuräumen. Seine schon frühe seltenen Kenntnisse und sein lebendiges Streben, welche ihm in Florenz einen Namen machten, hatten ihn zum Genossen der Studien des Erbgrossherzogs wählen lassen, eine Wahl deren Opportunität zweifelhaft erscheint, wenn er diesem, dem völlig Unreifen, D'Alembert's und Condorcet's Schriften in die Hand gab. Im J. 1823 zum Professor der Mathematik in Pisa ernannt, gab er die Stellung bald wieder auf, unter dem Vorwande die Vorlesungen schadeten seiner Gesundheit. Mit Gino Capponi befreundet, selten mit ihm übereinstimmend, wiederholt von seiner Liberalität Gebrauch machend während er mit ihm haderte, mit überschwänglicher Meinung von sich selber und den hochfliegendsten Projecten, die in seiner Jugend schon ihn an Bacon's Ruhm reichen liessen, glaubte er nur im Auslande eine seiner würdige Stellung zu finden. Gefunden hat er sie durch verdienstliche Arbeiten, aber er hat sie nicht vor den Folgen der Charakterfehler retten können, vor welchen Gino Capponi ihn warnte.

In der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre trat Gino Capponi in freundschaftlichste Beziehungen zu zwei jüngeren Diplomaten, Männer verschiedener Begabung und ebenso verschiedener Geschicke, Alphonse de Lamartine und Alexander Gortschakoff. Ersterm hätte damals niemand vorausgesagt dass er Präsident einer rothen Republik, Letzterm dass er erster Minister des grössten Reiches dieser Erde werden würde. Lamartine, der in Florenz den „Dernier Chant du pélerinage de Childe Harold" dichtete welcher zu einem etwas theatralischen Duell mit dem exilirten neapolitanischen Obersten Gabriel Pepe führte, war anfangs Legationssecretär bei dem aus der Geschichte der bour-

bonischen Opposition gegen Napoleon bekannten Marquis de La Maisonfort, dann Geschäftsträger; Gortschakoff kam von Rom, wo er Legationssecretär beim Fürsten Gagarin gewesen war, als Geschäftsträger, was er bis Anfang 1834 geblieben ist. Ersterer, damals in der Blüte seiner Jahre und seines Talents, welches für Frankreich wie die Offenbarung einer seit Jahrhunderten versiegten poetischen Strömung war, machte auf seinen florentinischen Altersgenossen einen Eindruck der leicht erklärlich ist, wenn man dessen lebendige Empfänglichkeit für Poesie und die Feinheit seines Ohrs in Betracht zieht. Seine Theilnahme für den Mann, den er im spätern Leben nicht wiedersah, hat nie aufgehört, auch dann nicht als, nach 1848, dessen Haltung ebensowie seine literarische Production durch die seit lange in seinen häuslichen Angelegenheiten eingerissene Unordnung beeinflusst wurde. Der Dichter der „Méditations", dessen Feder vergeblich seine unheilbar zerrütteten Umstände zu bessern versuchte und die Wirkung glänzender Gaben durch Vergeudung abschwächte, blieb für ihn der im Grunde edle Geist, dessen Schlacken noch viel Gold bargen. Minder verständlich ist die Sympathie zwischen ihm und dem um sechs Jahre jüngern russischen Diplomaten, der sich ihm gerade in den Zeiten anschloss, wo ihre Meinungen am meisten auseinandergehn zu müssen schienen. Wenn die Sympathie nicht von Dauer war, so blieben doch fortwährend äusserlich freundliche Beziehungen, obgleich Fürst Gortschakoff zu Anfang des Jahres 1833 einer der Veranlasser der Unterdrückung der Antologia gewesen ist.

In den Jahren die zwischen Anfang und Ende dieser Zeitschrift liegen, knüpfte Gino Capponi Bekanntschaften an, die grossentheils von weitreichendem Einfluss auf ihn gewesen sind. Zu denen die damals auf längere oder kürzere Zeit, aus politischen oder persönlichen Anlässen Florenz zum Aufenthaltsort wählten, gehörten in erster Linie Giordani, Colletta, Leopardi, Tommaséo.

Pietro Giordani von Piacenza, im J. 1774 geboren und somit zu Anfang der revolutionären Erregung, welche die Lombardei und Romagna in einen Wirbel materieller und geistiger Unordnung hineinzog, eben ins Mannesalter getreten, war von diesem Wirbel so erfasst worden dass er das Benedictinerhabit auszog. In wenig bedeutenden Stellungen, zuletzt als Secretär der bologneser Akademie der Künste, hatte er die französische Zeit durchgemacht deren Zwang er gelegentlich verklagte, was ihn nicht hinderte auf Napoleon einen Panegyricus voll angeschwellten Wörterpomps zu halten. Er war den schwachen und ängstlichen Regierungen des cisapenninischen Centralitaliens verdächtig geblieben, so ungefährlich im Grunde der Rhetor war, dessen Kraft eben zu literarischen Artikeln mit hie und da auftauchenden verschleierten politischen Anspielungen, wie zu zahllosen und meist bedeutungslosen Briefen ausreichte. Sechs Jahre nach Giordani's Tode, hat Gino Capponi Methode und Kunst, Verdienst und Schwäche des Mannes in einem von dessen Antheil an der Correction von Colletta's neapolitanischer Geschichte handelnden Briefe treffend geschildert. „Giordani war unerschöpflich, wenn es sich um die Feinheiten der Sprache handelte. Er wusste um die Geschichte eines jeden Wortes. Er pflegte zu sagen, der Schriftsteller sei ein armer Mann, wenn er nicht im Hause einen offenen Brunnen habe, Wörter und Redensarten daraus zu schöpfen. Sein eigner Brunnen war so tief, und so voll trefflichen Wassers als es aus der Lectüre sprudeln kann, und er bediente sich dessen mit verständiger Oekonomie. Er sagte wol, er würde sich leicht mit dem Censor vertragen, wenn dieser sich mit der Herrschaft über Haupt- und Zeitwörter zufrieden gäbe und ihn über Adjective und Adverbien schalten liesse. Er gestand es sei ihm gelegentlich begegnet, eine literarische Composition um ein Wort herum aufzubauen das gewissermassen den Keim gebildet habe, gerade wie die Seidenraupe es mit dem Ansatz des Cocons macht. Solche Aeusserungen zei-

gen, wie Giordani beim Schreiben vor allem den Zweck hatte, Muster einer Kunst zu liefern die in Wahrheit seine Kunst war. Hieraus ergiebt sich auch, wie er in kurzen Aufsätzen oft unbedeutende Argumente zu behandeln pflegte, in denen die Nebengedanken die Hauptsache überwucherten, die er vielmehr andeutete als ausführte. Zwischen zwei Extremen seiner Zeit stehend, zwischen zügelloser Licenz und sklavischer Nachahmung, bot er, besser als Irgendeiner, Muster des Gebrauchs der Sprache und der Kunst des Wortsatzes. Dennoch ist in seinem Stil etwas Gehemmtes und Gezwängtes, gleichsam als fliesse der Strom der bedächtigen Rede nicht frei noch voll." Obgleich er mit Selbstlob nicht kargte, mangelte es ihm nicht an Fähigkeit der Selbstschau, die ihn seine Schwächen ahnen liess. „Was ihr von mir leset, sind Lappalien, und leiste ich auch einmal besseres, wird's doch ein Nichts sein für Den, der schaffen will und kann, was Natur und Umstände mir versagen."

Dem Lombarden, dem Manne des Wortes der sich zu keinem grössern Werke aufraffte, trat ein Süditaliener entgegen, zugleich ein Mann des Wortes und der That. Pietro Colletta war in der französischen Zeit Neapels im militärischen Ingenieurdienste und zugleich in der Civilverwaltung emporgekommen. Gleich andern Müratianern von der ihnen nicht trauenden Restauration gebraucht, während der Umwälzung von 1820 Director des Geniewesens, Generalcommandant in dem mit dem Festland hadernden Sicilien, in den letzten Momenten Kriegsminister, war er nach der Occupation verhaftet worden. Nach dreimonatlicher Gefangenschaft im Castel Sant' Elmo, ohne Process noch Urtheil, ging er ins Exil nach dem mährischen Brünn, gemäss der Sitte des Ostracismus des Mittelalters welcher Verbannungsorte [confini] in der Fremde anwies. Nach zwei Jahren scheinbarer Freiheit, erhielt er, bei geschwächter Gesundheit die Erlaubniss sich nach Florenz zu begeben, wo er im März 1823 anlangte und

die letzten acht Jahre seines Lebens in äusserm Frieden verlebte. Fast fünfzigjährig begab er sich hier an die Arbeit, die er jenseit der Alpen und Karpaten überdacht und beschlossen hatte, an die Geschichte seines Vaterlandes in der bourbonischen und napoleonischen Zeit. Er begann mit dem Ende, mit der Erzählung der Begebenheiten deren Augenzeuge er gewesen war, und als er die drei letzten, Ferdinands I. Regierung von der Restauration bis zu seinem Tode, von 1815 zu 1825 enthaltenden Bücher geschrieben hatte, schritt er rückwärts und schilderte die beiden napoleonischen Regierungen. Dann erst fing er an wo der wahre Ausgangspunkt war, und setzte diesen fünf Büchern die fünf ersten voran, die von der Eroberung Neapels durch Carl III. und seiner wie seines Sohnes Herrschaft, von 1734 bis 1806 handeln. Ein Verfahren, welches manches Stück Arbeit vergeblich werden lassen und den organischen Zusammenhang erschweren musste.

Eines der bedeutendsten und charakteristischsten italienischen Geschichtswerke, ein Buch in welchem sich Geist und Wesen des Autors ebenso wie Geist und Wesen der Zeit aufs klarste spiegeln, ist das Werk eines im Schreiben ungeübten, die Stilgesetze höchst unvollkommen kennenden Mannes, welchem die Taciteische Form von Jugend an lebendig vor der Seele stand, der aber die Sprache nicht frei zu handhaben wusste, als er die Arbeit begann, welche seine letzten Jahre, oft im Rückblick schmerzvoll, mit jenem Gefühl der Befriedigung ausfüllte, die in der Lösung einer würdigen Aufgabe liegt. Colletta hatte sich bald nach seiner Ankunft in Florenz an Gino Capponi, an Niccolini und Giordani, an Vieusseux angeschlossen. Capponi, um volle siebzehn Jahre jünger, in der Fülle der Kraft und des Lebens wie der irdischen Güter die den Genuss dieses Lebens sichern zu müssen scheinen, und doch schon mit dem Gefühl des Mangels an Befriedigung das dem Mangel eines grossen und edlen Zieles entspringt, nahm den innigsten Antheil an dem Manne, der nach

schwerer Arbeit und langen Mühen, am Körper gebrochen, ohne Hoffnung eines Ersatzes auf dem Felde öffentlicher Thätigkeit im Dienste des Vaterlandes, seinen Lebensabend ferne von der Stätte seines Wirkens und Schaffens, wenngleich unter italienischem Himmel und von Theilnehmenden umgeben verbrachte. Er hat, beinahe ein Vierteljahrhundert nach Colletta's Tode, geschildert wie dessen Werk entstand und wie die Form vollendet ward, in welcher er selbst, ein ihm gewordenes Vermächtniss treu erfüllend, es im J. 1834 der Welt übergab. Nachdem Colletta das achte seiner zehn Bücher, das wie gesagt mit 1815 anhebt, bald nach seiner Niederlassung in Florenz entworfen, theilte er es Niccolini und Giordani mit, die bald den historischen Geist und die Kraft und Eigenart des Stils erkannten welcher der Correction, nicht der Umänderung bedurfte. In Capponi's Arbeitszimmer ist diese Correction gemeinsam vorgenommen worden, wobei Niccolini die Feder hielt. Die übrigen Bücher wurden, wie sie entstanden, den Freunden vorgelesen; eine regelmässige Revision unternahmen dann, nach Vollendung des Ganzen, mit dem Autor Giordani und Capponi zu Varramista in ländlicher Abgeschiedenheit, ohne jedoch über das dritte Buch hinauszugelangen, da die politischen Ereignisse die Arbeit unterbrachen. Die Bemerkungen Giordani's, sagt Gino Capponi, bezogen sich meist auf jene Feinheiten und Velaturen, die man nicht bemerken darf wenn sie richtig angebracht sind, welche jedoch von einem geübten Auge entdeckt werden könnten. Colletta, der im Umgang mit den florentinischen Freunden viel gelernt hatte, war übrigens keineswegs geneigt Giordani immer Gehör zu schenken, eifersüchtig wie er auf seine ihm eigne originelle Form war, an der er nicht ohne Noth änderte, während er bis zu seinem Lebensende an seinem Werke besserte.

Er nahm inderthat seine Aufgabe niemals leicht und machte sich keine Illusion über die Schwierigkeiten. „Acht Tage", schrieb er von Livorno aus am 30. Januar 1829

an Giacomo Leopardi nach Recanati, „habe ich in Varramista, der schönen Villa des Marchese Capponi zugebracht, um diesem und Giordani das Buch über Carl III. vorzulesen, mit welchem meine Geschichte beginnen soll. Wenn ich der Schmerzen und der Krankheiten gedenke, die mich während der Arbeit an demselben heimsuchten, so wundere ich mich es so zustande gebracht zu haben wie es ist, nicht schön aber nicht allzu schlimm. Jetzt da sich meine Gesundheit gebessert hat, kann ich länger dabei bleiben, und hoffe in diesem Jahre zwei, im folgenden den Rest zu vollenden — zehn Bücher in acht Jahren. Aber glaubet meiner Aufrichtigkeit: ich bin nicht befriedigt davon und kann doch nicht drüber hinaus, denn es handelt sich um mein nec plus ultra. Meine Jugenderziehung war verfehlt, und meine Zeit der Thätigkeit liess mir keine Musse zum Studium." Der fortwährenden auf das Werk verwandten Sorgfalt ist es wol zuzuschreiben, dass man der zweiten Hälfte die stückweise Entstehung nicht anmerkt, während die erste regelmässig und in grösserer Ruhe entstanden, vonvornherein auch schon vermöge der Continuität der Zeit völligen Zusammenhang und Fluss hatte. Capponi sagt uns, wie Colletta dazu kam, seinen ursprünglichen Plan zu verdoppeln. Als er über die Begebenheiten der eignen Zeit nachdachte, erkannte er, wie deren Anlässe viel weiter zurücklagen. Um ein Ganzes zu schaffen entschloss er sich mit der Eroberung Carls III. zu beginnen, die allerdings den Ausgangspunkt für die moderne Geschichte des neapolitanischen Königreichs bildet, welches hiemit nach mehr als zweihundertjähriger, für die Insel Sicilien nach dreihundertjähriger Abhängigkeit von einem grössern Ganzen neue politische Selbständigkeit errang. Man wird manche Erscheinungen im neapolitanischen Staats- und Volksleben nicht begreifen, den Schlüssel zu manchen Ereignissen nicht finden, wenn man die Epoche der spanischen Herrschaft nicht betrachtet, welche zu den schon zahlreichen fremden Elementen dominirende Einflüsse

hinzugebracht hat. Das Aufhören dieser Herrschaft bildet für den Historiker ebensowohl einen Anhalts- und Wendepunkt, wie deren Anfang nach dem Untergang der aragonischen Dynastie im Beginn des 16. Jahrhunderts.

In seinen Bemerkungen über das Colletta'sche Werk hat Capponi nicht angedeutet, dass er auch noch auf andere Weise, als in der oben besprochenen, Einfluss auf dasselbe gehabt hat. Colletta war keineswegs frei von dem oratorischen Wesen welches der ältern italienischen Geschichtschreibung anhaftet, von der Neigung, der Form zu lieb Detail zu opfern, welches wesentlich zur Klarstellung der Facta dient, von der Sucht des Unterschiebens präsumirter Motive und Gedanken, das die Wahrheit beeinträchtigt, indem es Anschauungen und Empfindungen des Historikers in die Seele der historischen Personen legt. Mehr denn einmal ist bei eloquenten Schilderungen des Gemüthszustands dieser oder jener Persönlichkeit Capponi der Ausruf entschlüpft: Halt! bist du dabei gewesen? Auf andere Mängel der Arbeit hat aber weder er noch irgendein Anderer Einfluss geübt, noch üben können. Diese Mängel hangen mit der Natur des Werkes zusammen. Es ist ein Buch von durchaus subjectiver Färbung, was sich begreiflicherweise namentlich in den spätern Theilen ausspricht, aber auch in den frühern kundgiebt. Allerdings verstärkt dies die durch dasselbe ausgeübte Wirkung, aber es kommt der Wahrhaftigkeit und Unbefangenheit nicht zugute. Der Verfasser hat, ich bin dessen gewiss, mit der redlichen Absicht geschrieben, eine wahrheitgetreue Darstellung zu geben. Aber was die gleichzeitigen und kurz vor seiner Zeit liegenden Begebenheiten betrifft, stand er zu sehr unter den Eindrücken des Erlebten, und diese Eindrücke sind rückwirkend gewesen. In der Erzählung des Gleichzeitigen oft völlig incorrect, hat er Menschen und Dinge früherer Tage nicht minder oft nach vorgefassten Meinungen beurtheilt. Er war auch, obgleich er mancherlei Material erhielt, in vielen Fällen nicht hinlänglich unterrichtet.

Man würde ihm mit Unrecht zum Vorwurf machen, dass er Dinge nicht gekannt, zu deren Kenntniss erst die weitherzige Offenheit unserer Tage verholfen hat, aber er hat solche unrichtig dargestellt, die er besser hätte wissen können. Je sorgfältiger die neuere historische Kritik verfährt, umsomehr wird das Falsche in seinen Urtheilen über Personen, das Unrichtige in seinen Erzählungen offenbar, und wenn ihm gelegentlich Parteigeist in der Kritik entgegengetreten ist, so hat er denselben nur zu oft provozirt. Die mit manchen italienischen Historikern getheilte Scheu vor Daten, weil Daten die classische Form stören, hat ihm gleichfalls geschadet. Die Unzulänglichkeit der Hülfsmittel die ihm zu Gebote standen, die Herrschaft der Ideen unter denen er aufwuchs, die Eindrücke der Prüfungen seines vielbewegten Lebens, der Glaube an die Realität mancher von Hörensagen ihm in der Erinnerung gebliebenen Dinge, alles dies, was zumtheil seinem Werke Leben und Farbe verleiht, hat dazu beigetragen, demselben einen Charakter aufzudrücken, welcher beim Gebrauch grosse Behutsamkeit nöthig macht. Es ist ein historisches Monument, aber man darf sich nicht durch seinen Effect blenden lassen. Colletta erkannte sehr wohl, dass die Aufgabe des Historikers sich modifizirt hat im Lauf der Jahrhunderte. „Die Geschichte die ich schreibe, gleicht den alten Geschichten nicht, und ich möchte nicht dass sie selbst den besten griechischen und lateinischen gliche. Die Zeiten sind andere geworden, und jene Werke sind heute bewunderungswürdige literarische Producte aber nicht Geschichten, für den Leser vielmehr ein hoher Genuss als Belehrung." Dennoch vermochte er sich von der Einwirkung nicht freizumachen.

Der vertraute Umgang zwischen Capponi und Colletta hat Beiden wohlgethan. Ersterer besass, nahe bei seiner schon erwähnten prächtigen Villa an der bologneser Strasse ein kleines Landhaus, wo der Freund sich einmiethete und wohin er Hausgeräth und Bücher von Neapel schaffen liess.

Hier verbrachte er den grössern Theil des Jahres, während er die kalten Monate in Pisa oder Livorno verlebte, überall gut aufgenommen und von den grossherzoglichen Behörden geehrt. In dem ruhigen an weithinreichende Olivengärten stossenden Hause schrieb er einen grossen Theil seines Buches und empfing den Besuch der florentiner Freunde. Zu Capponi, Niccolini, Frullani, Giordani, Leopardi, Montani, Vieusseux gesellten sich hier zwei Männer, jeder bedeutend in seiner Art. Der Eine, damals noch sehr jung, war Francesco Forti von Pescia, des Historikers Sismondi Schwestersohn, frühreif, scharfsinnig, vielmehr von umfassendem Wissen als mit der Gabe schöpferischen Denkens, vielmehr kalt, berechnend, positiv als lebendig und kühn, ein Mann der Autorität aber mit einem Anfluge von Liberalismus in seinen Anfängen und in den Beiträgen zur Antologia, denen das grosse aber unvollendete Werk über die Institutionen folgte, in welchem der historische Sinn des Rechtslehrers hervorleuchtet. Der Andere war Samuel Jesi von Correggio, einer der ausgezeichnetsten Kupferstecher Italiens, aus der mailänder Schule Giuseppe Longhi's nach Florenz gekommen, wo er, der Israelit, ein Mann gebildeten Geistes und an Literatur und Wissenschaft theilnehmend, in der Gesellschaft, nicht der literarischen allein, gut aufgenommen war und eine Reihe trefflicher Arbeiten ausführte, unter denen der Stich nach Raffaels Papst Leo X. obenan steht.

Wenn Gino Capponi viel dazu beitrug, dem Verbannten eine neue Heimat zu schaffen, so sind dessen Beispiel und Ermunterung für ihn nicht unfruchtbar gewesen. „Hast du", so schrieb Colletta im J. 1831, „den Ausgangspunkt meiner armseligen literarischen Arbeit vergessen? Mit fünfundvierzig Jahren war ich völlig unwissend, und die Saat der Studien fiel auf magern und erschöpften Boden. Glücklich du, der du zu rechter Zeit geregelte Studien gemacht hast, und Wissen mit Geschmack vereinst. Mein Schriftstellern ist Arroganz gewesen — schriebst du nicht,

es wäre Undank gegen die Natur, gegen deine Erziehung, gegen die von dir gehegte Erwartung.“ Und früher schon: „Mein Stil bedarf der Feile über Feile. Das Ideal des Stils schwebt mir vor, aber zugleich empfinde ich den Schmerz, nicht erreichen zu können was ich sehe. Die Zeit in der wir leben, hat ihren Stil, Giordani schreibt wie man vor dreissig Jahren schrieb, Niccolini ist um ein Jahrhundert voraus — ich habe im Thun die Ader der Rede erschöpft. Ich baue auf dich! Wenn du das Schreiben verlachst und nicht bald mit dem Schreiben beginnst, so sage ich dass ich mich in dir getäuscht habe. Du bedarfst eines glorreichen Namens, und da die elenden Zeitverhältnisse dir allen Ruhm versagen, mit einer einzigen Ausnahme, so sprich, was bleibt dir, wenn du diese, die für dich mühelos ist, verschmähst?“

Von ganz andrer Art sind die Beziehungen gewesen, in welche Gino Capponi zu Giacomo Leopardi getreten ist, der neunundzwanzigjährig, aber schon seit manchen Jahren in ganz Italien als Lyriker gerühmt, im Frühling 1827 zuerst nach Florenz kam, wo er dann, im Winter mit Pisa und Rom abwechselnd, bis zum Spätsommer 1833 grossentheils verweilt hat. In ihm war die Anlage zum grossen Dichter und zum ächten Gelehrten — von dem Dichter hat sich nur die eine Seite, diese freilich in überraschender Schönheit, in ernster zugleich und anmuthiger Hoheit entwickelt, während die Arbeit des Gelehrten bald und auf immer unterbrochen ward. In beiden Beziehungen ein classischer Geist, in der wahren, nicht in der akademischen Bedeutung des Wortes. Leopardi hat zwei Feinde gehabt welche an seinem Unglück die Hauptschuld tragen, eine stiefmütterliche Natur und Pietro Giordani. Giordani hat die krankhafte Reizbarkeit des Achtzehnjährigen durch Bejammern und Bewundern zu den Paroxysmen gesteigert, die in den chronischen bald leidenschaftlichen bald dumpfen Hader mit dem Geschick ausarteten. Die Reizbarkeit aber entsprang aus dem sich steigernden Misverhältniss zwischen

Wollen und Können, aus der unglücklichen Körperbeschaffenheit die ihn nach elendem Leben zu frühem Tode führte. Gino Capponi, der „candido Gino“ welchem Leopardi eine seiner bittersten und verzagendsten Dichtungen, die „Palinodia“ widmete, hat immer gesagt, dessen unselige Stimmung erkläre sich durch dies Misverhältniss, durch den Mangel an Befriedigung seiner Sensibilität gegen den er fruchtlos rebellirte. Cesare Cantù hat ihn richtig beurtheilt. „Seine Dichtungen, Schöpfungen der Jugend, erneuten die Formen Dante's und Petrarca's, voll Bilder aber zugleich voll Empfindung, mit der Ehrfurcht der alten Schule der Schwung und die Wehmuth der modernen vereint, der individuelle Affect zu allumfassender Bedeutung erhoben. Man bewunderte ihn, aber keiner wies ihn auf die erhabene Bestimmung des Menschen hin, auf die hohen Ziele der Literatur, auf die Heiligung durch den Schmerz, auf jene Sehnsucht nach dem über uns Liegenden, die das Princip der Poesie ist. Sicherheit des Stils, wohlerwogene Natürlichkeit der Prosa, Reichthum des Verses liessen ihm einen Platz neben den besten Alten anweisen, während er würdig gewesen wäre ihn unter den besten Neuern einzunehmen.“ Aber Gioberti, sein grosser Bewunderer, hat Recht indem er von ihm sagt, nur halb sei er ein Alter gewesen, denn dem antiken Genius habe er den Glauben genommen, um den modernen Unglauben an dessen Stelle zu setzen. Er gab sich der entmuthigenden Philosophie hin, die uns erniedrigt unter dem Vorwande uns zu erforschen, die das Röcheln einer in der Agonie liegenden Gesellschaft ausdrückt, nicht den tiefen Athemzug einer wiedererwachenden. Diese Philosophie vergiftete durch die Skepsis des Gedankens ein Herz voll Liebe. So erschien im Leben alles ihm dunkel ausser dem Schmerz. Er verlachte die welche an Fortschritt glauben, und kam zum Schlusse, in der Natur stehe alles sich gleich, der Same des Menschen und jener der Ameise, frivol sei die Hoffnung vorgeblicher künftiger Glückseligkeit.

Mit einem Manne wie Leopardi konnte Gino Capponi nicht sympathisiren, mochte er ihm auch wahre Theilnahme und tiefes Mitgefühl widmen. Giordani machte ihn mit Colletta und den Freunden bekannt, Vieusseux' Abendgesellschaften waren seine gesellige Zuflucht. Colletta, der an ihm lebendigsten Antheil nahm und ihm eine Stellung in Toscana zu verschaffen suchte, wobei er auch auf Capponi rechnete, war doch weit entfernt, das Falsche seiner Richtung zu verkennen. „Ich habe", schrieb er dem florentiner Freunde nach dem Erscheinen des Drucks der Dichtungen von 1831 welche eine Ausgabe letzter Hand sein sollte, „mehre der ältern und einige der neuen Stücke gelesen, und flüstre dir ins Ohr dass sie mir nicht gefallen haben. Stets die ewige, nachgerade unerträglich gewordene Melancholie, dieselben Argumente ohne neue Anschauungen und neue Ideen, affectirte Traurigkeit und hieundda Anflüge vom siebzehnten Jahrhundert, vortreffliche Form." Dies mag hart erscheinen, schwerlich aber ist unrichtig was er über die Dialogen sagt. „Ich werde sie lesen, erwarte jedoch keinen Genuss, da sie mir beim Vorlesen misfallen haben. Sie stehn weit unter dem was er zu leisten vermag. Ich glaube beinahe die Unglückseligkeit ist für ihn eine Nothwendigkeit." Früher hatte er jedoch über ihn geschrieben: „Leopardi geht's schlimmer als irgendeinem Kranken, Sterbenden oder Todten, denn er ist mehr todt als ein wirklich Todter. Alles schadet ihm, Licht, Luft, Wind, Nahrung, Bewegung, Arbeit, Ruhe. Er und ich haben uns das Wort gegeben, uns nächstes Jahr zu Trespiano (der florentiner Friedhof) zu begegnen."

Der Name Leopardi weckt die Erinnerung an einen teutschen Dichter, der in Bezug auf Geist und Geschick Aehnlichkeit mit ihm gehabt hat und in seiner letzten Lebenszeit ihm nahe getreten ist. Nicht in die Jahre, von denen hier die Rede ist, fällt Capponi's Bekanntschaft mit August von Platen, und nicht Leopardi hat er dieselbe verdankt, denn dieser hat Platen erst in Neapel, wohin er

im J. 1833 ging um nicht nach Mittelitalien zurückzukehren, kennen gelernt, während Capponi's Beziehungen zu ihm in das folgende Jahr fallen, als er den Herbst und den grössern Theil des Winters in Florenz zubrachte. Platen war wiederholt und gerne in Toscana gewesen. Das Land der alten Cultur, der milden Sitte und der glorreichen Erinnerungen der schönsten Zeit der Wiederbelebung antiker Bildung zog ihn an, das Clima sagte ihm zu. Es klingt wie eine Reminiscenz Alfieri'scher Sonette, sein „Du bist mir im Dezember Lenz, du milder Himmel von Florenz!" Seine lyrischen Gedichte und seine Epigramme bieten Zeugnisse freundschaftlicher Beziehungen, aus einer Zeit wo mehr denn heute auch Städte zweiten Rangs genussreiche Geselligkeit boten, und eines liebevollen Eingehens in das Wesen von Natur und Kunst, in solchen Fällen und bei solchen Werken, welche dem oberflächlichen Beobachter stumm bleiben. Platens Seele hatte die volle Anmuth und Schönheit Italiens eingesogen, sein Geist erfasste die Geschichte des Landes mit um so wärmerem Antheil, da er empfand wie ihm Ersatz noth that für die Abnahme poetischer Schöpferkraft die er sich nicht verhehlen konnte. Bei Gino Capponi fand er lebendiges Entgegenkommen und wahres Verständniss. Er brachte ihm die neue Ausgabe seiner Gedichte, die von 1834 mit, welche die grossentheils italienische Stoffe behandelnden herrlichen Balladen und Romanzen, und die in knappster Form ein ganzes Bild entfaltenden, einen grossartigen Eindruck schildernden Sinngedichte umfasste. Als „von der Donau Gestade zum Arnostrand — mächtige Kunde" kam, die Kunde wie „der alte Kaiser erblich" (1835), da schlug er teutschen Ton an, aber andere Töne mochten zu seinem Ohr dringen, als er sang, er wolle nicht „das Echo der Feinde sein, Todtengericht mag ein Anderer halten". Zu Anfang des Frühlings 1835 ging Platen nach dem Süden. Er hat Toscana nicht wiedergesehn, aber Capponi hat ihm ein treues Andenken bewahrt, und als die fränkische Vater-

stadt ihm ein Monument errichtete, wollte er unter den Theilnehmern nicht fehlen.

In jenem Jahre 1827, welches den genialen und unglücklichen Recanatesen nach Florenz führte, begannen die florentinischen Beziehungen eines jüngern Mannes zu welchem sich im Laufe der Zeit das innigste Verhältniss gebildet hat. Niccolò Tommaséo war im J. 1802 in der dalmatischen Küstenstadt Sebenico geboren und hat sich immer einen Slaven genannt. Im Seminar seiner Vaterstadt brachte ein aus Vicenza gebürtiger Lehrer ihm frühe vollkommene Kenntniss der italienischen Sprache bei und flösste ihm die Liebe zu Italien ein, die sein Leben erfüllt und erwärmt hat. Kaum ein Jüngling, ging er nach Venedig, wohin die Blicke der Dalmatiner stets gerichtet geblieben sind und wo er sich dem Rechtsstudium widmete. Mit zwanzig Jahren erlangte er in Padua die juristische Doctorwürde, aber längst war sein Herz für Philosophie und Literatur gewonnen. Vom Drang der Thätigkeit beseelt, mit ungewöhnlicher Ausdauer und gleicher Productivität begabt, legte er damals den Grund zu dem umfassenden Wissen von welchem seine Schriften Kunde geben. Ein Wissen das sich weit hinaus erstreckt über die Kreise, innerhalb deren in dem Italien neuerer, wenn nicht neuester Zeiten die Studien sich bewegt haben. Denn nicht nur ausgebreitete und sichere Kenntniss der lateinischen und griechischen Sprache und Profanliteratur erlangte er, sondern nicht geringere der geistlichen Dichtung und der Kirchenväter, wie eines Theils des einschlägigen orientalischen Schriftthums. In philosophisch-theologische und linguistische Studien vertieft, versuchte er sich noch in zahlreichen poetischen Arbeiten, in lyrischen, dramatischen, erzählenden, italienisch wie lateinisch, und unternahm eine poetisch-lateinische Uebertragung der Göttlichen Comödie. Bis zu späten Jahren hat er lebendigen Antheil an lateinischer Dichtung bewahrt.

Bestimmenden Einfluss auf ihn gewann der christliche

Philosoph Antonio Rosmini, dem er bis an seinen Tod treueste Anhänglichkeit bewies, und der den Zwanzigjährigen gerne dauernd nach seinem heimatlichen Roveredo gezogen hätte. Auch zu Alessandro Manzoni trat er in genaue persönliche Beziehung, und der Verkehr wurde ein sehr lebendiger, nachdem er um das Jahr 1823 den Aufenthalt in Padua mit dem mailändischen vertauscht hatte, der ihm den Vortheil literarischer Bewegung bot, welche, mochte sie auch zumtheil materieller Natur sein, der lombardischen Hauptstadt eine die andern italienischen Capitalen überragende Bedeutung verlieh. Manzoni's Mutter Giulia Beccaria, ermöglichte ihm einmal die Fahrt nach Roveredo, indem sie ihm das Reisegeld vorstreckte, das heisst schenkte. Jene Jahre mit ihren persönlichen Beziehungen und ihren Existenz-Bedingungen haben auf Tommaséo in zwiefacher Hinsicht gewirkt. Sie haben seine katholische Ueberzeugung geklärt, bestimmt, befestigt; sie haben ihn, den Frühreifen, zu leichter und vollkommener Beherrschung seines ungewöhnlichen Wissens befähigt. Zugleich aber haben sie eine vielleicht übermässige Ausdehnung der Grenzen seiner literarischen Thätigkeit zur Folge gehabt, welche, wenn sie die Bedeutung der Gesammtthätigkeit nicht schmälert, in verschiedener Weise wie in verschiedenem Mass auf Charakter und Werth des Einzelnen nicht vortheilhaft gewirkt hat.

Im J. 1827 trat Tommaséo von Mailand aus in Verbindung mit Florenz und Vieusseux, dessen Zeitschrift längst eine literarische Macht war. Die beiden Männer hatten Anziehungs- und Abstossungspunkte. Jener schrieb: „Ich bin Katholik und gläubiger Katholik, gehe in die Messe und enthalte mich an Fasttagen der Fleischspeisen“ — dieser war ein Schweizer Protestant, ein alter Freimaurer und ein Mann des 18. Jahrhunderts. Aber der alte Freimaurer war nicht nur im Umgang und in der Praxis so billig wie accommodant; er verstand es auch seiner Zeitschrift eine Haltung zu geben, welche, obgleich die leitenden Tendenzen überall durchschimmerten, nach keiner

Seite hin anstiess, während den verschiedenen Ansichten hinreichender Spielraum blieb. Mit seinem Wissen und seinem Ideenreichthum, seiner Vielseitigkeit, Formgewandtheit, Thätigkeit, war Tommaséo für ein solches Journal eine wahre Acquisition. Beide stimmten dann noch in einer wesentlichen Sache überein, im Glauben an die Macht der periodischen Presse. Ein Glaube, bei Vieusseux etwas materieller als bei seinem jungen Freunde, der aber eben durch diesen Glauben, und indem er sich durch den Reiz der momentanen lebendigen Einwirkung auf ein grosses Publikum zu sehr bestimmen liess, an der nothwendigen Sammlung und Concentrirung seiner schönen Kräfte einigermassen behindert worden ist. An Gino Capponi hat Tommaséo sich im Lauf der Jahre aufs engste angeschlossen. Zu Anfang ihrer Bekanntschaft schien dem nicht so werden zu wollen. Tommaséo hatte in seinen Anschauungen etwas wenig Conciliantes, in seinem Wesen etwas Herbes welches leicht verletzen konnte und oft verletzt hat. Sein innerer Werth hat dann aber auf Capponi solchen Eindruck gemacht, der Adel von Capponi's Gesinnungen und die Tiefe seines Gemüthes haben so auf ihn gewirkt, dass sie frühe wie spät im Leben, an demselben wie an verschiedenen Orten lebend, nicht ohne fortwährende Beziehungen zu einander bleiben konnten. Gemein hatten sie die Vorliebe für kirchengeschichtliche und patristische Studien, die so selten gewordene Kenntniss der griechischen Literatur. Und sie begegneten einander in der Erinnerung an Italiens alte Grösse, im Bewusstsein der schlummernden Kraft, in der Erkenntniss der Mittel zur Wiedererhebung, in der Abneigung gegen den subversiven, den Begriff der Pflicht leugnenden Liberalismus, der in die verschiedensten Formen des Partei- und Sectenwesens auslief.

4.

Besuch in Rom 1829. Das Jahr 1830 und dessen Einwirkung auf Italien.

Die zwanziger Jahre brachten so für Gino Capponi täglichen Umgang mit vielen Gelehrten und Literaten, wie vorübergehenden mit Andern unter denen vor allen Alessandro Manzoni zu nennen ist, der im Sommer 1827 nach der Veröffentlichung der Verlobten mit seiner Familie nach Florenz kam, von seinem um acht Jahre jüngern Zeitgenossen als Mensch geliebt, als Dichter bewundert, und bis an sein Ende Gegenstand seines lebendigsten Interesses. Dieser Zeit gehörten auch seine Beziehungen zum Grafen Giovanni Giraud, welcher mit reiferm Studium und weniger Zerstreuung durch verfehlte ökonomische und finanzielle Projekte, der Goldoni des 19. Jahrhunderts hätte werden können, und in seinem „Aio nell' imbarrazzo", der auch zum Operntext geworden ist, noch auf der Bühne lebt und leben wird. Als am 10. Februar 1829 Papst Leo XII. starb, begab er sich nach Rom. Er hatte vor neunundzwanzig Jahren in Venedig die Cardinäle vor dem Eintritt in das Conclave gesehn, aus welchem Pius VII. hervorging; er hörte am 31. März von dem Balcon des Quirinalischen Palastes Pius VIII. proclamiren. In Rom verweilte er

längere Zeit. Wir sahen bereits, wie lieb ihm der Aufenthalt in der zu Ernst und Betrachtung stimmenden Stadt war, obgleich in ihm eine Opposition gegen das weltliche Papstthum und gegen die weltliche Grösse des Clerus mehrundmehr hervortrat. Er hat sich damals namentlich an Chateaubriand angeschlossen, welcher als Botschafter König Carls X. dem Ende seiner politischen Thätigkeit näher war als er ahnen mochte, obgleich der Ernst der Lage seines Vaterlandes ihm nicht entging. Neben manchen und grossen Verschiedenheiten hatte er auch vielfache Berührungspunkte mit diesem Manne der auffallenden Contraste, und gerne sprach er noch in späten Jahren von den Spazierfahrten mit demselben durch die melancholisch poetische Umgebung Roms die einst auf Alfieri so mächtig gewirkt hatte. In seinem Salon, im Palast Del Drago am Fuss des Quirinalischen Hügels, traf er mit Cardinal Albani zusammen, dem er als Knabe in Wien begegnet war, und der ihm immer unangenehme Eindrücke hinterlassen hat. „In der Jugend", sagt er, „war er ein schöner Mann gewesen; sein Körperbau hatte etwas Massives, sein Ausdruck war hochmüthig bei stark ausgeprägten Zügen. In seiner Haltung und ganzen Erscheinung war nichts Vornehmes, sein Anzug war sehr vernachlässigt; obgleich sehr reich war er äusserst geldgierig, in Sitten und Reden incorrect, im Benehmen herrisch, im Handeln gewaltsam. Vom Geistlichen war nichts an ihm."

Man sieht, das Bildniss ist nicht geschmeichelt. Des Cardinals Verhalten als Generalcommissar in der Romagna zu Anfang der Regierung Papst Gregors XVI. hat wol dazu beigetragen, die Farben etwas stark auftragen zu lassen. Giuseppe Albani hat grosse Fehler gehabt die nicht ohne traurige Folgen geblieben sind, aber sein Heimatland Urbino verdankt ihm die grosse Strasse, welche Toscana mit den adriatischen Marken verbindet, und der Geldgierige hinterliess, wie sein ihm unähnlicher Vorgänger Consalvi, eine ansehnliche Summe zur Errichtung des im-

posanten Monuments des Papstes der ihn an die Spitze der Regierung stellte, nachdem er wesentlich ihm seine Erhebung zu danken gehabt hatte. In den ersten Tagen dieses Papstes war es, wie gesagt, wo Gino Capponi bei Chateaubriand mit Albani zusammentraf. Der Dichter-Diplomat, der gerne eine Redner-Attitüde annahm und sich in seinem Salon, statt als Wirth Conversation zu machen, mit der Toga drapirte, hielt dem neuen Staatssecretär einen Vortrag über die im Kirchenstaat zu bewerkstelligenden Reformen, die damals schon Lieblingsthema Berufener wie Unberufener zu werden begannen, über schlechte Polizei, Brigantenwesen, Zustand der Gefängnisse, über die Verödung der Campagna, bis endlich der Cardinal, durch die französische Rhetorik sichtlich gelangweilt, über die Verhältnisse der Campagna wahrscheinlich auch mehr im klaren als der Dichter der Atala, mit cynischem Ton die Rede unterbrach. „Herr Botschafter, das sind Dinge die waren, sind und sein werden, und wo es solche Uebelstände giebt, werden nicht Sie nicht ich abzuhelfen vermögen, während wir für jetzt an anderes zu denken haben.“ Giuseppe Albani stand damals im achtzigsten Lebensjahre, aber er sollte noch heftige Stürme erleben, bevor er am 3. Dezember 1833 zu Pesaro starb.

Rom war für Gino Capponi sehr verändert. Die Herzogin von Devonshire war im J. 1824 gestorben; die geselligen Verhältnisse hatten unter Leo's XII. Regierung keineswegs gewonnen. Im diplomatischen Corps hatte er verschiedene Bekannte. Chateaubriand fühlte sich in Rom nicht behaglich. Die französischen Angelegenheiten und die precäre Stellung des Ministeriums Martignac, das ihn gesandt hatte, nahmen ihn zu sehr in Anspruch, und er empfand den Contrast zwischen der eignen Stimmung und den Erinnerungen der vor einem vollen Vierteljahrhundert hier verbrachten Zeit: er sagte, er sei alt (er war ein Sechziger) und Rom sei alt, da lasse sich keine neue Zuneigung fassen. Wenige Monate später machte die Er-

nennung des Ministeriums Polignac seiner letzten Ambassade ein Ende, wie der Mord des Herzogs von Enghien seiner ersten Mission ein Ziel gesetzt hatte. Rom bewahrt von ihm Erinnerungen beider Zeiten, in der französischen Nationalkirche das Denkmal von Madame de Beaumont (Pauline de Montmorin) mit der schönen Inschrift, in San Lorenzo in Lucina jenes Nicolas Poussin's. Im Palast Rinuccini sah Gino Capponi die damals schon blinde Madame Lätitia. Seine Beziehungen zur Familie Bonaparte hatten sich in Florenz, wo der vormalige König von Holland sich niedergelassen, namentlich im Umgang mit dessen ernstem und geschichtskundigen ältern Sohne Napoleon und seiner sinnigen und kunstliebenden Gemalin Charlotte, jüngerer Tochter Josephs, gebildet und waren die freundlichsten. In der römischen Gesellschaft ist er nie recht heimisch geworden, obgleich er mit manchen Mitgliedern der Aristokratie befreundet war. Von mehr denn einem derselben pflegte er zu sagen, er würde ein ganz anderer Mann geworden sein, wäre er nicht mit dem Riesenzopf eines römischen Fürsten auf die Welt gekommen. Es war der alte Contrast zwischen dem florentinischen und dem römischen Adel, welcher nie geschwunden ist, obgleich seit dem Ausgange des 15. Jahrhunderts Rom mit Toscanern gefüllt, eine ansehnliche Zahl der vornehmen Familien, die Aldobrandini, Borghese, Chigi, Lante, Patrizi, Rospigliosi, Sacchetti u. a., die Barberini durch Frauen toscanischen Ursprungs, der Zusammenhang zwischen den Nachbarstaaten der engste war. In Rom herrschte das kirchliche und feudale, in Florenz das bürgerliche und republikanische Princip, und zwischen beiden ist der Ausgleich immer ein höchst unvollkommener gewesen.

Das Jahr 1830 ging begreiflicherweise auch für Toscana nicht ohne Spuren vorüber. Die durch die Julirevolution herbeigeführte Aufregung war eine allgemeine, und wenn die Ruhe momentan erhalten blieb, so empfand man doch nur zu sehr dass es nur geringen Anlasses bedurfte sie zu

stören. Denn der Widerhall des französischen Liberalismus jener Tage liess sich im ganzen Lande, ausser Florenz namentlich in den beiden Universitätstädten Pisa und Siena vernehmen, und die Gefahr lag nahe, dass der italienische Hang zum Sectenwesen, von welchem Toscana bereits angesteckt zu werden begonnen hatte, in den französischen Ereignissen neue Nahrung finden werde. Die Besorgniss war umso begründeter, da die französischen Zeitungen, welche, die heftigsten nicht ausgeschlossen, in alle Kreise, namentlich in den höhern Mittelstand gedrungen waren, das Evangelium der neuen Generation bildeten. Ein Gegengewicht war nicht vorhanden, indem man von dem einzigen italienischen Journal welches Leser fand, der Antologia, wohl die immer noch äusserst gemässigten liberalisirenden Tendenzen acceptirte, nicht die Warnungen gegen demokratische Utopien, wie sie aus der Feder des gedanken- und kenntnissreichsten unter den jüngern toscanischen Schriftstellern kamen, Francesco Forti's, den man doch wahrlich des Obscurantismus nicht beschuldigen konnte. Der allgemeinen und steigenden Erregung gegenüber, wäre übrigens ein solches vereinzeltes Organ, hätte es sich selbst weit entschiedener ausgesprochen, ohnmächtig gewesen.

Beim Ausbruch der Juli-Revolution war Grossherzog Leopold abwesend. Am 13. Juli hatte er sich nach Dresden begeben, wohin Gemalin und Stiefmutter mit seinen drei Töchtern vorausgegangen waren. Zwei Tage zuvor hatte er im Garten Boboli ein Volksfest gegeben, welches aufs heiterste und glänzendste und ungestört verlief. Bei seiner Rückkehr in der ersten Hälfte Octobers sollte eine andere Festlichkeit stattfinden, ihm die Anhänglichkeit der Unterthanen zu bezeugen. Vor Porta San Gallo wollte man ihn empfangen, eine Denkmünze sollte zu seinen Ehren geprägt werden, eine Säule mit Inschrift an die Wohlthaten seiner sechsjährigen Regierung, die Hebung des Unterrichts, die Erleichterung der Abgaben, die Strassenanlagen, die hydraulischen Werke in Chianathal und Maremma

innern. Alles das war an sich unschuldig, der Moment jedoch schwerlich geeignet; die Regierung ertheilte die Erlaubniss, nahm sie aber zurück, als die Vorbereitungen im Gange waren. Die Veranstalter hatten sich an die Gonfalonieren der bedeutenderen Städte mit dem Gesuch um Beiträge zu den Kosten gewandt, die Regierung glaubte nicht ohne Einwilligung des Grossherzogs die Zustimmung dazu geben zu können, dieser lehnte ab. Er hatte Recht, selbst abgesehen von dem demonstrativen Charakter des Projects, während die Zustände Toscana's nichts darboten, was zu solcher Demonstration verständigerweise Anlass bieten konnte. Die Regierung fehlte nur in der Art wie sie die Sache behandelte, nachdem sie zu Allem zugestimmt, wodurch das Gerücht Credit gewann, die Polizei habe Souverän und Minister eingeschüchtert, indem sie in Erfahrung gebracht haben wolle, dass man dem Grossherzoge bei diesem Anlass Gewalt anzuthun und ihn zur Ertheilung einer Repräsentativ-Verfassung zu nöthigen im Schilde gehabt habe.

Der an sich sehr unbedeutende Vorfall ist auf Gino Capponi's Stellung und Leben nicht ohne Einfluss geblieben. Sein Vetter Cosimo Ridolfi, der an der Spitze der betreffenden Commission stand, legte seine Aemter als Director der Münze und des Arbeitshauses nieder; Capponi und der Marchese Rinuccini, seine Collegen bei dem Project, sandten ihre Kammerherrnschlüssel zurück, während Letzterer zugleich seine Entlassung als Obersthofmeister der verwittweten Grossherzogin einreichte. Mir ist immer geschienen dass sie unrecht hatten, wie immer es mit ihren in dem respectvollen an den Grossherzog gerichteten Schreiben entwickelten Gründen stehn mochte. Sie hätten auf dessen Stellung und auf die schwierige politische Lage Rücksicht nehmen, sie hätten Familien-Traditionen beachten sollen, die für solche persönlichen Beziehungen massgebend sein dürften. Leopold II. hat in späterer Zeit bewiesen, dass er sich, was nicht Alle in seiner Stellung gethan

haben würden, über eine persönliche Kränkung (denn eine solche war es, obgleich jedenfalls die beiden Letztgenannten ferne davon gewesen waren sie zu beabsichtigen) hinwegzusetzen vermochte. „Könnte man", hat Gino Capponi lange Jahre nachher geschrieben, „sich den Fürsten gegenüber immer frei und unbehindert aussprechen, so würde ich unmittelbar darauf dem Grossherzoge meine Gesinnung, die ihm vielleicht mit andern Farben geschildert worden war, offenherzig kundgegeben haben. Ich bedaure auch, dass eine in Toscana so ganz ungewöhnliche Handlung mich bei den windigsten Aufwieglern in Gunst setzte, welche in derselben eine Art Verheissung erblickten, während ich im Gegentheil von den französischen Bewegungen nichts Gutes für uns erwartete und die Machinationen verabscheute. Am Tage nachdem unsere Entlassung angenommen worden war, wurden Giuseppe Poerio und Pietro Giordani nach mehrjährigem Aufenthalt in Florenz aus Toscana verbannt. Die Regierung schien zu glauben, sie hätten zu jenem Entschluss mitgewirkt. Statt dessen begann damals zwischen Giordani und mir, weil ich ihm von der Sache nichts mitgetheilt, eine Entfremdung, während Poerio mir von dem gethanen Schritt abgerathen hatte."

Das Land war noch ruhig geblieben. Die Folgen der ringsherum sich steigernden Aufregung und der durch die unsichern französischen Zustände den Unruhestiftern in andern Ländern gebotenen Aussichten konnten jedoch nicht ausbleiben. Die Dinge gestalteten sich insoferne ungünstiger, da ein ungeschickter Polizeipräsident, die gemässigten Traditionen vergangener Zeiten verleugnend, durch Härte und Willkür weit mehr schadete als er durch Beaufsichtigung Verdächtiger nutzte. Im Januar 1831, während in Rom die Cardinäle im Conclave sassen, Pius VIII. einen Nachfolger zu geben, war über ganz Mittelitalien ein Netz von Verschwörungen ausgebreitet — es erstreckte sich auch über Toscana. Guglielmo Libri, von Frankreich her, von wo er eben zurückkehrte, in Verbindung mit den Sectirern,

setzte Gino Capponi von der Absicht in Kenntniss, in Florenz die Schilderhebung zu versuchen, von der man zugleich den Aufstand in den Herzogthümern und in den Legationen erwartete. Man wollte den Grossherzog auf dem Maskenballe im Pergola-Theater überraschen und ihn zu Versprechungen im Sinne der Sectirer nöthigen. „Da Libri gewahrte welchen Abscheu das so gehässige wie sinnlose Project in mir weckte, bemerkte er, wohl ermesse er dass ich nicht der Mann sei, mich mit derartigen Dingen zu befassen. Er erwarte mich am folgenden Tage, und wünsche nur dass ich um die Absicht wisse, da ich ihn nicht verrathen werde. Ich erwiderte ihm, am folgenden Tage würde ich auf dem Platze sein, doch um ganz nach meinem Urtheil und nach Lage der Dinge zu handeln."

Hierauf beschränkte sich die Unterredung. Darüber brach am 3. Februar, dem Tage nach der Papstwahl Gregors XVI., in Modena, gleich darauf in Bologna der Aufstand aus. Aus den insurgirten Landestheilen schlichen sich nicht wenige Emissare in Florenz ein, wo die Chefs der beabsichtigten Bewegung fernern Zuzug erwarteten. Das tolle Project war im Munde Vieler; Gino Capponi und seine Freunde glaubten sich zu Vorsichtsmassregeln veranlasst, um die Stadt nicht in die Gewalt von Revolutionären fallen zu lassen. Welcherart sie waren, sagt er nicht; jedenfalls war es eine heikle Situation. Die Polizei hätte jedoch blind sein müssen, wäre ihr der Plan verborgen geblieben. Man hat Libri beschuldigt, Project und Theilnehmer selber denunzirt zu haben. Es zeigt wie geringes Vertrauen man in den Charakter des Mannes setzte. Wie dem immer sein möge, die Sache hat keine weitern Folgen gehabt. Grossherzog Leopold ging am Abende des Berlingaccio (so heisst der Donnerstag der Carnevalswoche — es war der 10. Februar) ruhig zum Maskenball, und spazierte wie immer unter der freilich sehr gelichteten Menge im Parterre. Von manchen Anwesenden sind allerdings dreifarbige Cocarden und Schleifen bereit gehalten

worden, aber sie blieben in den Taschen und es geschah nicht das Geringste. Der Grossherzog und seine Räthe hatten richtig gerechnet. Im toscanischen Volke war keine Begierde nach einem Wechsel, wären selbst die Umstände einem solchen günstiger gewesen.

Guglielmo Libri ist damals aus Toscana verschwunden. Jahre lang hat man nur von seinen wissenschaftlichen Arbeiten und seinen grossen Erfolgen in Paris vernommen, wo er ganz einheimisch, Professor am Collège de France, Mitglied des Instituts wurde. Seine Geschichte der mathematischen Wissenschaften in Italien, die im J. 1838 zu erscheinen begann, hat in seiner Heimat einen Beifall geweckt, wie er vielleicht nie einem wissenschaftlichen Werke auch ausserhalb der wissenschaftlichen Kreise am Po und Arno zutheil geworden ist, wovon allerdings ein guter Theil auf Rechnung der sorgfältigen klaren und eleganten Form kommt, welche zwar an die grossen toscanischen Naturforscher des 17. Jahrhunderts erinnert, aber im Grunde doch mehr französisch als italienisch ist. Die Stellung die er sich, starker Opposition namentlich von Seiten François Arago's ungeachtet, in Frankreich in der Presse wie in der Gesellschaft schuf, veranlasste Gino Capponi sich an ihn zu wenden, als im J. 1845—46 die Bewegung in Italien anfing, und grosse Dimensionen anzunehmen versprach oder drohte. Capponi erkannte sehr wohl, wie leicht diese Bewegung im Auslande ungünstigem Urtheile begegnen konnte, wenn man den Massstab der gewohnten sectirerischen Bestrebungen an dieselbe legte, und wie es darauf ankam, fremde Regierungen, namentlich die französische, günstig zu stimmen, umsomehr da König Carl Albert, auf den die Blicke schon gerichtet waren, ihm kein grosses Vertrauen einflösste. Damals hat Libri, im Einverständniss mit Guizot, die italienischen Angelegenheiten und Interessen im Journal des Débats zu vertreten und, wie er es nannte, die Existenz Italiens dem Auslande gegenüber festzustellen begonnen. Die französische

Auffassung jener Zeit, sofern Regierung und conservative Partei in Betracht kamen, wohl kennend, hat er sich jedoch dem täglich wachsenden Andrang gegenüber so kühl und zurückhaltend gezeigt, dass er in Italien im Allgemeinen wenig befriedigte. Darüber brach dann die Sündflut der Februar-Revolution herein, welche auch ihn in den Sturz der Monarchie verwickelte, indem sie ihn um die neue Heimat und die schöne Stellung brachte. Nach England verschlagen, hat er darauf jahrelang einen niemals mit völliger Klarheit entschiedenen Kampf um seine Ehre gegen zahlreiche Ankläger geführt, bis er, ein gebrochener Mann, im Frühling 1869 nach Toscana, wo er halbfremde geworden war, aber immer Freunde und Vertheidiger, unter ihnen Gino Capponi bewahrte, zurückkehrte, um am 28. September sechsundsechzigjährig auf einer fiesolanischen Villa zu sterben.

Doch kehren wir zum Jahr 1831 und zu den florentiner Umwälzungsgelüsten zurück. Sie hatten wie gesagt nur geringen Boden. Welche Urtheile die Liberalen, zu denen Gino Capponi und seine Freunde gehörten, über die Lage der Dinge formuliren mochten, von Umsturzgedanken war nicht die Rede. Wenn einige der jüngeren, namentlich der damals zuerst genannte Livornese Francesco Domenico Guerrazzi und Vincenzo Salvagnoli von Empoli, Beide Rechtsgelehrte, mit Ideen und Projecten umgingen die an die Libri'schen mahnten, so waren Einfluss und Anhang solcher jugendlichen Revolutionäre doch zu verschwindend gering, als dass von wirklicher Gefahr hätte die Rede sein können. Colletta war von dem Ausweisungsdecret, welches mehre seiner Landsleute traf, ausgeschlossen geblieben, mehr vielleicht wegen seines leidenden Zustands als weil die Polizei sein ferneres Verweilen unbedenklich erachtet hätte. Seine Wohnung war der gewöhnliche Versammlungsort der zu liberalen Ansichten Hinneigenden, aber von Uebertreibungen war hier wenigstens Anfangs nicht die Rede. Wir wissen jedoch durch Capponi, dass

Colletta, obgleich er eine mittlere Bahn zu verfolgen suchte, doch zu den Neuerungslustigen hinneigte und mit des Freundes Verhalten, welches die der Loyalität des Unterthans vorgezeichnete Linie einhielt, keineswegs recht einverstanden war. Aber Capponi beurtheilte richtig dass, abgesehen von den innern Zuständen die doch in erster Reihe den Massstab liefern sollten, selbst die Voraussetzungen inbetreff des Auslandes die trügerischsten waren. Inderthat hätte nur äusserste Verblendung eine Schilderhebung versuchen können, und Graf Cesare Bianchetti, eines der achtbarsten aber darum nicht minder kurzsichtigen Mitglieder der bologneser provisorischen Regierung, von derselben nach Florenz gesandt um die Ansichten der dortigen Diplomatie zu vernehmen, hatte bald Gelegenheit über die völlige Aussichtslosigkeit der Sache der Insurrection mit sich einig zu werden. Als am 13. März Casimir Périer die schlaffen Zügel der Regierung des Julikönigthums mit kräftiger Hand ergriff und den Grafen Ste Aulaire nach Rom sandte, waren die Oestreicher schon in Modena und in das Ferraresische eingerückt.

Gino Capponi sah den französischen Diplomaten bei seiner Durchreise durch Florenz. Was er von ihm vernahm, bestärkte ihn begreiflicherweise in der Ueberzeugung die er in jenen Tagen gegen Guerrazzi ausgesprochen hat, welchen er bei Colletta kennen gelernt hatte, wo der junge Livornese (er war 1805 geboren) aus seinen Absichten und Hoffnungen kein Hehl machte. „Er wollte das fehlgeschlagene Project wiederaufnehmen, und da die Livornesen ihm geeignetes Ferment zum Gelingen zu sein schienen, schlug er vor, zu bestimmter Zeit eine gewisse Zahl derselben nach Florenz kommen zu lassen, wo man unterdess Alles vorbereitet haben würde, um die Mine auffliegen zu lassen. Da diese Tollheiten von Colletta nicht in gleichem Masse wie von mir beurtheilt wurden, mir aber vor allem daran lag über meine Absichten keinen Zweifel aufkommen zu lassen, musste ich endlich eine Unterredung mit Guer-

razzi in meinem Hause herbeiführen. Ich erklärte ihm, ich gebe wenig auf die liberalisirende Sprache, welche sich damals zuerst in den florentiner Kreisen einzubürgern begann. Florenz sei durchaus nicht willens, mit eigner Gefahr sich in die italienische Bewegung zu mischen, der es nur Hindernisse bereiten könne. Ich selber empfinde nicht den leisesten Kitzel meine Heimat in Verwirrung zu stürzen, indem ich fruchtlosen Schaden und Elend auf dieselbe herabbeschwöre, aus blosser Passion für Umwälzungen, welche magre Befriedigung gewähren, wenn das Volk, das man befreien will, mit Steinwürfen dankt. Auf diese Worte erwiderte Guerrazzi, er bedauere dass unsere Ansichten so weit auseinander gingen, freue sich aber dass ich mich mit solcher Offenheit gegen ihn ausgesprochen habe. Beim Weggehn drückte er mir die Hand mit einem Wesen und Ausdruck, die mir damals schon klar machten, dass in ihm noch ein zweiter Mensch war, verschieden von dem den er namentlich in seinen Jugendjahren hervorzukehren sich bemüht zeigte."

Von Francesco Domenico Guerrazzi wird noch genug und übergenug zu berichten sein.

Was so eben mit Capponi's Worten erzählt worden ist, deutet darauf hin, dass die bittern Erfahrungen doch nicht völlig hingereicht hatten, Pietro Colletta über die Natur des wieder beginnenden sectirerischen Wesens aufzuklären. Sein Lebensziel war nahe; wer weiss, ob der Tod ihn nicht vor andern Prüfungen bewahrt hat. Er starb zu Florenz am 11. November jenes Jahres 1831 im Alter von sechsundfünfzig Jahren. In der durch ein Terracotta-Relief der Della Robbia gezierten Kapelle der Villa Varramista ist die Grabstätte des Verbannten. „Hier ruht die Asche Pietro Colletta's — sein Geist lebt in seinen Büchern." So besagt die von dem Freunde verfasste Inschrift.

Die Ereignisse der nächstfolgenden Jahre gaben Gino Capponi Recht. Toscana war kein Boden für Umwälzungen wie sie in den Herzogthümern und in den päpstlichen

Provinzen versucht wurden, wo nach dem schon im J. 1831 erfolgten Abzuge der östreichischen Truppen die Opposition gegen die Regierung wieder ausbrach, und zu Ende des Winters 1832 eine neue Occupation Bologna's und der Romagna durch die Oestreicher, Ancona's durch die Franzosen herbeiführte, welche sechs Jahre gewährt hat. In den Jahren 1832 bis 1834 hat es an Intriguen, geheimen Gesellschaften, Aufwiegelung zu Unordnungen in Toscana allerdings nicht gefehlt. Wenn aber die florentiner Polizeidirection durch inquisitorische Spürerei und Willkür das Uebel statt es zu besiegen gemehrt hat, indem sie allerwärts Unzufriedenheit weckte, so ist die Zahl der Betheiligten doch verschwindend klein gewesen. Manche derselben haben auch mehr durch Unbesonnenheit als durch ernstlich strafbare Absichten gesündigt. Mehr als die Hauptstadt, waren Livorno und Siena Schauplätze sectirerischen Treibens; Guerrazzi, damals schon theils im Zwangsaufenthalt, theils in Haft, ist mit Giuseppe Mazzini in Verbindung getreten, der in jener Zeit der Gründung der Giovine Italia in Toscana erschien und nicht ohne Einfluss blieb. Wären die revolutionären Anschläge nicht so rasch zu Boden gefallen, sie hätten leicht Einmischung des Auslands in die innern Angelegenheiten zur Folge haben können. Der östreichische Botschafter Graf Saurau, der im J. 1831 den Grafen Bombelles ersetzte, war nicht geneigt die Dinge mit der optimistischen Brille seines Vorgängers anzuschauen, und es mag dem grossherzoglichen Ministerium nicht ganz leicht geworden sein, Rathschlägen, deren Befolgung Oel ins Feuer gegossen haben würde, entgegenzuarbeiten und den Staat vor den Complicationen zu bewahren, unter denen die Nachbarn litten. Die Entlassung des verhassten Chefs der Polizei im Sommer 1832 und die Mässigung seines besonnenen und geachteten Nachfolgers brachten eine gute Wirkung hervor. Dennoch währte es längere Zeit, bis Verdacht und Anlässe zu demselben schwanden. Wie gesagt, es hat sich immer nur

um geringe Zahlen gehandelt; die Massen blieben unberührt, aber in Livorno keimte langsam der Same der Rebellion, der mit den Jahren nur zu üppig aufschiessen sollte.

Diese Zeit des Verdachts und des Mistrauens hat für die Literatur eine schlimme Folge gehabt. Im März 1833 wurde die Antologia unterdrückt. Anspielungen, den Vertretern Oestreichs und Russlands misfällig, boten den ostensiblen Grund. Drei Jahre zuvor hatte diplomatische Intervention die Vorstellungen einer Niccolini'schen Tragödie unterbrechen lassen. Der französische Geschäftsträger Villiers de Lanoue, zeitweiliger Vertreter des abwesenden Gesandten, des als eifriger Royalist bekannten Baron de Vitrolles, hatte an den Ausbrüchen des nationalen Hasses gegen Fremdherrschaft im Drama der Sicilischen Vesper und an dem enthusiastischen Applaus des überfüllten Hauses (ins Parterre einzudringen war lange vor dem Aufziehen des Vorhangs unmöglich) Anstoss genommen und das Verbot veranlasst, was ihm die spöttischen Worte Bombelles' zuzog, er habe sich in den Personen geirrt. „L'adresse était à vous, le contenu est pour nous." Diesmal war die Sache ernstlicher, und die Bedeutung der Massregel ist in Florenz nicht unterschätzt worden. Die Unterdrückung der Antologia, wozu die Regierung sich ungerne verstand, hatte für den florentiner Literatenkreis auch die Folge, dass Niccolò Tommaséo, Verfasser eines der incriminirten Artikel, Toscana verlassen musste. Er bekannte offen seine Autorschaft, was Vieusseux ihm bis dahin nicht gestattet hatte, da er die Verantwortung allein tragen wollte, und erhielt die Weisung sich nach seiner dalmatischen Heimat zu begeben. Aber er schlug einen andern Weg ein, den nach Paris.

5.

Landwirthschaftliche und sprachliche Studien. Toscanische Mezzeria und Vulgarsprache.

Seit dem im J. 1812 gedruckten Jugendaufsatze über Amerigo Vespucci hatte Gino Capponi nichts veröffentlicht. Wie vielseitig und umfassend aber seine Studien waren und welchen ungewöhnlich reichen Schatz von Kenntnissen er sammelte, ist angedeutet worden. Welche Meinung man von seiner wissenschaftlichen Befähigung hatte, zeigt der Umstand, dass er im J. 1826 zum Mitgliede der Akademie der Crusca gewählt wurde, zu einer Zeit wo diese gelehrte Körperschaft nicht mehr wie ehemals dem einheimischen Adel, auch wenn er sich um ihre Zwecke nicht viel kümmerte, mit ihrem Diplom ein Compliment zu machen pflegte, sondern nur Solche aufnahm die ihr in dem damals hinundher wogenden heissen Kampfe wirklichen Beistand leisteten. Schon einige Jahre früher war er Mitglied der landwirthschaftlichen Gesellschaft der Georgofili geworden, dieses in den Tagen der Regentschaft des Grafen Richecourt 1753 gegründeten Vereins, der von Anfang an, als Vertreter praktischer und im Ganzen freisinniger ökonomischer Ansichten, später namentlich unter Grossherzog Leopold I. sich der Aufmunterung und Förderung seitens der Re-

gierung zu erfreuen gehabt hat. Zur gedachten Zeit begann dieser Verein eine Thätigkeit zu entwickeln, eine Bedeutung zu erlangen, die sich in den folgenden Jahren immer steigerte, während der Kreis seiner Aufgaben sich in gleichem Masse erweiterte, so dass bis zum Jahr 1848 die Sonntagssitzungen der Georgofili in dem schönen Saal des Locals der Kunstakademie zu einer Art von Tribüne für die Behandlung verschiedenartigster, an die Politik streifender Fragen wurden.

Es ist namentlich das in Toscana vorwaltende landwirthschaftliche System der Mezzeria [die römische Colonia partiaria, Métayage, oder Halbwinnerschaft, woher an unserer niederrheinisch-niederländischen Grenze der Pächter Halfe heisst], welches den Gegenstand der Capponi'schen Vorträge bildet, deren erster dem Jahre 1824 angehört, die aber erst im J. 1845 unter dem Titel: Cinque lezioni d' Economia toscana gesammelt erschienen. Die Frage der Bodencultur selber ist von jener der ackerbauenden Bevölkerung unzertrennbar, und gerade mit dieser hat Gino Capponi sich gerne beschäftigt. Selbst ein grosser Grundbesitzer, der in seiner Jugend einen nicht geringen Theil des Jahres auf dem Lande zubrachte und das Landleben liebte, der auch dann noch, als längst äussere Nacht ihn umgab, gerne auf der Villa war, für ihre Verbesserung und Verschönerung sorgte und sich für die betreffenden Fragen lebhaft interessirte, verstand er in seinen Betrachtungen sich vom Localen zu umfassender Anschauung zu erheben, und neben der ökonomisch-agronomischen die ökonomisch-politische und die moralische Frage ins Auge zu fassen. Inderthat ist es nur so möglich, dem Gegenstande überhaupt gerecht zu werden. Die unendlich verschiedene Stellung und Haltung des toscanischen Landmanns, der besitzlos, aber infolge des Usus, welcher ihn ruhig in manchen Fällen von Vater auf Sohn auf dem fleissig und redlich zu gemeinsamem Vortheil verwalteten Pachthofe lässt, eine Art von Mitbesitzer ist; die Verschiedenheit zwischen diesem Halb-

winner und seiner Familie in ökonomischer und moralischer Beziehung, und dem Landvolk in den meisten Theilen Italiens, von der Tagelöhner-Bevölkerung nicht zu reden, ist eine Thatsache, die auch der entschiedene Gegner des Systems nicht in Abrede stellen kann. Die Interessen von Colonen und Herren sind grossentheils gemeinschaftlich. Wenn Beaufsichtigung nicht mangeln darf wie sie denn durch die herrschaftlichen Güterverwalter, Fattori, stattfindet, denen nicht selten fünfzig und mehr Meierhöfe, Poderi, unterstellt sind, so ist doch, wo die Zustände sich unverdorben erhalten, nirgend von den socialen Missständen die Rede, die uns oft in so erschreckender Weise entgegentreten und Eigenthümer und Arbeiter als Gegner erscheinen lassen. Sollte bei der Mezzeria der Ertrag von Boden und Capital für erstern geringer sein, so ist, angesichts anderweitiger Uebel, dennoch Gewinn auf seiner Seite.

Während das Landvolk ein besseres und gesitteteres ist, hat das System noch den Vortheil, dass der einsichtigere Eigenthümer sich mit seinem Grund und Boden beschäftigt, ohne zu verbauern, ohne aber auch, wie es bei der grossen Cultur, beispielweise bei dem in der römischen Campagna durch das Zusammenwirken klimatischer und örtlicher Verhältnisse eingeführten Pachtsystem nur zu leicht geschieht, den Boden lediglich als Capital zu behandeln und von den Beziehungen zu der Bevölkerung zu trennen. Von dem toscanischen Landvolk kann aber, auch nach den grossen politischen und administrativen Umwälzungen der beiden jüngsten Decennien, namentlich unter der Herrschaft der durch die heutige Steuergesetzgebung veranlassten schweren Uebelstände, kein richtigeres Bild gegeben werden als das welches ein neuerer Oekonomist, Sidney Sonnino, von der Mezzeria entworfen hat. „Ich möchte den Leser einladen, die Landstrasse in Toscana einmal zu verlassen und über unsere Felder zu wandern, um Landbau und Ackerleute zu beobachten. Er wird daselbst, neben grosser administrativer Unordnung und

drückenden Abgaben (von denen man, nebenbei gesagt, vor 1859 nichts wusste) weitverbreiteten Wohlstand finden, eine redliche fleissige mit ihrem Loose zufriedene Bevölkerung, und wenn er in eines der bequemen luftigen Bauernhäuser träte und er sich mit den Bewohnern unterhielte, würde er über die Aufgeweckteit, den richtigen Verstand, die Menge praktischer Kenntnisse und die Höflichkeit der Formen staunen, denen man unter der rauhen Hülle begegnet."

Gino Capponi war nicht blind gegen die Mängel der Mezzeria. Schon seine Eigenschaft als grosser Grundbesitzer schützte ihn vor der Einseitigkeit des Theoretikers. Aber er glaubte dass den Uebeln theils durch Reformen abzuhelfen wäre, wie in jüngern Zeiten inderthat mehrfach geschehen ist, theils dieselben vor den Vorzügen zurückständen. Eben in seinen späten Jahren hat er das Beispiel eines ihm nahestehenden Mannes vor Augen gehabt, dem die agricolen Wissenschaften viel verdanken, dem es jedoch keineswegs immer gelungen ist, seine Theorien durch die Praxis zu bestätigen und in der Praxis zu verwerthen. Nicht als hätte dieser, Cosimo Ridolfi, das alte System überhaupt verworfen. Aber er beabsichtigte, der grossen Cultur, auf welche die mechanischen Fortschritte ihm in höherm Masse als auf die Mezzeria anwendbar schienen, und somit der Bewirthschaftung der Ländereien durch Tagelöhner weitern Spielraum zu verschaffen. Die von ihm erzielten Resultate, so für die Agricultur als solche wie für die Interessen der Eigenthümer, haben nicht zur Nachahmung ermuntert. Die Zahl der Tagelöhner hat sich aber in auffallendem Misverhältniss zum Bedürfniss gesteigert und somit haben deren Zustände sich wesentlich verschlimmert, sodass sie heute, wo der Pauperismus überhaupt rasch zunimmt, zu ernsten Betrachtungen ja Besorgnissen Anlass bieten.

Was Gino Capponi im J. 1833 in dem Vortrage über die ökonomischen und moralischen Vorzüge und Schwächen

der Mezzeria sagte, nachdem er zwischen den lombardischen und den toscanischen Verhältnissen eine Parallele gezogen, bleibt immer zu beherzigen. „Für wen arbeitet und wacht die ökonomische Wissenschaft? Für den Eigenthümer, Capitalisten, oder für die gesammte Menschheit? Die Wissenschaft irrt nicht wenn sie lehrt, jede Ersparniss an Arbeit sei nicht bloss ein Gewinn für den Unternehmer sondern gemeinsamer Gewinn, jede nutzlose Arbeit verlorner Reichthum. Aber diese abstracte Ausdrucksweise darf uns nicht verleiten, die den Vielen zugute kommende Gesammtmasse der Producte mit dem in der Agricultur dem Eigenthümer allein zufliessenden Reinertrag zu verwechseln. In andern Industriezweigen wird der Lohn in Geld gezahlt das nicht aus der Arbeit direct hervorgeht; was der Unternehmer verliert, fliesst nicht der Gesammtheit zu. Wird aber der Ertrag der Arbeit unter die Arbeitenden selbst vertheilt und von ihnen verzehrt, so steigert die Ziffer dieser Löhne die Ziffer des Reinertrags, und das Einkommen des Eigenthümers darf, dem allgemeinen Vortheil gegenüber, nur als Theil des Gesammtertrags erscheinen. Ich wollte, fünfzig Ackerbauer vermöchten was jetzt hundert vermögen. Wird jedoch aus einem gegebenen Stück Landes Nahrung für hundert Arbeiter gewonnen, so darf die ökonomische Wissenschaft nicht wünschen, dass nur fünfzig davon Nutzen ziehen, oder dass die Qualität sich verschlechtere um das Einkommen des Eigenthümers zu erhöhen."

Das Facit seiner Betrachtungen über die agricolen Verhältnisse sprach er in folgenden Worten aus: „Was bietet der Boden in Toscana unsern Blicken dar? Zu viele und oft unvortheilhaft angelegte Capitalien, für den arbeitenden Landmann aber sicherern und billigern Lohn als anderwärts. Im Allgemeinen ist geringer Reichthum vorhanden aber die Vertheilung ist eine richtige." Diese Verhältnisse acceptirte er bereitwillig, und wenn er Verbesserungen nicht nur nicht abwies sondern herbeiwünschte, wollte er die Basis nicht verändert wissen. Er war aber weit ent-

fernt, dieser Basis allgemeine Gültigkeit zu vindiciren. „Wo es keine Meierhöfe giebt, wäre es unklug dieselben aus blosser Nachahmungssucht künstlich und mit Einem Schlage zu schaffen. Unsere Meierhöfe sind ein wohlthätiges Vermächtniss von Jahrhunderten. Sie sind ein allmäliges Erzeugniss dauernder Vorsorge, ins Einzelne und Kleinste gehenden Fleisses, und der Pfennigsersparnisse, welche treue Liebe fast ohne es zu gewahren anhäufte und verwandte. Einen neuen Meierhof (ohne Berücksichtigung der Localität) so von Grund aus anlegen zu wollen wie man eine Fabrik einrichtet, ist eine Speculation die mir nicht einträglich erscheint. Gelingt es unsere Maremma dem Anbau wiederzugewinnen, wie ich hoffe wann immer es sei, so sollten wir uns hüten, dort ein Cultursystem einzuführen welches nicht für diese Region passt. Für unser Hügelland aber, d. h. für den besten Theil Toscana's, halte ich die Mezzeria für das beste, billigste und im Allgemeinen einträglichste System, ja für die einzige unserer Landwirthschaft sich anpassende Einrichtung, will man der Blüte unserer schönen Felder und den Sitten unseres Volkes nicht schaden."

Zwei Jahre später, nämlich 1836, entwarf er eine vollständige Schilderung des Zustandes und der Bedingungen der Mezzeria für den bekannten Dr. Bowring, als dieser auf amtliche Veranlassung statistische Nachrichten über Italien sammelte. Aus demselben Jahre ist der letzte seiner in der Akademie der Georgofili gehaltenen Vorträge „über die wirkliche und die scheinbare Vernichtung der Capitalien". Er betrachtet den Reichthum als sociales Element und handelt von den nachtheiligen Wirkungen, die entweder aus den jeder menschlichen Institution inhärirenden Unvollkommenheiten oder von Gesetzen und Sitten herrühren, von falschen Principien unter deren Einfluss der Reichthum die Staaten untergräbt indem er sich selber zugrunde richtet. Wenn die Accumulirung des Reichthums in den Händen Einzelner nothwendig die Ver-

schleuderung der Capitalien nach sich zieht, so hängt dies vielmehr von der unsocialen Stellung der Reichen als von dem Reichthum selbst ab. Der reiche Bürger verwendet in Gemeinschaft seinen Ueberfluss auf Dinge die nicht vergehn, der alleinstehende Reiche zerstört ihn. Die Betrachtung, zu gedrängt um in das von ihr berührte Einzelne der wichtigen moralischen und ökonomischen Fragen einzugehn, lehnt sich an die historischen Momente an, welche die Jahrhunderte Italiens und Toscana's darbieten.

In den Jahren 1827 bis 1831 entstanden die drei sprachwissenschaftlichen Vorträge, welche in der Akademie der Crusca gehalten, nachmals unter der Ueberschrift: „Ist die Annahme einer vom toscanischen Dialect verschiedenen italienischen Schriftsprache, einer ‚Lingua illustre' begründet?" zusammengestellt wurden. Schon die Ueberschrift weist auf Capponi's Ansicht von der Frage hin, welche bereits im Jahrhundert Dante's aufgekommen, in seiner Zeit namentlich durch Vincenzo Monti und dessen Schwiegersohn Giulio Perticari, Beide Romagnolen, aufs lebendigste angeregt ward und wie schon bemerkt zu nichtendenden Controversen Anlass gab. Er sucht die Ausbildung des toscanischen Dialects zur alleinigen Schriftsprache durch die classischen Schriftsteller, entgegen der Annahme einer von ihnen ausgegangenen Creirung der Schriftsprache, auch aus den Analogien der griechischen Sprache nachzuweisen. Dieser Ansicht ist er bis ans Ende treu geblieben. In späten Jahren hat er in einem der schönsten Kapitel seines Geschichtswerkes das Verhältniss des toscanischen Dialects zur lateinischen Sprache, welche die allgemeine Sprache Italiens geworden war und als officielle und kirchliche Sprache fortlebte, und die Art wie dieser Dialect im 13. Jahrhundert aus sich heraus wie durch fremde Einflüsse zur Sprache der Poesie ausgebildet ward, ausführlich erläutert. Die Verschiedenheit der Dialecte, in welche die alte allgemeine Sprache sich auflöste, erklärt sich nach seiner Ausführung weit weniger durch

die Verschiedenheit der fremden Völker welche Italien beim Verfall der Römerherrschaft überfluteten, als durch jene der Stämme die vor der Ausbreitung dieser Herrschaft über die ganze Halbinsel in den einzelnen Landestheilen sassen. Die alten Bewohner Mittelitaliens welche Rom gründeten, oder sich in Rom verschmolzen und die lateinische Sprache aus ihren untereinander verwandten Mundarten bildeten, brachten naturgemäss auch in die aus der lateinischen hervorgehende italienische Sprache mehr homogene Bestandtheile und von der lateinischen minder abweichende Accente, als die ursprünglichen Kelten oder Iberer, die einst andere Idiome geredet hatten. Bei diesen musste die Römersprache vonvornherein in Form und Aussprache mehr oder minder verderbt werden, wie es sich in den von den Galliern bewohnten Strichen durch die stummen Vocale und die Nasallaute kundgiebt.

Der conservative Geist der etruskischen Bevölkerung, die auf das römische Leben so bestimmenden Einfluss übte, und ihre demgemäss mehr für den ruhigen Verkehr eines in der Cultur fortgeschrittenen Volkes als für grosse aber gewaltsame Schöpfungen geeignete politische Constitution, kommen hier gleichfalls in Betracht. Nicht minder der Umstand dass Toscana (der Name ist hier in weitester Bedeutung genommen) Jahrhunderte hindurch, ja im Grunde jederzeit, weniger als die nördlich vom Apennin gelegene Hälfte Italiens die grosse Heerstrasse und das Schlachtfeld war, dass die Vermischung mit fremdem Blut in geringerm Masse erfolgte (was doch für die longobardische Epoche kaum zuzugestehn sein dürfte), dass das Volk und seine Cultur somit mehr lateinisch blieben. In Toscana hat das bürgerliche Element stets das feudale überwogen, und mit demselben haben Sprache und Literatur ihre specifisch italienische, an die lateinische sich anschliessende Eigenthümlichkeit zugleich mit der religiösen Signatur an den Tag gelegt. Die ersten Accente der italienischen Volkssprache vernahm man im Sonnengesang des Heiligen

von Assisi, das erste grosse Werk war die Göttliche Comödie. Die philosophische Speculation, wie sie, an die Gesammtheit sich wendend, bei Dante, die Anschauung von weltlichen Dingen, wie sie in den ältesten Chroniken in der Volkssprache erscheint, waren dem Geiste und der Form nach damit verwandt. Die der lateinischen Sprache unter allen italienischen Dialecten am meisten sich anschliessende toscanische Mundart überwog die sicilianische welche sich mehr unter provenzalischen Einflüssen gebildet hatte. Dante hat sein Jugendwerk vom Neuen Leben in ihr geschrieben. Wenn er in einem lateinisch verfassten unvollendeten Buche den florentinischen Dialect ebensowie alle übrigen Dialecte schmäht, so ist es doch derselbe Dialect in welchem er seine beiden grossen Werke des reifen Alters, die Comödie und das Gastmal verfasste, indem er Ausdrücke und Wendungen plebejischer Natur und nur für das gewöhnliche Leben passend, ausschied, die für höhere Zwecke ihm geeignet scheinenden, wie er selber sagt, sorgfältig abwog, und den Sprachschatz für die Poesie durch Sichten vielmehr verringerte als erweiterte; eine Operation die im Grunde mehr mit dem Stil als mit der Sprache als solcher zu thun hat. Das „Volgare illustre" Dante's, und der beiden grossen auf ihn folgenden Sprach-Autoritäten, Petrarca's und Boccaccio's, ist darum die specifisch florentinische Mundart, für die Schrift von ihren Schlacken gesäubert, wie Machiavell gegen Dante mit dessen eignen Aussprüchen dargethan hat.

Wenn die innern Zustände und die Natur des Volkes in diesem Theile Mittelitaliens die Bildung der Sprache förderten, so standen die particulären nicht minder als die allgemeinen politischen Verhältnisse der Anerkennung und Ausbreitung derselben doch auch wieder im Wege. Die unabhängigen Communen Toscana's haderten mit einander unablässig, auch in Bezug auf die Sprache, und es hat für letztere viel zu lange gewährt, bevor Florenz die Uebermacht errang. Florenz aber besass weder einen Hof noch

einen Senat noch ein Forum; seine Rathsversammlungen deliberirten bei geschlossenen Thüren, seine Parlamente vernahmen nur Lärm, Geschrei und Waffengeklirr, die von aussen berufenen Rechtsgelehrten bedienten sich des Lateinischen, der meist gibellinische Adel verklagte im übrigen Italien das Volk als plebejisch. So fehlte es an den einem grossen Centrum zu Gebote stehenden Mitteln, der Sprache die Herrschaft zu verschaffen, und Dante bestritt im Exil den Florentinern das Recht, die Schriftsprache deren er sich bediente, die ihrige zu nennen. Hätte Italien einen Mittelpunkt gehabt von welchem aus die allgemeinen Angelegenheiten geregelt worden wären, so würde es hier wie in andern Ländern gegangen sein, wo die im Volksgebrauch gebliebenen Dialecte der einzelnen Theile zeigen, dass die Umgangssprache der höhern Stände und Schriftsprache nicht bei ihnen ursprünglich einheimisch ist, ohne dass jene Streitfragen inbetreff dieser Sprache vorkommen, die ein unseliges Erbtheil Italiens sind. Man würde sich dann nicht eingeredet haben, dass das Volgare illustre, wie es die Herrschaft über die Dialecte erlangt hat, ein Product der Schriftsteller ist die gleich den Hierophanten antiker Mysterien eine geheime Wissenschaft in sich verschliessen, sondern Italien würde eine lebendige, Allen, Hohen wie Niedrigen geläufige, von Tribüne und Forum und Kanzel gleichmässig erklingende Sprache erhalten haben, wie sie dem Geiste des grossen Gibellinen vorschwebte.

Gino Capponi wusste dass er mit dieser Ansicht auf vielseitigen Widerspruch stiess. Perticari war seit 1822 todt, und Monti, noch lebend, war vom literarischen Schauplatz abgetreten, aber von der Lombardei aus wurde der Kampf lebendig erhalten. Ugo Foscolo hatte in seinem letzten und interessantesten wenngleich peinlichen Briefe an Capponi, vom 26. September 1826, unter Bezugnahme auf die Einleitung zu dem von ihm herausgegebenen aber ihm nicht sympathischen Decameron gesagt: „Die Wurzel

der Zwiste inbetreff der Sprache und aller aus diesem Anlass entspringenden Uebel ist der Umstand, dass die italienische Sprache nie gesprochen worden ist. Sie ist eine Schriftsprache und nichts mehr, und deshalb eine literarische, keine volksthümliche Sprache. Kommt einst der Tag, an welchem die Zustände Italiens sie zugleich zu einer geschriebenen und gesprochenen, Gelehrten- und Volkssprache machen, so werden Hader und Pedanten zum T—l fahren und Leib und Seele in den Lethe tauchen, die Literaten werden nicht mehr den Mandarinen gleichen, die Dialecte nicht mehr in den Hauptstädten der Provinzen herrschen, das Volk wird verstehn was man schreibt und über Sprache und Stil sich ein Urtheil bilden können." Es liegt auf der Hand, dass der Florentiner den Grund, auf welchem solche Anschauung beruht, nicht gelten lassen konnte, und er hatte die Besten für sich die seit Jahrhunderten diese Frage berührten, Machiavell, Varchi, Anton Maria Salvini. Einige Jahre vor Gino Capponi hatte Niccolini, der Einzige der sich damals mit Zannoni den Gegnern gewachsen zeigte, in einem in der Akademie der Crusca gehaltenen Vortrage („Welchen Antheil kann das Volk an der Bildung einer Sprache haben?" 1818) denselben Gegenstand in gleichem Sinne meisterhaft behandelt und die Grenzen der Action der Schriftsteller auf die Sprache nachgewiesen. Monti hatte damals mit der Herausgabe seiner langen, theilweise von Perticari herrührenden Streitschrift gegen die toscanischen Sprachgelehrten älterer und neuerer Zeit begonnen, und der Streit, der nicht ohne politischen Beigeschmack war, während wie immer die provincialen Rivalitäten sich darin abspiegelten, schien auch nach Monti's Tode (1828) noch kein Ende nehmen zu wollen. Gino Capponi hat es jedoch abgelehnt sich daran zu betheiligen. Die Art wie er es that, war eine ziemlich auffallende.

Im Frühling 1828 hatte er die zweite der betreffenden Reden in der Akademie gehalten und in der Antologia ver-

öffentlicht, indem er eine Anmerkung hinzufügte, welche seine Absicht aussprach, die Streitfrage den Lombarden gegenüber nicht wieder zu berühren. Die Beweggründe waren überwiegend persönlicher und politischer Natur. Dem alternden Monti, von welchem Capponi bemerkte er sei im Leben immer ein grosses Kind gewesen, hatte sich ein Mann angehängt oder aufgedrungen, der als Criminalrichter in den politischen Processen von 1821 und den nächstfolgenden Jahren eine schwere Last des Hasses auf sich geladen hat. Man erinnert sich vielleicht dass Heinrich Stieglitz während seines venetianischen Aufenthalts einen literarischen Rehabilitationsversuch für Paride Zajotti unternahm, der, mit Capponi's Worten „in der Jugend Improvisator, Rhetor im reifen Alter, von vielem Geist und umfassenden Studien, vielleicht mehr verkehrt als bösartig, im Leben wie im Tode etwas Dunkles und Schielendes an sich trug". In einem in der Biblioteca italiana gedruckten Artikel zum Lobe des nicht lange zuvor verstorbenen Monti, worin die Crusca und ihr vornehmster Repräsentant Zannoni mit spöttischer Feindseligkeit angegriffen wurden, hatte Zajotti von den Akademikern den einzigen Capponi lobend ausgenommen und die alte Streitfrage mit ihm wiederaufzunehmen gewünscht, was diesen bewog so Lob wie Herausforderung scharf zurückzuweisen. Er täuschte sich übrigens wenn er glaubte, der Hader werde ruhen. Lange Jahre nachher hat derselbe wenngleich in veränderter Form und mit modificirten Zielen wieder begonnen.

6.

Historische Forschungen bis zum Jahre 1837.

Die erwähnten Aufsätze, Früchte ernster Studien, sind doch nur ein verschwindender Bruchtheil der Arbeiten welche Gino Capponi in den besten Jahren seines Mannesalters beschäftigten; als es ihm gelang, sich aus der gedrückten Stimmung herauszureissen, zu welcher die Ereignisse der beginnenden zwanziger Jahre den vornehmsten Anlass geboten hatten, und die unter dem Einfluss seiner persönlichen Verhältnisse, des tief empfundenen Mangels eines würdigen Berufes sich zu völliger Entmuthigung, zum Zweifel an dem eignen geistigen Vermögen zu steigern drohte. Eine Stimmung, die nie ganz von ihm gewichen ist, aber ihren acuten Charakter verlor, wozu namentlich der Umgang mit Colletta und Frullani beigetragen hat, die ihn zu literarischer Thätigkeit anspornten, wovon der Erstere ihm ein schönes Beispiel gab. Nachdem er sich selber einmal eine Art Gewalt angethan und eine grosse Aufgabe gewählt hatte, machte er's wie in seinen Jugendjahren. Er gönnte sich nicht Rast noch Ruhe, schloss sich in der Bibliothek ein, die er seit der Rückkehr aus England mit grossen Kosten in einer Gallerie seines Palastes angelegt hatte und fortwährend durch Handschriften

und Druckwerke bereicherte, blieb in Varramista wol achtzehn Stunden des Tages bei der Arbeit. Ueber den Früchten dieser Arbeiten, die in eine Zeit fielen in welcher er auf solchem Felde in Italien beinahe allein stand, hat ein zweifacher Unstern geschwebt. Die beiden von ihm unternommenen grössern Werke sind unvollendet geblieben, ja es liegen uns nicht einmal abgeschlossene Theile vor. Das traurige Geschick das ihn betraf, trägt die Hauptschuld; der Irrthum lag jedoch auch darin, dass er zwei von einander so verschiedene Aufgaben, von denen die eine den ganzen Menschen in Anspruch nahm, wenn nicht eigentlich gleichzeitig doch wechselweise ausführen zu können glaubte. Diese Aufgaben waren die Geschichte des Papstthums in seinen bürgerlich-politischen Institutionen (Storia civile dei papi) und die Geschichte der Regierung Grossherzog Leopolds I.

Schon in jüngern Jahren hatte Gino Capponi sich auf das erstere Werk eifrigst vorbereitet. Es war nicht blos das historische Interesse welches ihn an diesen grossartigen Stoff fesselte; es war das Bewusstsein, dass die dabei in Betracht kommenden Fragen, mit denen man sich zu jener Zeit in Italien selbstthätig kaum irgendwie beschäftigte, einst wieder in den Vordergrund treten würden, und dass es für die Nation von höchster Bedeutung sei, bei deren Behandlung, nachdem sie Tagesfragen geworden sein würden, sich auf festen Boden zu stellen. Er hat diesen Zweck nicht erreicht. Selbst die Einleitung welche die Geschichte des Christenthums in den beiden ersten Jahrhunderten übersichtlich darstellen sollte, ist nicht vollendet, und das Fragment erst dann, nach des Verfassers Tode, bekannt gemacht worden, als die literarischen Hülfsmittel unendlich reicher waren, die kritische Forschung Resultate erzielt hatte, denen, mochte man sie acceptiren oder nicht, Rechnung zu tragen war. Immerhin bleibt jedoch dies Fragment ein rühmliches Zeugniss des Umfangs und der Gründlichkeit der Kenntnisse, welche der floren-

tinische Patricier auf einem unter seinen Landsleuten so gut wie brachliegenden Felde mitbrachte. Denn er hat nicht aus zweiter Hand geschöpft. Er war in der einschlägigen Literatur, mochten die Kirchenväter, griechische und lateinische, oder die ganze kirchliche wie Profan-Geschichte in Betracht kommen, ungewöhnlich bewandert und sein ausserordentliches Gedächtniss half ihm in dieser Beziehung noch in späten Jahren über viele aus seinem körperlichen Zustande entspringende Schwierigkeiten hinweg. Die Einleitung, so weit sie uns vorliegt, handelt, nach einem raschen Ueberblick über die äussern Geschicke des Christenthums in Rom in den beiden ersten Jahrhunderten, von den Juden in der Hauptstadt des Reiches, von der griechischen Philosophie in derselben und den ersten christlichen Autoren, von den orientalischen Doctrinen, der Gnosis und den Häresien, von dem Christenthum des Occidents, wobei nach der Betrachtung der Wege der Verbreitung und der moralischen und politischen Anschauungen der ältesten Christen die Darstellung abbricht. Dem Plane gemäss, sollte sie mit den Kapiteln über die kirchliche Einheit, die römische Suprematie und die Geschichte der römischen Kirche bis zum Paschastreit zwischen Victor I. und den Orientalen schliessen, worin der Verfasser den Anfang gedachter Suprematie sieht, die er lediglich in ihrer historischen Entwicklung, nicht unter dogmatischem Gesichtspunkte zu behandeln beabsichtigte.

Im J. 1829 begab Gino Capponi sich an die Bearbeitung der Geschichte Grossherzog Leopolds, zu welcher er ansehnliches Material, grossentheils Documente des Staatsarchivs gesammelt hatte, und beschäftigte sich mit derselben, wenngleich keineswegs regelmässig bis 1834, wo er sie, er glaubte auf nicht lange, ruhen liess. Nur die Einleitung, und vielleicht auch diese nicht wie sie ihm im Sinne schwebte, ist vollendet. In grossen Zügen enthält sie ein meisterhaftes Gemälde der Fürsten und Staaten des 18. Jahrhunderts, welches darthun soll wie seit dem 16.

die monarchischen Tendenzen mittelst der allmäligen Vernichtung der particulären Freiheiten den Boden für die künftige gemeinsame Freiheit schufen, nach welcher die mit ungleichem Schritt vorwärtsdrängende Civilisation der Nationen strebte, und wie die fürstlichen Reformen nicht die unausbleibliche Umwälzung herbeiriefen, wohl aber der kommenden auf halbem Wege entgegengingen, in der Hoffnung ihr die mindest bedenkliche Richtung geben zu können. „Wo die Fürsten sich an die Spitze der Reformen stellten, legten sie der Umwälzung im Innern Zügel an, indem sie verhinderten dass die Blicke sich nach aussen wandten, Besseres als das Heimische zu suchen. Wenn dann die Uebermacht der auswärtigen Revolution sie überflutete, war ihre Sache doch die gerechtere, ihre Lage die bessere, weil die Zustände in ihren Staaten die vom Auslande gebotenen oder aufgedrungenen Neuerungen verdächtig erscheinen liessen, der von ihnen geförderte materielle Wohlstand den abstracten Ideen neuer Färbung denjenigen Widerstand leistete, der in dem Streit zwischen Interessen und Ideen begründet ist."

Es ist sehr zu bedauern dass dies vaterländische Geschichtswerk unausgeführt geblieben ist. Das Sujet, die Darstellung der unermüdlichen Mühewaltung eines Vierteljahrhunderts in ihrer Anwendung auf die Um- und Ausbildung eines Staatskörpers, welcher aus ursprünglich homogenen aber durch politische Krisen auseinandergerissenen Bestandtheilen zusammengesetzt, durch Genie und Gewalt seine endliche Gestaltung erlangt hatte, war für den analytischen und dabei doch wieder eminent synthetischen Geist Capponi's wie gemacht. In Bezug auf den Gegenstand bemerkt er richtig, man dürfe dessen Bedeutung nicht nach der Kleinheit des Staates messen, der den Schauplatz bilde, ebensowenig wie es recht sei, Leopolds Reformen nach deren Wirkungen abzuwägen. Die so bald darauf gefolgte Revolution habe den Gesichtskreis so erweitert wie verändert, und ein Fortschritt, den die Mitlebenden zu

rasch erachten mochten, sei der spätern Generation langsam und unvollkommen erschienen. Von der Geschichtsdarstellung selbst ist nur Weniges theilweise zum Abschluss gekommen. Das bedeutendste darunter ist ein grösseres Fragment über Leopolds kirchliche Politik. Es handelt von dem Verhältniss des Herrschers zur Curie und zum Clerus seines Staates, von dem die Handhabung der Polizei ja die gesammte Verwaltung behindernden Asylwesen, von der masslosen und gemeinschädlichen Vermehrung des Kirchenguts und den dagegen gerichteten Vorkehrungen, von der nicht minder nothwendigen Reform des Klosterwesens. Folglich sind es solche Theile der Leopoldinischen kirchlichen Gesetzgebung, welche, wenngleich im Einzelnen von Gewaltsamkeit nicht frei und nicht ohne unüberlegte Massregeln, im Allgemeinen grössere Berechtigung gehabt haben, da die bestehenden Misbräuche entschiedene Abhülfe forderten. Auch mit dem nicht zur Reife gelangten Verfassungsentwurf Leopolds hat Capponi sich beschäftigt, selbst dann noch als er die Arbeit an dem Geschichtswerke längst aufgegeben hatte. Es geschah als er in der politischen Lage Italiens, und in der von mehren Seiten mit immer wachsender Lebendigkeit geäusserten Erwartung der Verleihung constitutioneller Regierungsformen, einen Anlass zur Erinnerung an die vor beinahe zwei Menschenaltern beabsichtigten Institutionen eines italienischen Fürsten fand, der manches verfehlte und manches übereilte, seiner Zeit und seinem Lande jedoch im Erkennen und entschlossenen Angreifen vieler wirklich noththuenden Dinge vorausging.

Im J. 1834 blieb diese Arbeit liegen um für eine andere Zeit zu gewinnen, die von grossem Nutzen und in gewissem Sinne tonangebend geworden ist, aber doch dem Bedauern Raum lässt dass jene nicht ausgeführt worden ist. Allerdings haben erst die jüngsten Jahre, mittelst der reichlichen Publicationen aus der im wiener Hausarchiv aufbewahrten vertraulichen Correspondenz Leopolds mit

seiner Mutter und seinem kaiserlichen Bruder, die Züge des Porträts dieses bedeutenden Mannes in ihrer Naturwahrheit dargestellt und dabei manche Arcana der Geschichte seiner Regierung, namentlich in Bezug auf die Stellung Toscana's zu Oestreich ans Licht gebracht. Dennoch lag diese Geschichte in ihren Hauptzügen vor dem Auge des Historikers schon offen und klar da, und kein anderer war gleich Capponi befähigt, dieselbe mit wahrhaft historischem Sinne, frei von Vorliebe und Abneigung wie von kleinlichen Vorurtheilen aufzufassen und von staatsmännischem Gesichtspunkte aus zu behandeln, was bis jetzt nicht geschehen ist. Dafür bietet das was er in den Jahren 1834—1836 unternahm, keinen Ersatz. Der Bibliothekar des grossherzoglichen Bücherschatzes (der Palatina), der durch seine bibliographischen Arbeiten und sorgfältigen Classikerausgaben bekannte Giuseppe Molini, hatte in den Jahren 1831 und 1832 einen mehrmonatlichen Aufenthalt in Paris gemacht und daselbst nach Schriftstücken Benvenuto Cellini's und Niccolò Machiavelli's geforscht. Es gelang ihm nicht das Gewünschte zu finden, aber er stiess bei dieser Gelegenheit auf zahlreiche Urkunden und Briefe, die sich auf die italienische Geschichte, namentlich des 15. und mehr noch des 16. Jahrhunderts bezogen und seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Die Sammlung in welcher sie sich befanden, war von Vielen zu historischen Zwecken ausgebeutet worden — es war diejenige welche Philipp Graf von Bethune anlegte, und die dessen Sohn bei seinem 1665 erfolgten Tode König Ludwig XIV. vermachte. Sie umfasst 950 Bände und bildet einen ansehnlichen Theil der handschriftlichen Schätze der heutigen Nationalbibliothek. Aus den ersten 200 Bänden die bis zu Franz' I. Tode reichen, copirte Molini alle Schriftstücke in italienischer und manche in französischer Sprache, die ihm für die Geschichte seines Vaterlandes Interesse zu haben schienen, wobei er freilich die meisten auf italienische Angelegenheiten bezüglichen französischen Stücke beiseite

liess, deren Entzifferung ihm zu grosse Mühe machte. Das Bedauern über diese Beschränkung wird dadurch gemindert, dass französische Gelehrte ihre Aufmerksamkeit den Papieren gewidmet haben, welche der Florentiner unberücksichtigt liess.

Was dieser mit nach Hause brachte, war nun doch der Beachtung in hohem Grade würdig. Es war wie ein frischer Lebenshauch der in das historische Studium drang. Noch waren die italienischen Archive entweder ganz verschlossen oder nur schwer und partiell zugänglich, und man hatte eben erst begonnen sich von der willkürlich eklektischen und oratorischen Behandlungsweise der neuern italienischen Geschichte zu entfernen, von welcher Botta's im J. 1832 erschienene bändereiche Fortsetzung des Guicciardini ein nicht glückliches Beispiel darbot. Man sah sich nach unmittelbaren, nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Zeugnissen von Zeitgenossen um. Gerade solche brachten diese Papiere in nicht geringem Masse. Für das 15. Jahrhundert fast null, für die Zeit von Carls VIII. italienischer Heerfahrt bis zu Ludwigs XII. Tode fragmentarisch, enthielten sie für die Regierung Franz' I., somit für die Epoche in welcher die Geschicke Italiens sich für Jahrhunderte entschieden und seine nationale Politik zu Grabe getragen wurde, reiche Materialien. Namentlich ist dies der Fall für die Jahre 1520 bis 1531, in deren Verlauf die Würfel fielen. Gino Capponi war der rechte Mann die Stücke zu sichten, zu ordnen und zu erläutern. Wie kaum Irgendeiner, war er in der Geschichte dieser Zeit zu Hause. Und wie kein Anderer erkannte er, was den damaligen historischen Studien in Italien fehlte, und worin Teutschland seinem Vaterlande überlegen war, welches auch dann noch in den meisten Fällen in den Banden herkömmlicher Darstellungsweise lag, als Sprache wie Auffassung längst von den grossen Mustern des 16. Jahrhunderts sich entfernt hatten.

„Nachdem bei uns", so schrieb er mir im December

1835 nach Berlin wo ich damals über ein Jahr verweilte, „an die urkundlichen Publicationen einmal Hand gelegt worden ist, hoffe ich dass die Sache glücklichen Fortgang haben wird. Sie, die Sie für unsere Dinge ein Herz haben, könnten uns beistehn, und ein Verbindungsglied zwischen uns und Teutschland werden, wo man auf diesem Felde so fleissig und so gut arbeitet. Was ich von teutschen Leistungen gesehen, scheint mir die des übrigen Europa zu übertreffen. Auch unserer Geschichte, die wir ein wenig unter dem Druck der Umstände, vielleicht aber auch ein wenig aus verzweifelter Nachlässigkeit liegen gelassen haben, hat Ihre Nation grösste Dienste erwiesen und erweist sie noch. Erinnern Sie sich deshalb daran dass ich immer begierig bin kennen zu lernen, was bei Ihnen gearbeitet wird, zu Nutz und Frommen des Wenigen was hier geschieht und was ich selber beabsichtige." Und im folgenden Februar: „Die Bücher, deren Sendung Sie mir ankündigen, sind eben was ich wünsche oder vielmehr brauche. Die Raumer'schen Geschichtsbeiträge scheinen aber gemäss Ihren Bemerkungen für meine Zwecke nichts zu enthalten. Der zweite Theil von Ranke's Päpsten wird uns nützliche Dinge bringen. Ich wünschte er druckte die venetianischen Relationen im Original. Ich selbst könnte an eine Sammlung derselben denken, wenigstens insoferne der Inhalt noch für uns Werth hat, wenn die nun beginnende Publication historischer Documente ihren Fortgang hat wie ich hoffe. Aber es wäre nöthig sich darüber zu verständigen."

„Ich habe", so schrieb er mir am 2. Mai 1836, „den von Dr. Papencordt überbrachten Brief erhalten. (Felix Papencordt, welcher in jungen Jahren sich in Berlin aufs vortheilhafteste bekannt gemacht und den von der pariser Akademie der Inschriften für die Geschichte der Vandalenherrschaft in Africa ausgesetzten Preis gewonnen hatte, begab sich damals nach Rom zur Fortsetzung der historischen Studien, deren volle Reife leider durch seinen

frühzeitigen Tod verhindert ward.) Die Bekanntschaft dieses jungen Mannes, welcher tüchtige Kenntnisse besitzt und wie mich dünkt wichtige Arbeiten beabsichtigt, ist für mich von besonderm Werth gewesen und wir haben uns viel über Teutschland und über die Geschichtswerke unterhalten, welche mich vorzugsweise interessiren können. . . . Der erste Band der Molini'schen Documente wird im Laufe dieses Monats erscheinen, und ich werde das erste Exemplar über welches ich verfügen kann, dem preussischen Geschäftsträger für Sie zustellen. Auch Professor Ranke wird ein Exemplar erhalten. Molini denkt mit dem zweiten Bande alsbald zu beginnen. Ich wollte Sie wären hier, um an den Anmerkungen theilzunehmen. Ich bin in diesem Momente sehr beschäftigt, oder richtiger in andern Geschichtsstudien vergraben. Aber ich werde meine Zusage erfüllen so gut ich vermag. Kehren Sie zu uns zurück, so wollen wir sehn ob wir vereint irgendeine andere Veröffentlichung versuchen können. Währenddessen bereitet der unermüdliche Tommaséo wenn ich nicht irre drei Bände italienischer Urkunden zur französischen Geschichte, wozu Guizot ihm den Auftrag ertheilt hat und deren Herausgabe nahe bevorsteht. Die venetianischen Relationen werden jedoch, was ich für uns bedaure, in französischer Uebertragung gegeben werden."

Drei Monate später berührte er in einem seiner Briefe andere historische Studien. Heinrich Leo hatte damals gegen mich die Absicht geäussert, sich mit Untersuchungen über die spätere Geschichte des gibellinischen Feudaladels in den zwischen Toscana und Romagna liegenden Apenninenstrichen, namentlich mit dem grossen Geschlecht der Ubaldini zu beschäftigen. Von diesen giebt es allerdings eine von einem angeblichen Nachkommen verfasste, im J. 1588 in Florenz erschienene Geschichte, sie würden aber heute, so vom historischen wie vom staatsrechtlichen Standpunkte aus, ein weites Feld der Untersuchung darbieten. „Die gedruckte Geschichte der Ubaldini", schrieb

Capponi am 15. August, „ist reich an authentischen interessanten Nachrichten. Es wird mich freuen, wenn Professor Leo sich mit Cardinal Ottaviano (dem energischen Legaten der letzten hohenstaufischen Epoche) zu beschäftigen haben wird, der zu den merkwürdigsten Persönlichkeiten seiner Zeit gehört. Zahlreiche Notizen finden sich zerstreut in den Chroniken und Historien der Zeit, die Ihr Landsmann besser kennt als wir. Troya's Buch über den Veltro ist auch zu Rathe zu halten. Was schriftliche Zeugnisse betrifft, so wissen Sie dass damals nicht die Signoren schrieben, wohl aber die Boutiquiers. Die Aristokratie war unterdrückt und beiseite geschoben; sie fand sich gewissermassen belagert auf ihren Burgen; nichts verlieh ihr Glanz noch bot Anlass dar, von ihrer Lebensweise für die Nachwelt Kunde zu geben. Die Aufgabe ist Herrn Leo's würdig denn sie ist eine schwere. Wie gesagt, die Chroniken bieten viel, aber bisweilen muss man errathen. Vielleicht wissen die Teutschen mehr davon als die Italiener, denn diese Herren Castellane hatten mehr Beziehungen zu Teutschland als sie auf den Plätzen unserer Städte zu schaffen hatten. Ich wüsste wol eine gute Quelle für sichere Daten, aber die Verfügung über dieselbe steht mir nicht zu. Professor Capei ist mit den Ubaldini verwandt. Ich habe mit ihm gesprochen — er wäre nicht abgeneigt, in ihrem Archiv Nachforschungen anzustellen, aber zu solchem Zweck müsste man nach Urbino gehn wo die letzten Nachkommen der Familie leben, und eine Zeitlang daselbst verweilen. Ist dies Capei möglich? Schreiben Sie ihm — für Sie wird er thun was ich nicht von ihm zu erbitten wage."

Der Plan kam nicht zur Ausführung, wie Leo selbst in dem Vorwort zu dem in dem Sammelwerk „Italia" für 1838 enthaltenen Aufsatz zur Geschichte der Verfassung in dem longobardischen Herzogthum Benevent bemerkt hat. Man erkennt aus dem Mitgetheilten, wie ernst Capponi seine Studien nahm und wie wenig er geneigt war, in den

ausgefahrenen Geleisen der italienischen Historiographie zu bleiben. Die Molini'schen Papiere kamen ihm dabei ganz besonders zu statten. Rosini's Ausgabe des Guicciardini, welche in den Jahren 1819 und 1820 zu Pisa erschien, hatte durch den Versuch, mittelst Emendationen, Interpunctionen, Satztheilungen einen von den Neueren mehr citirten als gelesenen Autor dem grössern Publicum wieder näher zu bringen, mancher Willkürlichkeiten ungeachtet für die historische Wissenschaft Gutes gewirkt. Capponi, der sich wie kaum ein Anderer eindringlich mit dem grossen florentinischen Historiker beschäftigt hatte, dessen politische Sünden in seiner Auffassung den Scharfsinn und die Welt- und Geschäftskenntniss des Staatsmanns nicht verdunkelten, erkannte alsbald welche Bereicherung aus gedachten Schriftstücken, weniger in Bezug auf Thatsachen als auf Motive, der Darstellung der Ereignisse im Wendepunkt italienischer Geschichten erwuchs. So hat er sich bemüht, das Neugewonnene überall mit dem schon Bekannten zusammenzuhalten. Die „Documenti di storia italiana copiati da Giuseppe Molini" erschienen in zwei Bänden in den Jahren 1836 und 1837. Der Name des Verfassers der Anmerkungen ist nicht genannt, diese Anmerkungen sind dem Inhalt nach so reichhaltig, wie ihre Form musterhaft ist. Diejenigen über Andrea Doria's Anschluss an Carl V. bieten ein treffliches Geschichtsbild, wie denn überhaupt die Ereignisse der Regierung Papst Clemens' VII. und die Anlässe zu denselben nirgend mit grösserer Evidenz unter Benutzung von Zeugnissen intimer Natur klargelegt worden sind. Von einem viel spätern Anhange zu diesen Documenten wird noch die Rede sein.

Während er mit dieser Arbeit beschäftigt war, auf welche er grösste Liebe und Sorgfalt verwandte und die ihm ein Mittel bot, seine tiefeingehenden Studien über die wichtigste Epoche der Geschichte des 16. Jahrhunderts zu verwerthen, betheiligte er sich an einer Aufgabe anderer Art. Die Akademie der Crusca beabsichtigte längst eine

Revision ihrer Ausgabe der Göttlichen Comödie vom J. 1595. Eine blosse Correction der von Pietro Bembo fast ein Jahrhundert vorher besorgten Aldina, war diese Ausgabe den meisten Drucken des 17. und 18. Jahrhunderts zugrunde gelegt worden, wie ihr Vorbild denen des sechzehnten. Fruttuoso Becchi, nach Zannoni's Tode Secretär der Akademie, übernahm die hauptsächliche Arbeit und die Anmerkungen, unter Assistenz Capponi's, Niccolini's und Giuseppe Borghi's. Auch diesmal wurde nicht nach einem consequenten Plane, sondern eklektisch verfahren. Die Crusca-Ausgabe diente zur Grundlage, die seitherigen Untersuchungen über den Text wurden zurathe gehalten, zwanzig Handschriften verglichen. Diese Vergleichung geschah jedoch keineswegs regelmässig, sondern wesentlich zur Entscheidung specieller Fragen, zu denen der frühere Druck Anlass bot. Auch die kritische Autorität der Handschriften wurde nicht so genau abgewogen wie bei solcher Arbeit nöthig gewesen wäre. Diese hat eigentlich in der Hand Becchi's gelegen, der die letzte Revision besorgte und noch manches geändert hat was seine Mitarbeiter angenommen hatten. Ist nun diese Ausgabe ihres subjectiven Standpunkts wegen weit entfernt Autorität beanspruchen zu können, ja hat dieselbe nicht einmal das ihrer Vorgängerin zugestandene bedingte Ansehn erlangt, so bezeichnet sie doch einen wesentlichen Fortschritt. Sie ist das Product sorgsamer Studien tüchtiger Männer, welche Sprachwissenschaft mit Geschmack vereinigten, wie denn Capponi und Niccolini feines Ohr für die Harmonie und Schönheit des Verses gehabt haben, und nicht Gefahr liefen sich durch Excentricitäten täuschen zu lassen, von denen seit dem Ende des letzten Jahrhunderts so manche sich Bahn zu brechen versucht haben. Die neue Ausgabe, die man die der vier Akademiker zu nennen pflegt, erschien im Sommer 1837.

Solcherart waren die hervorragendsten Früchte der Studien der anderthalb Decennien seit Gino Capponi's Heim-

kehr von längeren Reisen. Sonst hat er in dieser Zeit nur kleinere Sachen geschrieben. Der Lebensabriss Pietro Colletta's, welcher der erwähnten ersten Ausgabe des Werkes im J. 1834 vorausging, ist eine treffende Charakteristik des Mannes, kurzgefasst in den Beziehungen auf die Zeitumstände, deren ausführliche Schilderung in dem Geschichtsbuche vorlag welchem die Biographie vorausging. Zu der Antologia hat er, abgesehen von jener sprachwissenschaftlichen Vorlesung, nur wenige biographische Notizen beigesteuert; sein Name und sein Rath sind für die Zeitschrift unschätzbar, seine Betheiligung ist äusserst gering gewesen. Er schrieb über den im August 1828 verstorbenen jüngern Sabatelli, Francesco, den vielversprechenden Sohn seines alten Hausfreundes Luigi, und über seinen zu Anfang 1831 abberufenen vormaligen Reisegefährten Grafen Velo, dessen letzter Wille das Denkmal Palladio's auf dem Friedhof von Vicenza zu errichten verfügte, ein Denkmal dessen lange Jahre nachher erfolgte Ausführung den kunstliebenden und kunstverständigen Mann schwerlich befriedigt haben würde. Der von Capponi in der Antologia ihm gewidmete Nachruf ist ein Zeugniss des warmen Gefühls das er dem Jugendfreunde bewahrte — „fast zu gleicher Zeit ins Leben getreten, in den schönsten Jahren unseres Daseins fast immer zusammen, zu verschiedenen Malen und auf längere Zeit Reisegefährten, einig in fortwährender Conversation, welche schwache Freundschaft gefährdet, starke kräftigt — so musste ich ihn lieben und betrauern wie einen Bruder." Die Letztwillens-Verfügungen des Grafen Velo sind ein so schönes Document patriotischen und wohlthätigen Sinnes, dass die Erinnerung an dieselben wol aufgefrischt zu werden verdient. Es war der Letzte seines Stammes, und verfügte frei über ein ansehnliches Vermögen. Seiner Vaterstadt hinterliess er, ausser den von römischen Ausgrabungen heimgebrachten antiken Marmoren, 100,000 Lire, und mehr wenn erforderlich, für das erwähnte Denkmal, 30,000 zur Erbauung eines neuen Thores, seine Biblio-

thek, seine Gemälde. Dem alten Familienbesitz, in einem nördlich von Vicenza gelegenen Alpenthale, gab er eine eigenthümliche Bestimmung. Das Castell von Velo hatte einst Kaiser Maximilian widerstanden; seine grauen Thürme lagen im Hintergrunde der neuen grossen Villenbauten. Ebenso wie seinem eignen Geschlecht, gab es verschiedenen stammverwandten Familien den Namen, welche, geringen Vermögens, dort in einem dem schottischen Clan vergleichbaren Verhältniss in der Nähe der reichen und mächtigen Grafen lebten. Unter diesen wählte er sich die Erben. Vier der jüngsten Mitglieder dieser Velo sollten sich in seinen Besitz theilen, nachdem sie tüchtige, möglichst militärische Erziehung erhalten hätten. Der Name Girolamo's von Velo, der, erst achtunddreissig alt, nach kurzer Krankheit starb, erinnert in Rom an eine der grossartigen Entdeckungen unseres Jahrhunderts. Im J. 1824 förderten die von ihm in den Antoninischen Thermen unternommenen Ausgrabungen den riesigen musivischen Fussboden mit den Gladiatoren-Darstellungen zutage, welcher damals wieder mit Erde bedeckt auf beinahe zwei Decennien nochmals den Augen entzogen ward, bis Papst Gregor XVI. ihn heben und restauriren und zum Schmuck des grossen Saales des Lateranischen Palastes verwenden liess.

Dem abberufenen Freunde hat Gino Capponi ein kleines literarisches Denkmal gesetzt — des letzten und liebsten seiner Lehrer hat er öffentlich nicht gedacht, aber bis an sein Lebensende hat er ihm treuestes Andenken bewahrt. Wie er als Jüngling sich Giovan Batista Zannoni ganz eröffnet und anvertraut, ihm, wenn er ferne von ihm auf der Villa war, von seiner Lectüre und seinen Studien Nachricht gegeben hatte, so wandte er sich an ihn auf seinen Reisen, ihn um Rath fragend oder ihm seine Beobachtungen mittheilend. „Sie können sich vorstellen", schrieb er ihm am 21. Mai 1817 von Messina, „mit welchem Interesse ich Agrigent und Syrakus gesehn habe. Letztere Stadt hat mich mit wahrer Begierde erfüllt, den Thukydides zu lesen,

und wir werden, wenn es Ihnen gefällig ist, bei meiner Heimkehr daran gehn, wenn Sie mich nicht zuvor einen kleinen Cursus durchmachen lassen müssen, da ich seit meiner Abreise von Florenz nicht eine Seite Griechisch zu Gesicht bekommen habe." Von London aus, im November 1819, schrieb er, Dante's Anrede an Brunetto Latini wiederholend: „Vergessen Sie nicht, dass Sie an mir einen wahren dankbaren unveränderlichen Freund haben, dass ich aus vollem Herzen wünsche dass Sie mein gedenken und die Erinnerung Ihnen lieb sei. ‚Im Sinne bleibt mir stets — das lieb' und gute väterliche Antlitz — von Euch wie einst Ihr stündlich, stündlich — mich lehrtet' die Dinge die ich vor allen zu behalten bestrebt sein muss." Und ein Menschenalter später, als er die Giusti'sche Sprüchwörtersammlung drucken liess, und der „Scherzi comici" Zannoni's im Vorwort erwähnte, fügte er hinzu: „für dessen Namen der Schreiber dieser Zeilen Zuneigung und Verehrung bewahrt".

Giovan Batista Zannoni, der tüchtigste Alterthumskenner Toscana's in unsern Tagen, starb nach längerm schmerzlichen Leiden 1832.

7.

Augenleiden und Reisen. Literarische Thätigkeit in Toscana. Gänzliches Erblinden.

Inmitten der mit jedem Tage gesteigerten Liebe zu den historischen Studien, begann für Gino Capponi eine Beunruhigung, welche seine Freunde bereits in hohem Masse theilten als er sich noch bemühte, die Quelle derselben in gewissem Sinne zu verheimlichen. Schon im J. 1819 hatte er an heftiger Ophthalmie gelitten. Man schrieb das Uebel der Ermüdung durch angestrengte Arbeit zu, aber es hatte wol tiefern Grund. Sein grosses dunkles Auge war voll lebendigen Ausdrucks wie es voll Glanz und Bewegung war, dennoch ist seine Sehkraft kaum jemals vollkommen gewesen. Das Leiden wich damals, während seiner Reise, geschickter Behandlung und weiser Schonung. Aber die Besserung war nicht von Dauer. Während der Beschäftigung mit den Molini'schen Documenten empfand er die rasch zunehmende Schwäche des Sehvermögens. In spätern Zeiten hat er mir gestanden, bei der Arbeit am zweiten Theil habe er, in seinem Bibliotheksaal über Manuscripte und Bücher hingebeugt, das kommende Unglück geahnt, aber vom Begonnenen nicht abzulassen beschlossen, möchte es immerhin das Uebel beschleunigen. Da der Zustand der Augenheilkunde in

Italien ihm geringes Vertrauen einflösste, und er überhaupt von einer Reise günstige Resultate erwartete, beschloss er im Frühling des folgenden Jahres 1837 sich nach Teutschland zu begeben. „Sowol meiner Gesundheit wie meiner Studien wegen", schrieb er mir am 2. Juni nach Rom, „beabsichtige ich nächstens eine Reise nach Ihrem Heimatlande zu machen. Ich denke in Carlsbad eine Cur zu versuchen deren meine kranke Leber dringend bedarf, und dann, obgleich nur flüchtig, Berlin und einige andere Städte zu besuchen, wo ich Förderung meiner historischen Arbeiten finden kann. Dabei rechne ich vor allem auf Ihre Anweisungeu. Auf dem Wege nach Carlsbad würde ich in München einige Tage verweilen, später die alten teutschen Städte und solche besuchen, wo ich die Männer finden kann, deren Conversation für mich am belehrendsten sein wird. Werde ich im August die Herren Witte und Leo in Halle, Ranke in Berlin antreffen? Ein Brief für Leo würde für mich von besonderm Werth sein; mit Ranke aber wünsche ich eine literarische Verhandlung einzuleiten. Und Sie selber, haben Sie keine Aufträge für mich? Ertheilen Sie mir dieselben — lassen Sie uns sehen ob wir zwischen Teutschland und Italien einen Austausch geschriebener Geschichte herstellen können, beiden Nationen nützlicher als die Geschichte in Action. Menschen und Bücher, von beiden möchte ich so viel profitiren als die Kürze der Zeit, etwa dritthalb Monate, gestattet. Was ich in Teutschland zu beginnen wünsche, hoffe ich nachmals zu Hause in der Unterhaltung mit Ihnen fortzusetzen."

Die Reise kam nicht zustande. Am 18. Juli schrieb er mir nach Frascati, wo ich, damals der Gesandtschaft beim heiligen Stuhl beigegeben, den durch die Verheerungen der Cholera in Rom und durch die allgemeine Verwirrung verdüsterten Sommer jenes Jahres 1837 verbrachte: „Vernehmen Sie wie es mir ergangen. Man hat mich die östreichische Grenze nicht überschreiten lassen, mir selbst nicht die blosse Passage gestattet. Dies beweist blos dass ich

ein Mann von Wichtigkeit bin: jedenfalls zeugt es von Discretion meinerseits, wenn ich mich nur mit alter Geschichte beschäftige. Ich denke aber nichts anderes zu thun und bin schon zu meinen Studien zurückgekehrt. Da Teutschland mir verschlossen war, habe ich den Provinzen Sr. Heiligkeit einen dreiwöchentlichen Besuch abgestattet, der hingereicht hat, meiner Gesundheit wiederaufzuhelfen und mir etwas Zerstreuung zu verschaffen deren ich sehr bedurfte. Hätten die Besorgnisse vor der Cholera und die Grenzcordons mich nicht gehindert, so wäre ich gern nach Rom gekommen, um mich mit Ihnen zu unterhalten."

Ueber die Wanderung durch Romagna und Marken zeichnete er eine Menge Bemerkungen auf, in denen politische Reflexionen mit Charakteristiken von Orten und Leuten abwechseln. Er hatte die Romagna seit 1814 nicht wiedergesehn, wo Alles im Festjubel war. Wie ganz anders jetzt! Das Vierteljahrhundert hatte die Unhaltbarkeit der Zustände immer mehr an den Tag gebracht, immer deutlicher gemacht, dass diese Provinz, deren Verhältniss zu Rom bis zur französischen Zeit ein ganz verschiedenes und eigenthümliches gewesen war, unter veränderten Umständen und nach Einführung der modernen Centralisation, andere Hände als die der päpstlichen Gouverneure und andere Kraft verlangte. Die Stimmung, welche sich in dem Tagebuch ausspricht, ist entschieden zu Ungunsten der Regierung und giebt allen Urtheilen ihre Färbung. „In den Romagnolen ist etwas Ursprüngliches, etwas Eigenthümliches welches Hoffnungen weckt. Darin hat die Priesterherrschaft ihr Gutes; wenn sie die Elemente der Gesellschaft auflöst, sie reconstituirt dieselbe doch nicht auf ihre Weise, denn sie gründet und schafft nichts und schlägt keine Wurzel. In diesen Gegenden kann sie nie Fuss fassen; sie sind in einer andern Schule erzogen und haben achtzehn Jahre lang den Namen Italien ausgesprochen. Das wahre, das einzige Italien unserer und der

kommenden Zeit ist auf der Nordseite der Apenninen, und ich erkenne keine innern Hindernisse gegen die Bildung eines einheitlichen Staates von Rimini bis Aosta, von Nizza zum Tagliamento. Die Einheit Italiens wird durch den Po ausgedrückt."

Nachdem er die seiner Ansicht nach die gedeihliche Ausübung der päpstlichen Regierungsgewalt hindernden Unverträglichkeiten dargelegt, fährt er fort: „Folge der Sorglosigkeit oder Schlaffheit oder Impotenz der Regieruug ist es, dass die verschiedenen Provinzen ihre markirte Physiognomie bewahren. Der Staat hat keine Einheit. Ausserhalb des grossen Centrums Rom, wo alles geschafft werden soll, giebt es keine secundären Mittelpunkte. So behielt, der langen und gemeinsamen Unterthänigkeit zum Trotz (die aber doch, was Capponi hier zu sehr ausseracht lässt, in den verschiedenen Landestheilen sehr verschiedene Grade hatte) jede Landschaft ihren besondern Charakter. Der Sienese ist, bei all seiner Abneigung gegen Florenz ungleich mehr Toscaner, als der Peruginer Römer ist. Die Romagna, durch alte und moderne Parteiungen und durch die Abhängigkeit verderbt, ist stets ruhelos aber kraftvoll. Sie gehört in allem zu Oberitalien, welches in Wirklichkeit bis Cattolica reicht. Pesaro und Urbino bilden ein Intermezzo und könnten bequem mit Toscana vereinigt werden. Aber Toscana hat von seinem einstmaligen Credit eingebüsst, und diese Bevölkerungen würden vielleicht durch die Verschmelzung mit uns an Rang zu verlieren glauben. Ueberdies hat Toscana keine Institutionen welche dem Verlangen intelligenter Leute genügen könnten, und ich fürchte die Regierung würde im Detail quälerischer werden als die der Priester. Die Marken gehören zu Süditalien. Hier ist die romagnolische Kraft ganz geschwunden. In Wesen und Reden des Volkes beginnt man etwas vom Neapolitaner zu spüren, und die Vereinigung mit dem Königreich („Regno", die alte Bezeichnung für Neapel) wäre vielleicht nicht unerwünscht,

wenn nicht die Immoralität der Regierenden und die Unordnung im Volke abstiessen. Eine starke und verständige Regierung wäre nöthig, die verlorne Ehre der Neapolitaner wiederzugewinnen, mit gemässigt freisinnigen politischen Institutionen. Da Gesetze und administrative Einrichtungen im Neapolitanischen gut sind, glaube ich dass die Vereinigung dann leicht sein würde. Aber das Königreich müsste sich auf Fuligno stützen, den Centralpunkt, der mit Rieti und den an die Abruzzen grenzenden Höhen der Sabina zu seiner militärischen Sicherung nöthig ist."

Diese Umgestaltung der Karte Italiens hat Gino Capponi stets im Sinne gelegen und, wie wir sehn werden, auf seine Beurtheilung der ein Vierteljahrhundert später eingetroffenen Dinge wesentlich eingewirkt. Er machte die kleine Reise mit Vieusseux, besuchte Ravenna und San Marino, sah dort Dionigi Strocchi, den in Jahren vorgerückten vornehmsten Repräsentanten des Classicismus in der Romagna, hier Bartolommeo Borghesi den berühmten Epigraphiker, und kehrte durch das Metaurusthal und über Gubbio, dessen Architektur und Broncetafeln ihn fesselten, durch Umbrien nach Hause zurück. Sein Tagebuch schliesst mit folgender Bemerkung: „Im Kirchenstaate sind die Heerstrassen grossartig und bequem, denn Rom ist ein Gasthof der die Façade in gutem Stande erhält. Die Nebenstrassen sind schlecht und vernachlässigt, denn der Wirth ist bankerott und fürchtet ausziehen zu müssen."

Die bessere Stimmung hielt nicht lange vor. „Ich lebe so zurückgezogen", schrieb er am 20. September, indem er klagte, von Richard Lepsius' Anwesenheit in Florenz nichts gewusst zu haben, „und bin so beschäftigt und zugleich so verstimmt, dass mir wenig Zeit bleibt, selbst den gewöhnlichsten geselligen Pflichten zu genügen." Als ich ihn im Mai 1838 in Florenz, wohin ich auf längere Zeit zurückkehrte, wiedersah, war das Augenübel bedrohlich fortgeschritten und er hatte schon begonnen, bei seinen Arbeiten sich fremden Beistandes zu bedienen, aber

er unterbrach diese Arbeiten nicht. Gerade zu dieser Zeit erschien der erste Band der florentinischen Geschichte Giovanni Cavalcanti's, deren Publication man wesentlich seinen Bemühungen verdankte. Im letzten Jahrhundert hatte Giovanni Lami den Druck dieses merkwürdigen Buches beabsichtigt, Domenico Moreni im J. 1821 ein längeres Fragment desselben bekannt gemacht; aber Gervinus ist es gewesen, der in seinem Jugendwerk über die Florentinische Historiographie von 1833 nochmals auf die grosse Bedeutung dieses Autors und auf dessen Verhältniss zu Machiavell hinwies, welcher ihm für die Erzählung der Begründung der Macht Cosimo's de' Medici als seinem Gewährsmann folgt. Auf Gino Capponi's Veranlassung unterzog sich F. L. Polidori der Herausgabe, die wegen des Zustandes der Handschriften und der Nothwendigkeit, Autoren und Documente zurathe zu halten, nicht leicht war. Molini übernahm den Verlag. Im folgenden Jahre war das Werk vollendet. Wenn dasselbe auf engere Kreise beschränkt blieb statt die gehoffte weitere Verbreitung zu finden, so ist daran wol hauptsächlich die nicht glückliche Form schuld gewesen, deren Weitläufigkeit und Incorrectheit der parteiisch gefärbten Darstellung bedeutenden Abbruch thut, ohne jedoch die historische Wichtigkeit beeinträchtigen zu können.

Im Herbste desselben Jahres 1838 machte Gino Capponi mit Pietro Capei einen Ausflug nach Rom. Für Beide ist es der letzte Aufenthalt in der ewigen Stadt gewesen, und Ersterer hat den Contrast der Gegenwart mit der Vergangenheit so schmerzlich empfunden, dass der Besuch abgekürzt wurde. Hauptanlass dazu war die rasche Zunahme seines Augenleidens, welches ihm selbst beim Anschauen der grossen Monumente hinderlich ward und ihn völlig entmuthigte. Damals traf er zum letztenmale mit Charlotte Bonaparte Wittwe des Prinzen Napoleon Louis zusammen, welche bei ihrer Schwester, der Fürstin von Canino verweilte. Es war einmal von seiner Heirat mit

ihr die Rede gewesen, eine Verbindung welche ihre Angehörigen gewünscht zu haben scheinen, die jedoch ihm, der einmal nur, vor dem Tode seines Vaters, an eine zweite Ehe mit einer Schweizerin gedacht hat, nie in den Sinn gekommen ist, für ihn auch, der trefflichen Eigenschaften der Prinzessin ungeachtet, in keiner Weise gepasst haben würde. Ihr Lebensziel war nahe gerückt: auf der Reise nach Oberitalien starb sie am 2. März 1839 zu Sarzana.

Nicht lange nach der Rückkehr von Rom wurde eine Publication beschlossen, von weit grösserer Bedeutung als die obenerwähnte. Auf Capponi's Wunsch, eine Sammlung der venetianischen Gesandtschaftsberichte veranstaltet zu sehn, ist bereits hingewiesen worden. „Ich denke viel", so schrieb er mir zu Anfang gedachten Jahres, „an die Relationen der venetianischen Botschafter. Könnte man sich mit Professor Ranke inbetreff derjenigen verständigen, die er besitzt und die mir fehlen?" Es währte nicht viele Monate, so war die Gesellschaft gebildet welche die Kosten trug, und der Herausgeber gefunden — Eugenio Albèri von Bologna, eine Zeitlang Secretär Ludwig Bonaparte's Grafen von St. Leu, und Verfasser eines eben erschienenen historischen Versuches über Caterina de' Medici, der von gewandter Benutzung eben dieser diplomatischen Berichte Zeugniss ablegte. Nächst Gino Capponi war es namentlich Graf Luigi Serristori, der sich für das Zustandekommen der Gesellschaft gemüht hat, von deren Theilnehmern heute ein einziger, der Schreiber gegenwärtiger Zeilen übrig geblieben, während der Herausgeber selber, welcher seine Aufgabe unter dem Einfluss, zumtheil unter dem Druck unvorhergesehener Umstände redlich gelöst hat, im Sommer 1878 abberufen worden ist. Im J. 1839 erschien der erste, mit den Relationen über die ausseritalienischen Staaten des 16. Jahrhunderts beginnende Band; im J. 1863 war, nach mancherlei Wechseln, die Sammlung mit dem fünfzehnten beendigt.

Wie diese Sammlung die historischen Studien gefördert hat, welcher Platz ihr in der historischen Literatur gebührt, wissen Alle. Ausserhalb Italiens und Teutschlands ist diese Bedeutung namentlich durch Armand Baschet hervorgehoben worden, dessen 1862 erschienene „Diplomatie Vénitienne" sowol die hauptsächlichsten Daten mit Bezug auf Frankreich, wie die Kunde von den Formen und Leistungen des Gesandtschaftswesens des grossen Freistaats und die zur Erläuterung derselben unternommenen Arbeiten weitesten Kreisen zugänglich machte. So ist es denn unnöthig, hier näher auf bekannte Dinge einzugehn. Nur wenige Dinge mögen bemerkt werden. Leopold Ranke war es, der in dem in Italien wenig bekannt gewordenen ersten Bande von „Fürsten und Völker von Süd-Europa" im J. 1827, indem er die Unzulänglichkeit selbst der urkundlicheren Geschichtsbücher zum Zweck der Ergründung der grossen im 16. Jahrhundert theils vorbereiteten theils stattgefundenen Umwandlung der politischen Machtverhältnisse betonte, unter den schriftlichen Denkmalen der Zeit den einst eifrig gesuchten aber lange vergessenen venetianischen Relationen den Vorderrang anwies. Drei Jahre später machte Luigi Cibrario drei dieser Relationen über die Savoyische Monarchie bekannt, im J. 1836 erschien die bereits oben erwähnte Tommaséo'sche Sammlung der Berichte über Frankreich im 16. Jahrhundert, nachdem der erste, 1834 ausgegebene Band von Ranke's römischen Päpsten vor allem die Bedeutung dieser Documente ins rechte Licht gestellt hatte. Gino Capponi war einer der ersten gewesen die diese Bedeutung erkannten, und hatte eine handschriftliche Sammlung veranstaltet, als man sich in Italien nicht mehr um diese Schriftstücke zu kümmern schien. Zur Publication ist man etwas eilig geschritten, bevor das massenhafte Material sich übersehen liess, aber im Verlauf der Jahre ist den Mängeln grösstentheils abgeholfen worden, und die Sammlung ist ein schönes Monument alter staatsmännischer Weis-

heit und der dankbaren Aufmerksamkeit später Nachkommen.

Gerade diese Jahre, in denen Gino Capponi's Augenleiden eine bedenkliche Wendung nahm ohne seine literarischen Interessen zu schwächen, waren die Zeit in welcher diese Interessen in seiner engern Heimat weitern Spielraum gewannen, ein frischeres Leben begann. Die Herstellung politischer Ruhe in der ganzen, im J. 1838 von fremder Occupation befreiten Halbinsel, die versöhnlichere Stimmung welche endlich Fuss zu fassen schien, das wiederbeginnende Gefühl der Sicherheit welches mit den Aussichten grösserer Stabilität in den allgemeinen europäischen Verhältnissen zusammenhing, konnten nicht umhin günstigen Einfluss zu üben. Grossherzog Leopold, der an Selbständigkeit in demselben Masse gewonnen hatte wie Fossombroni immer mehr, dann nur dem Namen nach nicht vollständig von den Geschäften zurücktrat, bewies für den geistigen Fortschritt, für die wissenschaftlichen Bedürfnisse offnen Sinn, und eine Bereitwilligkeit zum Handeln welche manche kleinliche Bedenklichkeiten überwand. Damals, und nachdem schon namentlich im Fache der Naturwissenschaften wie der Alterthumskunde Erfreuliches angeregt und geleistet worden war, begannen die Vorbereitungen zur Umgestaltung des Unterrichtswesens, welche für die Universität Pisa fast ein volles Decennium neuer Blüte zuwegebrachte. In einem satirischen Gedicht eines genialen Toscaners, über dessen pikanten Persönlichkeiten man, wie wol geschieht, die poetisch schönsten und erhabensten Stellen fast unbeachtet liess, paradirt zwar Leopold II. als der toscanische Morpheus, aber der Dichter würde in Verlegenheit gerathen sein, hätte man ihn um Charakterisirung der im Munde Vieler herkömmlichen Somnolenz seiner Landsleute ersucht. Als die Hochschule umgestaltet wurde, befanden sich unter den Professoren, neben mehren tüchtigen Nicht-Toscanern welche der Grossherzog ohne Rücksicht auf politische Ansichten

herbeirief, aus dem Capponi'schen Kreise Cosimo Ridolfi und Silvestro Centofanti, jener für Landwirthschaft welcher er sich vornehmlich, theoretisch wie practisch gewidmet hatte, dieser für Philosophie. Centofanti hatte im J. 1837 in Florenz eine Reihe Vorlesungen über die Göttliche Comödie gehalten, welche eine alte Sitte der florentinischen Republik wiedererweckten, vor einem Auditorium welches, Capponi, Niccolini, Giuseppe Barbieri den gefeierten Kanzelredner von Bassano, Francesco Puccinotti den Philosophen und Arzt von Urbino, Sismondi den Historiker u. v. a. einschliessend, jenem gewiss nicht nachstand welches sich einst um Giovanni Boccaccio, Filippo Villani, Francesco Filelfo und die übrigen Erklärer des grossen Gedichts in den Kirchen der Stadt versammelt hatte. Die Gelehrtenversammlung womit im September 1839 in Pisa die Reihe dieser zu zahlreich von Berufenen und Nichtberufenen besuchten Congresse begann, vor allen die florentinische von 1841 liessen bei allen Theilnehmern, bei Italienern wie bei Ausländern einen für die geistige Regsamkeit, für die literarischen und wissenschaftlichen Zustände, für Gesinnung, Absichten, Thätigkeit des Herrschers und der Regierung durchaus günstigen Eindruck zurück.

Gino Capponi empfand diesen Wechsel der Stimmung und der öffentlichen Dinge, zu welchem er selber nicht wenig beigetragen hatte. Er, der entschiedene Gegner gelehrter Kleinigkeitskrämerei und literarischer Fehden, liebte literarische und gelehrte Unterhaltung, und im Grunde ist es auch für ihn ein Gewinn gewesen dass in jenen Jahren das ewige unfruchtbare Gerede über Politik, welches durch die obengeschilderten fremden Bestandtheile der literarischen Gesellschaft im Uebermass genährt worden war, auch in dem Vieusseux'schen Kreise mit andern Conversationsgegenständen mehr als bisher abwechselte. In diesem Kreise, dem einzigen welchen Capponi mit Ausnahme einiger intim befreundeten Familien damals noch

besuchte, dem einzigen in welchem die für Literatur sich interessirende Fremdenwelt mit Einheimischen zusammenkam, buntscheckig und keineswegs gewählt, ist er, ohne es zu bemerken und umsoweniger es zu wollen, die Hauptperson gewesen. In einer Ecke des Sopha sitzend, nicht leicht eine Conversation aus eignem Antriebe beginnend, aber mit Eifer und Energie darin eingehend wenn der Gegenstand ihn interessirte, schien er sich im Reden umso freier zu fühlen, da er in spätern Jahren die ihn Umgebenden, wenn es nicht gerade die Interlocutoren waren, kaum oder gar nicht bemerkte, und nicht durch Persönlichkeiten gestört wurde. Damals sah er auch im eignen Hause, sowol in dem von ihm selber bewohnten Theile wie bei seiner ältern Tochter als diese zu ihm zog, mehr Personen als ehemals. Namentlich Sonntags, in den Mittagstunden nach dem Gottesdienste, war bei ihm stets Gesellschaft anzutreffen. Neben Niccolini und Mario Pieri dem Corfioten, die mehr noch als er grössere Kreise flohen, neben Becchi und Giuseppe Molini, der die Bibliothekarstelle im Palast Pitti um der Interessen des alten Buchhändlergeschäfts seiner Familie willen aufgegeben hatte, mit dem er, der fleissige Mann, literarisch-bibliographische Arbeiten verband, und andern ältern Bekannten fanden sich dort jüngere ein. Zu ihnen gehörte Filippo Luigi Polidori von Fano, unter den tüchtigen Männern aufgewachsen an denen die Romagna und die anstossenden Lande von Urbino und Ancona keinen Mangel hatten, ein Zögling Paolo Costa's der in Bologna die classische Schule mit Geschmack und reichen Kenntnissen und ohne Pedanterie vertrat. Nach mancherlei Geschickeswandlungen siedelte er im J. 1837 dauernd nach Florenz über, wo er nicht lange darauf die schon erwähnte Herausgabe der Geschichten Cavalcanti's übernahm, mit welcher er in der neuen Heimat eine unablässige und fruchtbare Thätigkeit einleitete, die durch verbesserte Texte manchen längst bekannten Autoren, durch sorgfältige

Recensionen manchen von ihm zuerst veröffentlichten Werken, sowie durch eigene Schriften der Literatur, namentlich der historischen zugute gekommen ist.

Zu den Ausländern die in nähere Beziehung zu Capponi traten, gehörte der Schleswiger Johannes Gaye. Nach längerm Aufenthalte in Rom und Süditalien, und Wanderungen durch Griechenland, war dieser thätige und tüchtige Mann, der erst sechsundzwanzigjährig im J. 1830 nach fleissigen philologisch-antiquarischen Studien in Kiel, Berlin und München über die Alpen gegangen war, gegen Ende 1834 in Siena, einige Monate später in Florenz eingetroffen. Hier hat er von da an bis zu seinem frühen Tode grösstentheils verweilt und jene umfassenden Studien in den Archiven unternommen, zu denen die klare Erkenntniss der Unzulänglichkeit der bisherigen Grundlagen der Kunstgeschichte des Mittelalters, ja noch des 16. Jahrhunderts ihn aufforderte. An Gino Capponi richtete Gaye im Juli 1839 einen in der mailänder Rivista Europea gedruckten Brief über ein vielbesprochenes Factum, Buonarroti's Flucht aus Florenz im J. 1529. Lebhaft erinnere ich mich der Bewegung welche die Darstellung und Motivirung dieses Ereignisses in Guerrazzi's Roman: Die Belagerung von Florenz hervorrief, einem Buche von welchem Capponi, dessen Antheil an dem Autor bei aller Grundverschiedenheit ihrer Ueberzeugungen und Handlungsweise sich nie verleugnet hat, urtheilte, es sei, moralisch betrachtet, das schlimmste unserer Zeit. Im Herbste 1836 aus Teutschland nach Italien zurückkehrend, hatte ich Capponi in der Unterredung mit Gaye getroffen, der aus der diplomatischen Correspondenz der Signorie und aus den von Rosini sorglos und verstümmelt gedruckten Briefen Giovan Batista Busini's an Benedetto Varchi, nachwies, wie man in Florenz die beiden Reisen Michelangelo's in gedachtem Jahre zusammenwarf, um im Interesse eines Romans einen grossen Mann gegen den Vorwurf einer augenblicklichen Schwäche zu schützen, deren Erklärung,

nicht deren Leugnung, Aufgabe der historischen sowol als der psychologischen Untersuchung sein musste.

Es war ein zweiter, denselben Gegenstand behandelnder historischer Roman, der im J. 1838 einen Mann nach Florenz führte, mit welchem Gino Capponi schon durch seine Familien-Beziehungen bekannt geworden war, Massimo d'Azeglio, um sechs Jahre jünger als er, Cesare Balbo's nächster Blutsverwandter, Alessandro Manzoni's Schwiegersohn. Zum zweitenmale verheiratet, verweilte der so begabte als liebenswürdige Piemontese, im wahren Sinne des Wortes ein Gentleman und eine reiche Künstlernatur, längere Zeit in Florenz, zum Studium der Localitäten in denen die Gestalten seines Romans „Niccolò de' Lapi" sich bewegen sollten. Stadt und Land lernte er genau kennen, von den Höhen auf denen, einerseits nach dem Meer andererseits nach den Bergen blickend, das stille Volterra thront, bis zum Kamm der Apenninen, zu denen die Kastanienwaldungen des pistojeser Landes hinansteigen, inmitten deren, bei Gavinana, der Kampf um die florentinische Freiheit sich entschied. Der Gedanke des Historikers — denn Historiker war Azeglio obgleich er seine Studien in romantisches Gewand hüllte — wurde durch den Blick und die geschickte Hand des Künstlers unterstützt, und zahlreiche Skizzen haben dazu gedient, Beschreibungen und Erzählungen die Evidenz zu geben, welche für den Mangel der der Aufgabe nicht immer entsprechenden Kraft der Charakteristik entschädigt. Mancher Verschiedenheiten in Charakter und Lebensansichten ungeachtet, haben sich enge Freundschafts-Beziehungen zwischen Capponi und Azeglio gebildet. Diese Beziehungen sind in spätern Zeiten, als Letzterer des Lebens Ernst vollauf gekostet, noch enger geworden, obgleich zwischen dem Toscaner und dem Piemontesen immer ein Unterschied in der Auffassung blieb, abgesehen davon, dass das Temperament Azeglio's die Dinge meist von der leichten und günstigen Seite anschauen liess, während bei Capponi

das Gegentheil obwaltete. Der Jüngere ist dem Aeltern um mehre Jahre vorausgegangen und hat diesem ein Freundschafts-Andenken hinterlassen, ausser den beiden Bänden seiner Erinnerungen, von denen namentlich der die Jugend schildernde Theil dem Ueberlebenden grossen, mit Wehmuth gemischten Genuss bereitet hat.

Schon wurde der Gelehrten-Versammlung des Herbstes 1841 gedacht. Das einstimmige Zeugniss Aller die den verschiedenen italienischen Congressen beigewohnt haben, reicht dem florentinischen die Palme. Gino Capponi hat diese Versammlung zugleich Schmerz und Freude gebracht, Schmerz weil er sich ausgeschlossen fand von activer Betheiligung während sein Vetter Ridolfi den Vorsitz führte, Freude weil er gewahrte, wie ein gemeinsames Band die Stämme Italiens in Frieden und Eintracht umschlang, und ihre Zusammengehörigkeit in einem Masse fühlen liess welches zur Förderung gemeinsamer Interessen Anlass und Ermunterung bot. Damals sind die Stimmen Mancher an sein Ohr geklungen die er einst gerne vernommen, Andere sind ihm gegenübergetreten, deren Namen ihm nicht neu waren, deren Leistungen den Wunsch persönlicher Begegnung nahe gelegt hatten. Es war inderthat eine glänzende Versammlung, und der grossen Zahl (über 800 Theilnehmer) wie der Contraste von Meinungen und Velleitäten ungeachtet verlief sie ohne die geringste Störung. Der Grossherzog, obgleich eben damals mit schwerem Familienverlust bedroht (seine älteste Tochter erster Ehe lag hoffnungslos darnieder), legte lebendigen Antheil an den Tag und übte im eignen Hause grossartige Gastfreundschaft. Er hätte sich nicht träumen lassen dass drei Jahrzehnte später, in einem ernsten historischen Werke, seine Kurzsichtigkeit verlacht werden würde, weil er in einem Schreiben an Alexander von Humboldt die Gelehrten-Versammlung ungefährlich genannt hatte. Die Wissenschaft gewann bei dieser wie bei andern Versammlungen nicht gerade viel, für viele der Theilnehmer war aber der Gewinn kein geringer, und die

Vorboten politischer Ausnutzung der Discussionsfreiheit und Oeffentlichkeit haben sich weniger als nachmals bemerklich gemacht. Man hörte wol den Sicilianer Giuseppe La Farina seinen Feldzug gegen die italienischen Regierungen, welcher Jahre lang in Florenz mit verborgenen Waffen, dann in Turin mit Unterstützung eines berühmten Staatsmanns heimlich sowol als öffentlich von ihm geführt wurde, mit einer beredten Philippica gegen die Bourbonische Verwaltung seiner heimatlichen Insel eröffnen, welche den bis dahin unbekannten Namen des talentvollen jungen Mannes auf Aller Lippen brachte. Aber man vernahm auch, wie Francesco Orioli, der durch seine Betheiligung an der Bewegung des Jahres 1831 aus der Heimat vertriebene Bologneser Professor, welchen nur seine zu grosse Vielseitigkeit hinderte in Physik oder Archäologie Eminentes zu leisten, durch ernste Lebenserfahrungen von manchen Uebertreibungen zurückgekommen in die Bahn einzulenken begann, welche ihn von Corfu, wo er an der ionischen Hochschule lehrte, ins Vaterland zurück und in Pius' IX. Tagen nach Rom führte, wo er als päpstlicher Staatsrath gestorben ist.

Alle Theile Italiens waren mehr oder minder in dieser Versammlung vertreten, abgesehn von Toscana, welches unter seinen Fünfhundert mit Zeros allzu freigebig gewesen war, namentlich Lombardo-Venetien und Piemont. Letzteres sandte den Präsidenten der turiner Akademie der Wissenschaften, Alessandro Saluzzo, und die in Toscana bereits wohlbekannten Mitglieder derselben, Lodovico Sauli, den geistvollen Historiker der genuesischen Colonie von Galata, Gazzera, Carena, Sismonda, Gené, Paravia, den durch seine Studien über das Gefängnisswesen wie durch volkswirthschaftliche Arbeiten verdienten Grafen Petitti. Ihnen schloss sich der Dramatiker Carlo Marenco an, dessen Bestreben, dem italienischen Volke seine Geschichte durch scenische Darstellung näher zu bringen, nicht erfolglos blieb, wenn er auch in der etwas materiellen Art der Ver-

arbeitung an unsern Raupach erinnerte. Man sah den damaligen Ingenieur Ercole Ricotti, welcher drei Jahre später in der Geschichte des Militärwesens des Mittelalters bis zur Einführung der stehenden Heere ungewöhnliche Leichtigkeit in der Gruppirung und Beherrschung eines vielseitigen Stoffes an den Tag legte und sich nachmals um die Geschichte seines Heimatlandes sehr verdient machte. Aus langem Exil zurückgekehrt, fand sich Giacinto Collegno ein, dessen thätiges Leben in fremdem Kriegsdienste seine Erfahrungen gemehrt, seinen Charakter gestählt hatte, und der mit Capponi die nie unterbrochenen Beziehungen früherer Jahre in persönlicher Zusammenkunft neu belebte.

Unter den übrigen Norditalienern begegnete man Giovanni Labus, Cesare Cantù und Carlo Porro von Mailand, Andrea Zambelli von Pavia, Lodovico Pasini von Schio, Jacopo Ferrazzi von Bergamo, die sich in Archäologie, politischer und Literärgeschichte, Naturwissenschaften einen geachteten Namen erworben haben. Da waren überdies Graf Gaetano Recchi von Ferrara, im J. 1848 päpstlicher Minister, und Graf Domenico Paoli von Pesaro welchem die Naturkunde, namentlich die seiner heimatlichen Provinz nicht wenig verdankt, Carlo Matteucci von Forlì, als Professor der Physik nach Pisa berufen, Marchese Antonio Mazzarosa und Luigi Fornaciari von Lucca, dieser ein feiner Sprachkenner und Herausgeber einer der besten Mustersammlungen, jener der gewissenhafte und geschmackvolle Historiker seiner Vaterstadt und gewandte Darsteller der Zustände von Landbau und Landvolk im Gebiete der ehemaligen kleinen Adels-Republik. An Ausländern fehlte es nicht, und unter den Engländern bemerkte man Charles Babbage und den vielgereisten Joseph Barclay Pentland, dem die Kenntniss der Gebirgszüge Südamerica's namhafte Bereicherung schuldet, während die Murray'schen Reisehandbücher für Italien durch seine unablässigen Bemühungen jenen Grad von Reichhaltigkeit und Brauchbarkeit erlangt

haben, wodurch es zum Muster für ähnliche Werke geworden sind.

Die wenigen Namen mögen genügen, einen Begriff von dem Interesse zu geben, welches Florenz in jenen schönen Septemberwochen darbot. So gänzlich auch Gino Capponi sich von jeder Art Oeffentlichkeit ferne hielt, verloren waren diese Tage dennoch nicht für ihn. Er begegnete alten Freunden und Bekannten, er knüpfte im Vieusseux'schen Kreise neue Beziehungen an. Sein Haus stand den Fremden wie den Einheimischen offen. Sein Augenlicht war damals so gut wie geschwunden. Im Herbste 1839 hatte er mit Pietro Capei eine Reise durch das mittägliche Frankreich gemacht, und war nachmals mit Vieusseux nach Genf gegangen, wo er mit Confalonieri zusammentraf, welcher im J. 1836 auf freien Fuss gesetzt sich nach den Vereinigten Staaten begeben hatte, von wo er damals zurückkehrte. Im Frühling 1841 wurde, nach manchem Hin- und Herberathen, eine Fahrt nach München beschlossen, Philipp von Walther den berühmten Chirurgen und Augenarzt um Rath zu fragen. Vier Jahre früher wäre wenn nicht Heilung doch Behinderung des Fortschritts des Uebels vielleicht möglich gewesen, jetzt war's zu spät. Alles was noch gehofft werden konnte, war die Erhaltung oder Stärkung der Fähigkeit das Licht zu schauen. Ein junger Arzt aus Bergamo, Giovanni Morelli, der sich später besonders durch seine kunsthistorischen Forschungen, auch in Spanien und Teutschland, einen Namen gemacht hat, war Capponi's Begleiter — das Ziel seiner letzten wie seiner ersten Reise sollte Teutschland sein. Der Aufenthalt in München hat einen Monat gewährt, und Capponi hat ihn auf eine Weise benutzt, wovon er in der Folgezeit stets gerne gesprochen hat. Er machte nicht blos die Bekanntschaft Schellings, Görres', Döllingers, Thiersch', Phillips' u. A. sondern besuchte auch ihre Vorlesungen. Sein reger Geist fand reiche Nahrung in der Unterhaltung mit Männern, deren Meinungen oft nicht die seinigen

waren, deren Geist und Wissen ihm aber dauernden Eindruck machten, und deren er bis an sein Lebensende oft gedacht hat, während die Mitgliedschaft der baierischen Akademie der Wissenschaften ihm eine liebe Erinnerung an diesen Besuch geblieben ist.

„Mich dünkt", so schrieb Niccolini im Juli des Jahres an den nach Bergamo heimgekehrten Morelli, „Capponi hat von seiner Reise doch einigen Vortheil heimgebracht, und die Worte des tüchtigen teutschen Arztes lassen einer gewissen Hoffnung Raum. Er hat mit der ihm vorgeschriebenen Cur begonnen, aber ich wage ihn nicht zu fragen ob er irgendeine Aenderung spürt, denn von der Zeit lässt sich in solchen Fällen nur langsamer und unsicherer Fortschritt erwarten, und Capponi hegt offenbare Scheu die peinliche Frage zu berühren. Er will sich dem Schmerz einer nicht in Erfüllung gehenden Hoffnung nicht aussetzen und ist in seinem Innern auf das Schlimmste gefasst, so dass er auch durch seine Freunde diesen melancholischen Frieden nicht gestört zu sehn wünscht. Die Ergebnisse der Unterhaltungen mit den teutschen Gelehrten hat er wie einen Schatz gesammelt, zur Erhaltung und Erfrischung des Lebens des Gedankens, für Alle bedeutungsvoll, namentlich aber für Solche, denen das Buch der physischen Welt gewissermassen verschlossen und nur das geistige Auge noch offen ist." Auch die letzte Hoffnung schwand. Das eine Auge war völlig erblindet, dem andern ein schwacher Lichtschimmer geblieben, der mehrundmehr schwand, als im August 1843 ein französischer Arzt eine Operation an demselben versuchte. Einen Moment lang lebte die Hoffnung wieder auf. Zu Anfang des folgenden Jahres war Alles zu Ende.

8.

Das Archivio storico italiano. Briefe über die Langobardenherrschaft.

Ein volles Menschenalter irdischer Nacht! Gino Capponi hat als Mann und Christ das entsetzliche Unglück ertragen, das ihn, den Fünfzigjährigen traf, nicht plötzlich sondern nach länger als einem Lustrum fortschreitender Besorgniss und Verfinsterung. Sein Charakter und seine Lebensweise machten das Unglück zwiefach schwer. Nicht blos in seiner Gesinnung, auch in seinen Gewohnheiten war er durchaus unabhängig. Er wollte auf keine fremde Hülfe angewiesen sein, nicht für seine Person, nicht für seine Arbeiten, welcher Art sie sein mochten. Er hatte sich immer mehr an Zurückgezogenheit von der Welt und an Einsamkeit gewöhnt, und sich den Studien mit um so grösserm Eifer hingegeben, je näher die Besorgniss vor Behinderung an ihn herantrat. Er wehrte so lange es ging den Gedanken an das Leiden ab, sprach nicht davon, unterzog sich Mühsalen ja stellte sich Gefahren blos, um nicht Anderer zu bedürfen. Noch ging er den weiten Weg von seinem Hause zum Palazzo Buondelmonti, als er die Gegenstände kaum noch unterschied. Zu Hause wies er alle Hülfe zurück; bis zu seinem letzten Tage hat er's gethan. Die grösste Ueberwindung hat es ihn gekostet als er sich

führen lassen musste. Schon seit längerer Zeit hatte er sich vorlesen lassen und dictirt. Nach mehren mislungenen Versuchen ist die Wahl auf einen jungen Mann gefallen, welcher zum Cleriker bestimmt, literarische wenngleich keine historische Bildung hatte, und bis zu Capponi's Lebensende an seiner Seite geblieben ist, mit steter treuer Hülfleistung wovon noch die Rede sein wird.

Capponi war nicht der Mann sich leicht zu resigniren. Sein dumpfes Brüten, als, einige Zeit nach der Operation derselbe Arzt, welcher eine Wiederholung derselben in Aussicht gestellt hatte, sie stillschweigend aufgab, hat Alle die ihm nahten in peinlichster Spannung erhalten. Lange blieb er stumm — erst lange danach sprach er von seinem Zustande. Dieser Zustand drohte ein trostloser zu werden, als sein Gehör ins Mitleiden gezogen wurde. Er ist einmal mehre Tage lang fast taub gewesen; das eine Ohr ist geschwächt geblieben. Und gerade in diesen traurigen Jahren suchten unersetzliche Verluste ihn heim. Als er fast schon erblindet war, starb am 9. April 1839 seine fromme gute Mutter. Als der letzte Hoffnungsschimmer, Nacht vom Tage zu unterscheiden ihm entschwand, traf ihn das schwerste häusliche Unglück. Seine geliebte Tochter Ortensia starb am 5. Mai 1844, neunundzwanzigjährig, nach der Geburt ihres fünften Kindes. „Ein Muster würdevoller Gesinnung, bescheidener Haltung, ein Leben den Pflichten und den Empfindungen der Christin, Gattin, Mutter geweiht" — so sagt er in der Inschrift des Grabsteins Derjenigen die ihn am besten verstand, am liebevollsten aufrichtete in seiner Trauer. Nicht drei Monate darauf folgte der jungen Frau die alte Erzieherin welche bei ihr, wie Gino Capponi von ihr rühmte, Mutterstelle vertreten hatte und in dem immer stiller werdenden Hause geblieben war. Schon begann auch die Gesundheit, und mit der Gesundheit die Stimmung der ältern Tochter, der Einzigen die von den Angehörigen noch da war, zu Besorgniss Anlass zu bieten. Wahrlich es sind schwere Zeiten gewesen.

Aber er hat sich bezwungen. Er hat das Unglück überwunden, soweit es sich überwinden lässt. Sein Gottvertrauen ist nie geschwächt, es ist gestärkt worden. Sein Bedürfniss der Thätigkeit das ihm so schwere Stunden bereitete, hat ihm auch wunderbare Tröstungen gebracht.

Mit staunenswerther Energie ist der Blinde an die Arbeit gegangen. Die Umstände hatten sich für Studium und literarische Production unendlich gebessert und waren in stetem Fortschritt. Das Interesse an der vaterländischen Geschichte war in raschem Steigen. Mehr und mehr brach sich das Bewusstsein Bahn, wie sehr die Wiederaufnahme der über ein halbes Jahrhundert lang vernachlässigten Publicationen historischer Monumente eine Pflicht der Nation sei. König Carl Albert's Regierung war vom Jahre 1836 an mit den Geschichts-Denkmalen der zur Savoyischen Monarchie gehörigen Länder vorausgegangen, Johannes Gaye's Urkundensammlung für die Kunstgeschichte vom 14. zum 17. Jahrhundert hatte gezeigt, was für dies Fach allein aus Archiven und Bibliotheken zu holen war. Für die toscanischen Archive hatte bereits seit einigen Jahren ein günstigerer Wind zu wehen begonnen. Teutsche Gelehrte hatten sie benutzt, Ranke schon im J. 1830, der frühverstorbene Fr. Carl Meier 1834 für eine so heikle Aufgabe wie die Geschichte Savonarola's. Ein unermüdet fleissiger Mann, Emanuele Repetti, hatte für toscanische Localgeschichte jene umfangreichen Archivstudien begonnen, deren Resultate in dem Geographisch-historischen Dictionar über das Grossherzogthum vorliegen, dessen Druck der Achtundfünfzigjährige im J. 1833 unternahm, 1845 zu Ende führte. Die bahnbrechende Anregung ging aber auch diesmal von Vieusseux aus.

Im Sommer 1842 erschien der erste Band des „Archivio storico italiano". Dem Eifer und der Gewandtheit wie dem guten Rufe des Herausgebers der Antologia war es gelungen, eine nicht unansehnliche Zahl geachteter Männer zu vermögen, ihre Namen zu einer umfassenden Publication her-

zugeben, welche Geschichtsquellen aller Art für ganz Italien, Urkunden, Chroniken, Historien, Berichte, Reiseschilderungen, Briefe enthalten sollte. Im März 1841 war das Programm erschienen, und die Betheiligung von Subscribenten wie die Zusage literarischer Hülfe sicherte das Unternehmen. Von den florentiner Bibliothekaren und Gelehrten ex professo, welche als Redactionsmitglieder auftraten, hat aber keiner sich um die Sammlung gekümmert, geschweige etwas beigesteuert. Gino Capponi und F. L. Polidori waren unter den anfänglichen „Compilatoren" die Einzigen, welche dabei thätig gewesen sind, und diesen Beiden verdankt man den ersten Band, welcher die florentinische Geschichte Jacopo Pitti's mit zahlreichen Beilagen enthält.

Im August 1831 hatte Gino Capponi in einem in der Akademie der Crusca gehaltenen Vortrage über die Geschicke der italienischen Prosa und die der Historiographie bis zum Ausgange des 16. Jahrhunderts, auf die Bedeutung der Geschichte des Senators Jacopo Pitti hingewiesen, welche nach einem raschen Ueberblick der frühern Zeiten, die Jahre 1527—1530 schildern sollte, aber schon vor dem Beginn der Belagerung unterbrochen, als wenig beachtetes Fragment in florentiner Bibliotheken lag. „Von allen Berichten", sagt er, „die wir über die zehnjährige Verwaltung Piero Soderini's, die Rückkehr der Medici, ihre letzte Vertreibung und die ersten Wirkungen der Feindseligkeit Clemens' VII. besitzen, dünkt dieser mich der beste. Die politischen Verhältnisse, die schwachen und fehlerhaften Formen der Regierung, die Interessen- und Factionszwiste, die persönlichen Verschuldungen sind in dieser Geschichte lebendig und mit voller Kenntniss dargestellt. Der Autor deckt Irrthümer und Untreue der kleinen Zahl der Herrschenden auf, und preist die Tugenden des Volkes ohne einen Parteistandpunkt einzunehmen, ein uneigennütziger Freund ächter Freiheit gleich Varchi, aber fester und entschiedener als dieser — Pitti schrieb keine Geschichte die dem Herzog Cosimo vorliegen sollte.

Die Eigenthümlichkeit seines Geistes, und eine weise Berechnung des Verhältnisses des Einzelnen zum Allgemeinen erinnern an Segni, aber er ist freimüthiger und unabhängiger. Denn Segni, der Freund der Optimaten, vertritt eine Politik welche die Republik ebenfalls, aber ruhmlos zum Ruin geführt haben würde, und lobt Männer deren gute Absichten ihre Mittelmässigkeit nicht besiegten."

So urtheilte Gino Capponi im J. 1831 über die Geschichtsdarstellung welche eilf Jahre später unter seiner Betheiligung durch F. L. Polidori veröffentlicht wurde. Das Urtheil, so über den Autor wie über die von ihm geschilderte Zeit, stimmt mit dem überein, welches aus den beiden letzten Büchern seiner eignen Geschichte der Republik hervorleuchtet. Zu diesem Werke, an welches er in jenen Jahren nicht dachte, lieferte er in den Beilagen schätzbare Vorarbeiten und Urkunden von grossem politischen Interesse. Denn hier begegnen wir den Provisionen oder Decreten von 1480, welche das Consilium der Siebzig ins Leben riefen, mit dessen Hülfe Lorenzo il Magnifico in den auf die Verschwörung der Pazzi folgenden Jahren den Staat regierte. Wir finden den am 25. November 1494 zwischen König Carl VIII. und der Stadt Florenz abgeschlossenen vielbesprochenen Vertrag, die Verordnungen von 1528 über die Gründung der Milizcompagnien, welche auf den Gang der nachmaligen Belagerung so grossen Einfluss geübt haben, endlich die grossentheils unbekannten Reformgutachten, welche im letzten Decennium des Freistaats von Giulio de' Medici erst als Cardinal dann als Papst Clemens VII. veranlasst, für die Kenntniss der innern, aus dem Verhältniss der Mediceischen Familie zu der Republik entspringenden Schwierigkeiten von höchster Wichtigkeit sind. Die ausführlichen Bemerkungen mit denen Capponi diese Schriftstücke begleitete, zeugen von seiner tiefeindringenden Beschäftigung mit Menschen und Dingen in dieser Zeit, die er viele Jahre später treu und lebendig geschildert hat.

Er blieb dem Archivio storico treu. Vonvornherein lag ihm am Herzen dass dies Sammelwerk möglichst universalen Charakter annehmen und nicht zu viel Toscanisches und Locales bringen sollte. Ein völlig gerechtfertigter Wunsch, obgleich er später wiederholt die Erfahrung machte, dass auch in andern Theilen Italiens den toscanischen Schriftstücken grosses, bisweilen überwiegendes Interesse zugewandt wurde. Auf seinen Rath wurde noch im J. 1842 der Druck der mailänder Chronik des Giovan Marco Burigozzo unternommen, welche von Verri und Rosmini benutzt, durch Pompeo Litta's Vermittlung in der Ambrosianischen Bibliothek copirt wurde. Es sind Aufzeichnungen eines ehrsamen Krämers, welche mit der Gefangennehmung und Wegführung Lodovico's il Moro im J. 1500 beginnen, mit dem stets sich mehrenden Druck des kaiserlich-spanischen Regiments nach dem Erlöschen der Sforza enden. Als Fortsetzung der beiden Molini'schen Bände druckte er dann zu Ende 1844 eine Auswahl aus den Schriftstücken, welche die Frucht nochmaliger Anwesenheit des Sammlers in Paris und eines Besuches im Britischen Museum waren. „Wenn ich", sagt er in dem Vorwort, „über den Friedensschluss von Cambrai und den Congress von Bologna (1529—1530) zu viele Details bringe, so wolle der Leser mich entschuldigen. In diesen Jahren erfüllten sich die Geschicke Italiens, und mir liegt daran alles Einzelne, wie bei den letzten Stunden eines geliebten Wesens, meinem Gedächtnisse einzuprägen."

Inderthat enthalten diese Briefe so wichtige Stücke dass man deren mehre wünschen möchte. Denn hier finden wir vertraulichste Aufschlüsse über den Mangel an Vertrauen und Zusammenhang in dem französisch-italienischen Bündniss welches dem Kaiser noch nach dem entsetzlichen Schicksale Roms und während der Ohnmacht Clemens' VII. gegenüberstand. Wir sehn dem durch den französischen König selber verschuldeten Parteiwechsel Andrea Doria's entgegen, stehen am Sterbelager des in Neapel seinen

Wunden erliegenden Markgrafen von Saluzzo der das Heer des Marschalls von Lautrec im Moment seines Untergangs befehligte, hören wie der Bischof von Tarbes, der nachmalige Cardinal de Gramont, während der Belagerung von Florenz an Franz I. im April 1530 über seine Audienz bei Clemens VII. berichtet, dem er „nicht als Botschafter, sondern als Christ, als Priester und Bischof" zu Gunsten seiner bedrängten Vaterstadt ins Gewissen redet. Mittheilungen, welche mit den von E. Albèri in der Sammlung der Relationen im J. 1839 gedruckten Depeschen des venetianischen Botschafters Carlo Cappello über die Belagerung zusammengehalten, klarste Einsicht in die Zustände wie in Stimmung und Anschauungen der Handelnden gewähren. Im J. 1848 bot das Archivio einen Theil der meist an Giuliano, Lorenzo und Cardinal Giulio de' Medici gerichteten Briefe des Bischofs von Fano, Goro Gheri von Pistoja, welchem Papst Leo X. im J. 1515 die Verwaltung von Piacenza übertrug. Das nicht weniger als vier starke Quartbände umfassende Briefregister dieses zu dem Mediceischen Hause im vertrautesten Verhältnisse stehenden thätigen und fähigen Prälaten, aus den Jahren 1515 bis 1519, war in Capponi's Besitz, und er hat es später für sein Geschichtswerk fleissig benutzt.

In demselben Jahre 1844, welches die neuen Molini'schen Documente brachte, wurden auch die beiden ersten der an Pietro Capei gerichteten Briefe über die Herrschaft der Langobarden in Italien gedruckt, denen erst vierzehn Jahre später drei andere folgten, welche sie abschlossen. Als gedachte beide Briefe erschienen, konnte man in Italien kaum ein Journal in die Hand nehmen, ohne einer Besprechung der Frage zu begegnen: welches das Verhältniss der besiegten römischen Bevölkerung zu den nordischen Einwanderern und deren Einfluss auf Italien gewesen sei. Die Controverse über die langobardische Herrschaft war alt; politisch-nationale, historisch-rechtswissenschaftliche, literarische Momente hatten sie wieder angeregt. Einer-

seits zählte Savigny's Ansicht von den Geschicken des römischen Rechts und der Gerichtsverfassung wie der Städteverfassung immer noch viele Anhänger. Andererseits fand Manzoni's Abhandlung über die Geschichte der Langobarden in Italien, welche in dem Verhältniss der fremden Sieger zu den einheimischen Besiegten, in der Ausdehnung vielmehr eines Besitzes als einer einheitlichen Regierung somit im Mangel bürgerlicher Gleichstellung, die Erklärung des Ruins der neuen Herrschaft sah, viele Zustimmung. Was Manzoni vornehmlich aus allgemeiner Geschichtsanschauung herleitete, suchte Carlo Troya in Werken, deren Form und Umfang weitere Verbreitung hinderten, deren kritische Grundlage manches zu wünschen liess, historisch wie juridisch sicherzustellen. Im J. 1841 erschien, abgesondert von seiner Geschichte Italiens seit dem Untergang des Römerreichs, seine umfangreiche Abhandlung über die Zustände der von den Langobarden besiegten Bewohner der Halbinsel. Er wollte darin beweisen, dass die fremden Sieger den Besiegten ihr eignes Gesetz auferlegten, dass die Gültigkeit des römischen Rechts im öffentlichen Leben in den eroberten Provinzen aufhörte, dass Sieger und Besiegte, wie immer die häuslichen Zustände gewesen sein mögen, im öffentlichen und gesetzlichen Verkehr sich Langobarden nannten, dass die römische Municipalverfassung ein Ende nahm, die alten Einwohner der langobardischen Bürgerschaft einverleibt oder zu Halbfreien herabgedrückt wurden, welche ihr vormaliges Grundeigenthum nur als Colonen von Langobarden besassen, dass endlich die nach römischem Recht Lebenden nicht ursprüngliche Bewohner sondern Einwanderer aus andern Theilen des zusammenstürzenden Römerreichs waren.

Die Ansicht Gino Capponi's hält so ziemlich die Mitte. Er nimmt die Unterjochung der römisch-italischen Bevölkerung durch die Sieger an, aber er weist ebensowol deren nachmalige Rechtsgleichheit wie ein knechtisches Verhältniss zurück. Ein Volk das seine alten Wohnsitze

behauptet, meint er, schwerlich mit Recht, lässt sich nicht zu Knechten machen. Die alten Bewohner blieben nach seiner Argumentation in einem mittlern Zustande. Die Sieger liessen deren legale Stellung unentschieden — sie kümmerten sich nicht darum. Sie waren selber im Zustande zu niedriger Civilisation, um in solchem Falle zu definitiver Constituirung schreiten zu können, und die politischen Normen des Verhältnisses beider Nationen zu einander sind uns zu wenig bekannt, als dass sich auf anderes als allmälige Besserung des Looses der Besiegten, die darum doch nicht zur wirklichen Freiheit gelangten, mit einiger Sicherheit schliessen liesse. Dies war jedoch eine Wirkung nicht der Kraft sondern des Unvermögens der langobardischen Institutionen, welche keinen Staat zu gründen fähig waren, der die an Zahl den Siegern weit überlegenen Besiegten wirklich einschloss, sondern einen solchen der sie als einfache Mitbewohner ohne Eigenthum vielmehr duldete als anerkannte. So bewahrten diese die Eigenschaft von durch Waffengewalt Bezwungenen, und ausserhalb des Staates und der Gesetze Stehenden, die weder Sklaven noch Bürger waren.

Diese Ansicht, bemerkt Gino Capponi, dünkt mich die einzige plausible Lösung des Problems, indem sie sich mit dem Stillschweigen der Gesetze und der Theilung der Tributpflichtigen verträgt. Sie stimmt aber auch mit der Natur, den politischen Institutionen, der Geschichte der Langobarden, wie mit den von diesen vorgefundenen ökonomischen Zuständen des Landes. Die Grundeigenthümer waren bei dem feindlichen Einfall infolge der Menge der Latifundien wenig zahlreich, durch Steuern, Kriege, Lasten des Decurionats bedrückt, zumtheil Römer und Griechen aus Belisars und Narses' Zeiten, die nun entweder flohen oder den Untergang fanden. Ein Volk in einem an Knechtschaft grenzenden Zustande war geblieben, nachdem die alten Magistraturen verfallen, die alte Provinzialordnung durch die Justinianische Constitution umgeschaffen war.

Brauchten die welche von Pavia aus dies Volk beherrschten, sich um dessen politische Rechte zu kümmern? Sie nahmen die herrenlosen grossen Ländereien in Besitz, sie legten den bleibenden kleinen Eigenthümern Tribut auf. Sie nahmen mit der Zeit von deren altem Recht dasjenige an, was ihren neuen Bedürfnissen und den aus dem Zusammenleben mit den Besiegten allmälig entspringenden Verhältnissen entsprach. Auf dem Lande entwickelte sich der Stand der Zinspflichtigen, während in den Städten der Handwerkerstand überwog. Wie dort wegen der stärkern Betheiligung des fremden Elements der Bevölkerung fremde Formen rascher Fuss fassten, erhielten sich hier, wo die alte Einwohnerschaft überwog, römische Einrichtungen ohne directen Zusammenhang mit dem neuen Recht. Die Handwerkerzünfte scheinen mit ihrem römischen Wesen die Idee der Commune festgehalten, zu deren nachmaliger Entwicklung den Grund gelegt zu haben. Unter dieser Bevölkerung lebte die Tradition des römischen Rechts in den Familien-Beziehungen, in den Besitzverhältnissen, den bürgerlichen und häuslichen Gebräuchen fort, ohne dass die fremden Gebieter, fremde durch Lebensweise und Sprache, welche erst nach zwei Generationen ein geschriebenes Gesetz erhielten, in das Leben des besiegten Volkes eingriffen. Die Erinnerung an das römische Recht schloss von selber die Idee der Commune ein, so gering immerhin nach dem Untergang des Römerreichs deren Spur sein mochte. Die Langobarden, deren Recht davon keine Notiz nahm — Merkmale des Fortlebens alter Zustände kommen nicht in den Gesetzen wohl aber in Privaturkunden vor — hatten keinen Anlass in Dinge sich zu mischen, von denen sie selber zu administrativen oder militärischen Zwecken Nutzen zogen. Solche Zustände fanden die Franken vor, mit denen die eigentliche Gemeindeverfassung ihren Anfang nimmt.

So war in ihren Grundzügen die Ansicht Gino Capponi's, deren Carl Hegel im ersten Bande seiner Geschichte

der Städteverfassung von Italien gedacht hat und deren Erörterung nicht in den Rahmen eines biographischen Versuches passt. Wie gesagt, trat der Verfasser erst im J. 1858 wieder diesem Stoffe nahe, der unterdessen von so Vielen behandelt worden war, indem er sich vorzugsweise auf die politische Seite der Langobardengeschichte einliess. Er untersuchte die Gründe des Mislingens der Ausbreitung ihrer Herrschaft über die Halbinsel, deren Norden sie sozusagen ganz besassen, in deren Mitte und Süden sie weite Territorien eingenommen hatten („Warum hat Rom den Langobarden seine Thore nicht geöffnet?"), wie ihres raschen Sturzes, und der Bildung des Carolingischen Reiches, und schloss, nach seiner Gewohnheit einen höhern und freiern Standpunkt einnehmend, mit einer Betrachtung der Stellung des von den Carolingern auf die Ottonen übergegangenen Kaiserthums. Aus dieser Betrachtung ergiebt sich die Ansicht, welche, mit geringerem Recht als ein von nationaler Befangenheit freier aber den nationalen Standpunkt wahrender Italiener, ein namhafter teutscher Historiker unserer Zeit, mehrseitigem und gewichtigem Widerspruch gegenüber aufrechterhalten hat. Die Form dieser Briefe ist lose ja stellenweise desultorisch, mit manchen Disgressionen und zuweilen im Conversationston. Der Leser, der mit dem Gegenstande vertraut verschiedenartige Gesichtspunkte liebt, verliert zwar nichts dabei, muss aber Sorge tragen dass der Faden der mancherlei Hypothesen aufstellenden Darstellung ihm nicht entschlüpfe.

Nicht immer war Gino Capponi mit dem Gange des Archivio storico einverstanden. Er fürchtete einerseits, zu viel Ballast werde verladen werden, andererseits, toscanischer Provincialismus werde sich übermässig breit machen. Auf beides bezieht sich ein im Mai 1845 an Capei gerichteter Brief, welcher sich auf die literarische Thätigkeit eines Mannes bezog, der um diese Zeit in immer engere Beziehungen zu den Florentinern zu treten begann. Es war Francesco Bonaini von Livorno, Professor der Kirchen-

geschichte wie des Kirchenrechts in Pisa, mehr Historiker als Jurist, voll lebendigen Drangs des Schaffens, wovon er nachmals so glänzende Beweise abgelegt hat. Mit Vieusseux und den Redactoren des Archivio in Verbindung getreten, hatte er in letzterm Raffaello Roncioni's Geschichte Pisa's, ein Werk des 16. Jahrhunderts von mässigem Werth, in einem tausend Seiten umfassenden Bande gedruckt und anderes Pisanische, darunter Spät-Lateinisches vorbereitet, was bei Capponi die Besorgniss weckte, er werde in seinem Localpatriotismus des Guten zu viel thun. „Wenn die Leute nicht lesen, hilft das Drucken zu nichts. Das Jahrhundert ist demokratisch und hält von den Boutiquiers mehr als von den Akademikern; das Jahrhundert ist kritisch und will Thatsachen, und es glaubt nicht an die Thatsachen wenn sie mit dem Flittergold der Rhetorik verbrämt sind. Die Latinisten des 16. Jahrhunderts, Latinisten nach dem Heimkehrrecht, unterliegen der Anklage auf Vorballhornung der Geschichte mit ihren Patres conscripti und Triremen. Muratori, der beim Cinquecento stehn geblieben ist, und, Gott lohn' es ihm, manche Lateiner gedruckt hat, da über König Harduin in der Vulgarsprache nichts geschrieben ist, hat sich wohl gehütet, Autoren zu publiziren welche die Dinge aus zweiter Hand haben, obgleich hinter ihm Socii palatini standen, die Kosten zu decken, welche uns fehlen. Ich würde Bonaini sagen — sagt's ihm aber nicht, denn Gelehrte sind zornmuthig und strecken Einem ein Document entgegen wie der Igel die Stacheln —, Documentenspreu sei nicht mehr werth als andere Spreu, und ihr Latein rette sie nicht. Dem gebildeten Publicum würde ich aber sagen, wir haben ihm ein italienisches Archiv versprochen, kein pisanisches, lucchesisches, florentinisches, toscanisches."

Seine Besorgniss mochte nicht ganz grundlos und es mochte ganz gut sein, ihr Worte zu leihen. Wenn jedoch Bonaini's Arbeit über die pisaner Familien, womit Capponi nicht einverstanden war (er schrieb ein andermal, Bo-

naini habe, in Text und Anmerkungen der Chronik des Klosters Sta Caterina, die Geschichte aller pisaner Ordensbrüder gegeben, und dazu sei das Archivio ebensowenig da wie zur Registrirung aller pisaner Adeligen) um dieser Opposition willen unvollendet geblieben wäre, so würde ich es bedauern. Dem ist indess nicht so. Bonaini's Uebersiedlung nach Florenz unterbrach den bereits vorgeschrittenen Druck, dann kamen wiederholte schwere Erkrankung und andere Hindernisse dazu, und so blieb ein tüchtiges Werk blosses Fragment. Man mag Kleinigkeitskrämerei verklagen. Wären wir aber heute ohne die Ausgabe der Chronik des Marchionne Stefani mit dem gewichtigen Commentar des Carmeliters Fra Ildefonso, so würden uns manche Einzeldinge dunkel geblieben sein, zu deren Erklärung nur dieser uns verholfen hat. Das Archivio storico ist auch keineswegs dem Provincialismus verfallen. Er hat die aussertoscanische Geschichte in gleichem Masse wie die toscanische berücksichtigt, ja es ist, wenn man die Biographien ausschliesst, in Bezug auf Florenz äusserst sparsam gewesen. Neben den Sienesischen und Pisanischen Chroniken und den Lucchesischen Annalen Girolamo Tommasi's hat es für Mailand, Venedig, Piemont, Perugia, Rom unter Papst Paul IV., Neapel, Corsica eine Reihe wichtiger Chroniken, Diarien, Geschichtserzählungen, Urkunden, Briefe gebracht, abgesehen von Canestrini's Materialien über das mittelalterliche Kriegswesen und den Untersuchungen Galvani's über die altitalischen Sprachen. Noch grössere Ausdehnung haben dann die Mittheilungen der Supplemente gewonnen, welche die Zahl der Bände der im J. 1853 abgeschlossenen ersten Serie des Archivio auf achtundzwanzig gesteigert haben. Niemand, so glaube ich, würde darüber geklagt haben, hätte diese Serie noch irgendeinen der florentinischen Chronisten vom Ende des 15. Jahrhunderts gebracht.

9.

Erziehungswesen. Raffaello Lambruschini.

Es waren nicht blos historische Studien welche Gino Capponi in diesen Jahren beschäftigten und ihm inmitten der schwersten Prüfungen Trost gewährten. Im J. 1845 wurde zu Lugano ohne seinen Namen ein Schriftchen „Sull' Educazione" gedruckt, von ihm selbst als Fragment bezeichnet, eine Reihe hingeworfener Gedanken, theils an die Geschichte des Erziehungswesens anknüpfend, theils in freien Aeusserungen über einzelne, namentlich Cardinalpunkte. Diese Aufzeichnungen gehören wesentlich dem Jahre 1841 an, und sind nicht ohne äussere Anlässe entstanden. In Toscana liess die Regierung dem untern und mittlern Unterricht und dem Erziehungswesen grösstmögliche Freiheit. Vielmehr über ein Zuviel dieser Freiheit konnte man klagen als über Zwang. Zeugniss liefern die bunt durcheinandergewürfelten Versuche mit verschiedenen Unterrichts- und Erziehungsmethoden denen das Ausland einen Namen gemacht hatte, und die Besprechungen in der Antologia, welche sich eine so inhaltschwere Aufgabe nicht entgehen lassen konnte. Die besondern Verhältnisse und Bedürfnisse des Landes wiesen der Betrachtung und Behandlung dieser Aufgabe ihren eigenthümlichen Weg an.

Die Masse der Bevölkerung besteht aus der ackerbauenden Classe. Es ist darauf hingedeutet worden, dass ihre ökonomischen Verhältnisse günstiger sind als in andern unendlich fruchtbareren Theilen der Halbinsel. Dem toscanischen Landmann einen solchen Vorzug auch in Bezug auf seine Bildung zu verschaffen, war ein nicht neuer Gedanke. In Leopolds I. Tagen war, nicht immer mit geeigneten Mitteln, in diesem Sinne gewirkt worden. Die Akademie der Georgofili befand sich in der Lage, ihre Thätigkeit dahin zu richten. In der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre ging man mit vereinten Kräften ans Werk. In die erste Reihe trat dabei ein Mann, der auf die geistige Entwicklung der neuern Zeit bedeutenden Einfluss geübt hat und zu Gino Capponi in intime Beziehungen getreten ist.

Raffaello Lambruschini war im Sommer 1788 zu Genua geboren. Einer seiner Oheime wurde Bischof von Orvieto, eine Würde welche häufig mit der des Cardinalats vereinigt worden ist; ein anderer ging als Nunzius Papst Leo's XII. nach Paris und ist vielvermögender Staatssecretär Gregors XVI. gewesen. Dem geistlichen Stande gewidmet studirte er in Rom dann in der genannten Bischofstadt. Während dieser Studien ist er dem Oheim ins Exil nach Corsica gefolgt, als im J. 1809 napoleonische Willkür die geistlichen Hirten, welche, den Gesetzen der Kirche treu, deren Rechte nicht durch die Staatsgewalt zertreten liessen, oder dieser auch nur Verdacht einflössten, ihren Heerden und ihren Sitzen entriss. Zu Anfang des Jahrhunderts hatte sein Vater sich in Livorno niedergelassen, dann im obern Arnothale, bei dem Marktflecken Figline eine ansehnliche Besitzung erworben, die Villa San Cerbone, einst Eigenthum jener Familie Franzesi, welche durch die Betheiligung eines ihrer Mitglieder an dem gegen Papst Bonifaz VIII. ausgeführten Ueberfall von Anagni einen Platz in der Geschichte erlangt hat. Hieher kehrte im J. 1816 der achtundzwanzigjährige Abate zu den Sei-

nigen zurück, und hier, in anmuthiger fruchtbarer Gegend, wo die Verbindung mit der Hauptstadt leicht war, hat Raffaello Lambruschini bis an sein Lebensende seinen eigentlichen Wohnsitz gehabt, in einer Umgebung die selbst für das an berühmten Namen reiche Toscana bevorzugt ist. Denn zu Figline war Marsilio Ficino das Haupt der Platoniker des 15. Jahrhunderts geboren, aus dem benachbarten Incisa stammte Petrarca's Familie, aus dem auf dem rechten Arno-Ufer liegenden Terranova Poggio Bracciolini, aus dem nahen Montevarchi der Historiker Benedetto Varchi, aus dem noch nähern San Giovanni Masaccio und der erfindungsreiche Frescomaler des 17. Jahrhunderts Giovanni Mannozzi den man nach seinem Geburtsorte zu nennen pflegt. Figline gegenüber auf dem andern Flussufer liegt die Capponi'sche Villa Prulli von welcher man den castellartigen Bau von San Cerbone vor Augen hat.

Es hatte mit Lambruschini's Rückkehr in sein elterliches Haus besondere Bewandniss. Zweifel an seiner Orthodoxie versperrten ihm die geistliche Laufbahn, wenn nicht seine Ansichten ihn von selber auf dieselbe verzichten liessen. Viele Jahre lang hat man an seine Hinneigung zur protestantischen Lehre geglaubt, und mündlich wie schriftlich hat er allerdings Anlass dazu gegeben. Als nach den Umwälzungen von 1848—1849, durch gewisse Führer der wie gewöhnlich über das Ziel der Moderirten hinausgeschossenen Bewegung solche Aeusserungen, wahrscheinlich mit Uebertreibungen, veröffentlicht wurden, verwahrte sich Lambruschini gegen den denselben beigelegten Sinn, indem er offen erklärte, es sei ihm nie eingefallen sich von der katholischen Kirche trennen zu wollen. Er sei der Ansicht, dass Reformen in der Kirche nur von dem Boden ihrer Lehre ausgehn könnten, und verwerfe jede irreguläre Neuerung, während er in seinen Aeusserungen über das Tridentinum sich nicht von der schuldigen Ehrfurcht entfernt habe, mit welcher für den treuen Katholiken und für den Priester ehrbare, die Gesinnung des

Sohnes nicht verleugnende Freiheit verbunden sei. Welche Wandlungen immerhin in seinem langen Leben in ihm vorgegangen sein mögen, Wandlungen auf welche noch hingewiesen werden wird, in seiner Haltung vor der Welt hat er das Decorum nicht verletzt. Seine Thätigkeit hat ihn auf Gebiete gezogen, die zwar ausserhalb der kirchlichen Kreise lagen, aber keinen directen Widerspruch mit seinem Stande constituirten, wenn man die Jahre 1847 bis 1848 ausnimmt, wo er sich durch die herrschende Bewegung zu einer Betheiligung am journalistischen Tagewerk verleiten liess, welche für ihn nichts minder als passend war.

Im J. 1825 wurde er mit Vieusseux bekannt. Durch den väterlichen Besitz auf Landwirthschaft hingewiesen, hatte er für diese, wie für die damit beschäftigte Classe, von der man immer gerühmt hat sie bilde den tüchtigsten Theil der Bevölkerung, grosses Interesse gewonnen. Der Herausgeber der Antologia beabsichtigte die Gründung eines Organs, welches zugleich Eigenthümer und Colonen berücksichtigen, sie einander nähern, den Stand des Landmanns durch Verbreitung verbesserter Praktiken in der Agricultur und allgemeiner Bildung heben sollte. Nach den ersten Besprechungen über den Plan wurde derselbe im Hause Gino Capponi's festgestellt, indem neben Lambruschini zwei Patricier sich an der Redaction des „Giornale agrario toscano" betheiligten. Diese waren der Malteser-Comthur Lapo de' Ricci, Neffe des bekannten Bischofs von Pistoja, welcher sich viel mit Agrar-Oekonomie beschäftigte, ein frei- und scharfsinniger literarisch gebildeter Mann, dessen vielseitige Thätigkeit nicht immer zum vorgesteckten Ziel geführt hat, und Cosimo Ridolfi, für welchen die Agronomie in allen ihren Zweigen zum Lieblingsstudium wurde. Zu Anfang 1827 trat die neue Zeitschrift ins Leben, welche auf den Ackerbau und die damit zusammenhangenden Zweige umso grössern Einfluss geübt hat, da sie zur Popularisirung der von der Akademie der Georgofili über-

wiegend verfochtenen Principien der Handels- und Gewerbefreiheit diente, wie denn in spätern Jahren diese gelehrte Körperschaft die Redaction in die Hand genommen hat. Vonvornherein legte Lambruschini an den Tag, wie sehr er bei dem Unternehmen, und für den vorwaltenden Zweck, den Unterricht und die Hebung der ackerbauenden Bevölkerung, auf die Unterstützung der Landgeistlichkeit rechnete.

Dieser Unterricht hat ihm stets im Sinne gelegen. Während er sich dem agronomischen Theil seiner Aufgabe mit Eifer widmete, während er unter anderm den für das obere Arnothal besonders wichtigen Seidenbau mit grosser Aufmerksamkeit und Einsicht praktisch betrieb, und in späten Jahren eine weitverbreitete, auch in sprachlicher Hinsicht musterhafte Anweisung zu demselben verfasste, stand doch das Erziehungswesen bei ihm voran. Er empfand tief und tiefer dass mit dem materiellen Fortschritt wenig gewonnen ist, wenn nicht zugleich an die moralische Vervollkommnung des Menschen Hand angelegt wird, und die Geschichte lehrte ihn, in welchem Masse das Geschick der Staaten von den Wegen abhängt welche die Jugend der verschiedenen Stände, von den untern zu den höchsten einschlägt. Seine Thätigkeit in dieser Beziehung ist eine zwiefache gewesen. Er hat in seiner Villa Jahre lang eine Anstalt für eine beschränkte Zahl von Söhnen wohlhabender Familien geleitet. Im J. 1836 hat er die Herausgabe der Zeitschrift „Guida dell' educatore" begonnen, welche sich die wissenschaftliche Behandlung des Erziehungswesens zur Aufgabe stellte, und Italien mit den Studien und der Praxis des Auslandes, mit den Methoden Pestalozzi's, Fellenbergs, Girards, Naville's u. A. bekannt machen sollte. Schon Jahre vorher hatte er auf die Institution der Kinderbewahranstalten und auf die der Sparcassen, wobei er vor allem die untern Stände ins Auge fasste und deren Interessen berücksichtigte, unter den Ersten hingewirkt. Der Liebhaberei an den Lancasterschulen, die hier viel Geld

und viel Mühen gekostet hat, musste auch er wie Capponi und dessen Freunde Tribut zahlen.

Es hat der von Lambruschini entwickelten Thätigkeit nicht an Opposition gefehlt. Sie war zwiefacher Natur. Die Zweifel an der Orthodoxie des Lehrers und politische Besorgnisse weckten Bedenken. Einige der Männer auf deren Beistand er so für sein Institut wie für seine journalistische Thätigkeit vornehmlich rechnete, haben Zweifel und Besorgnisse verstärkt. In letzterer Beziehung war dies namentlich der Fall mit einem in Toscana völlig einheimisch gewordenen eifrigen Vertreter des Auslandes, Heinrich Mayer, aus würtembergischer Familie aber in Livorno ansässig. In Vermögensverhältnissen unabhängig, in engsten Beziehungen zu der Schweiz, zu Teutschland, zu England, hatte er sich der Pädagogik ganz gewidmet. Ein enthusiastischer Charakter, thätig, eifrig, unruhig, in seinem Fach mit reichen Kenntnissen, voll guter Absichten und Chimären, und dadurch oft irregeleitet bei der praktischen Beurtheilung und Behandlung der Dinge, an politischer Geheimbündlerei ebenso betheiligt wie an den namentlich im Pisanischen aufgetretenen protestantisirenden Versuchen. Ein anderer Mitarbeiter weckte Bedenken. Dieser war Pietro Thouar, in Florenz von Eltern niedern Standes geboren, unter Mühen und Entbehrungen aufgewachsen, mit warmer Empfindung für das Volk dessen Bedürfnisse er kannte, zu dessen Hebung er populäre Schriften verfasste welche die Sprache dieses Volkes mit Lebendigkeit und Frische reden, aber in der Vertheidigung seiner Rechte und Ansprüche schroff und absolut, und voll jenes demokratischen Eifers der in den untern Ständen vielmehr Unzufriedenheit erzeugt, als er für das Erreichte Dank erwirbt. Toscana befand sich damals, nämlich vor etwa vier Decennien, so ziemlich in der Lage Teutschlands beim nahenden Ausgang des letzten Jahrhunderts, wo das klare Erkennen der Mängel des Erziehungswesens keineswegs mit gleich klarer Einsicht in die Anwendbarkeit der Mittel der

Abhülfe verbunden war, und man auf die gefährliche Bahn der experimentirenden Systeme gerieth ohne die Consequenzen gehörig zu ermessen.

Noch andere Zweifel jedoch, solche welche Lambruschini's pädagogische Principien an sich betrafen, stiegen auf als diese Principien immer grössern Wirkungskreis gewannen. Es handelte sich vorerst um die Entwicklung der Fähigkeiten und Begriffe in dem Kinde, um die Beurtheilung der Receptivität des Einzelnen im Verhältniss zu der Masse, um die Berechnung der von der Erziehung zu erwartenden Wirkungen, um den Zweck dieser Erziehung in der Combinirung der Rechte des Individuums und des Staates, um das Verhältniss des Schulunterrichts zur religiösen Unterweisung, wobei die Beziehungen zu Kirche und Clerus von selber in Betrachtung gezogen wurden. An den Besprechungen über diese wichtigen Fragen hat auch Gino Capponi theilgenommen. Er hat es auch hier auf die ihm eigenthümliche Weise gethan, welche die specielle Polemik ausschloss, während sie einen Gegenstand ohne systematische Gliederung in freier Behandlung von verschiedensten Seiten betrachtete und erläuterte, manches nur berührte indem sie anderes zu ergründen suchte, häufig vielmehr anregte und zu denken gab, als dass sie die Materie erschöpft hätte. Die kleine Schrift über Erziehung ist in ihrer knappen rasch erweglichen Form das originellste und prägnanteste seiner literarischen Erzeugnisse. Zu einer Zeit geschrieben, als, seinem Ausdruck zufolge, ein ernster, vielleicht der ernstlichste Kampf gekämpft und fast vollständig entschieden, die Erziehung aus den Händen des Clerus genommen war, behandeln diese Blätter die Frage, was bei dem herrschenden vagen Eklekticismus, bei der Gefahr neuer Pedantereien an Stelle der alten, geschehen soll um den Menschen, wie äusserlich, auch innerlich wahrhaft frei zu machen, und dem Vaterlande eine männliche Erziehung zu geben.

Die Schrift warnt vor Rousseau'schen Versuchen die

sie mit Systemen des Alterthums vergleicht; sie warnt überhaupt vor Theorien — „mit Theorien erzieht man ebensowenig Kinder, wie man mit Theorien lebt". Sie zeigt wie das Christenthum die Betrachtung des Menschen über sich und seinesgleichen vom Aeusserlichen auf das Innere, von der Handlung auf die Motive übertrug, und wie infolge der durch dasselbe umgewandelten Geschicke und Gestalt der menschlichen Gesellschaft der Kirche die Leitung der neuen Civilisation anheimfiel, indem sie die Wissenschaft der Moral beherrschte, die einen Theil der religiösen bildet und dieser Civilisation das Gepräge giebt. Die weltliche Wissenschaft nahm die weltlichen Dinge in die Hand, nachdem die Lehre des Evangeliums ihr den Boden bereitet und geebnet hatte, wodurch ein Gegensatz zwischen ihr und dem Evangelium vonvornherein, dem Princip nach, ausgeschlossen bleibt. Mit dem Fortschritt der weltlichen Wissenschaft musste aber auch der analytische Geist sich verstärken, der viele Jahrhunderte hindurch durch das Autoritätsprincip zurückgedrängt, gegenwärtig für den menschlichen Geist die Gefahr nahe bringt, die Dinge wie durch das Mikroskop zu schauen, welches das Kleinste unendlich vergrössert und das Grosse nicht fasst. „Die Gleichheit, welche die auf die menschliche Gesellschaft angewandte Analyse ist, empfing ihre erste Weihe von der religiösen Empfindung, welche den niedrigsten Stand durch die Menschenwürde adelt. Das Mittelalter hindurch blieb sie ein Lehrsatz, da die Zeitrichtung sie nicht zu einer socialen Thatsache werden liess. Auf Erreichung des thatsächlichen Standpunktes sind alle Bemühungen unserer Zeit gerichtet, einerseits mittelst Bethätigung des veredelnden Gefühls welches die verschiedenen Classen der Menschheit zu gleicher Höhe emporhebt, andererseits durch Anwendung der Kritik welche die Fundamente aller Grösse, auch der moralischen discutirt. So ist nun aber diese Gleichheit ohne gemeinsame und klar definirte Ideen, indem die Kritik die Ideen auflöst und keine Auto-

rität sie zusammenhält noch stützt. Wo es keine Gemeinsamkeit von Ideen giebt, ist eine gemeinsame Erziehung nicht möglich. Die öffentliche Erziehung ist heute die Aufgabe unablässiger Reden und Bemühungen. Es reicht jedoch nicht hin, eine Masse Kinder zu vereinigen, um zu glauben man habe sie zusammen erzogen. Es reicht nicht hin, durch Kunst und materielle Gleichartigkeit von Methoden Körper und Geist dressirt zu haben. Wenn die heutige Generation, mit sich selber uneins, nicht weiss welchem Ziele sie die nachfolgende zuführen soll, wenn weder Autorität die Geister schult noch wahrer Herzensdrang sie antreibt, so enthüllen alle Reden und Bemühungen mit der Krankheit die Ohnmacht der Heilmittel, und nie vielleicht ist die Wirksamkeit der Erziehung geringer gewesen als in unserer Zeit.

„Dies darf nicht Wunder nehmen. Die Erziehung erreicht umso mehr, je mehr sie an vaterländischen und religiösen Institutionen festhält. Von diesen aber wollen wir Abstand nehmen, während jene uns fehlen. In Wahrheit empfehlen heute die Erzieher die Religion als nothwendiges Ingrediens. Aber mit Recht hat man gesagt, sie werde in homöopathischen Dosen und mit Reagentien gereicht, damit ihre Herbheit nicht schade, und die schwache Stimme unserer Herzen verräth wie wenig davon übrigbleibt. Alles redet heute vom Vaterland, aber die Begriffe von Stadt und Nation, von christlicher Gesellschaft und socialem Humanitarismus schwimmen durcheinander. Dies erklärt, wie in früherer Zeit die Erziehung weit grössere Wirkung übte als jetzt, und warum die ältern Anstalten, mögen ihre Methoden immerhin mit modernen Anschauungen im Widerspruch stehn, eine gewisse Kraft und Sicherheit bewahrten, die den neuen fehlt. Sie wussten wohin sie gingen, diese wissen es nicht. Dies Nichtwissen führt aber zu einem bemerkenswerthen Factum. In Ländern die in Bezug auf Clima, Religion, politische Formen, Sitten und Gebräuche voneinander verschieden sind, ver-

sucht man es mit denselben Erziehungssystemen, und Leute, deren Ideen nach allen Richtungen auseinandergehn, erwarten von denselben gleiche Früchte. Daraus ergiebt sich, dass ihre Tauglichkeit überhaupt problematisch ist, und Verallgemeinerung ein positives Ziel ausschliesst.

„In der Mehrzahl der Staaten war die Erziehung nicht Sache der bürgerlichen Gemeinschaft sondern der Kirche. Die Völker waren damit einverstanden, so lange der Clerus, der Nation voranstehend, auf dem intellectuellen, dem bürgerlichen, dem politischen Gebiete mit ihr zusammenging. Die Fürsten erhielten den Clerus willig in der Ertheilung des Unterrichts, da sie erkannten dass beide, die weltliche und die geistliche Gewalt, während sie sich zugleich befestigten und beschränkten, einander stützen mussten, wogegen grössere Freiheit populärer Institutionen ihnen Verdacht weckte. Als man später dem Clerus die Erziehung nahm, hatten Fürsten und Völker, unbekannt mit ihrer Leitung, keine für die neuen Zustände geeignete Form in Bereitschaft, wussten auch nicht wie sie eine solche schaffen sollten, während das Jahrhundert selbst mehre der ewigen und gemeinsamen Gesetze der Menschheit leugnete weil sie alt waren. Mit dem Negiren aber gründet man nichts, und wenn die Erziehung sich mit den den Staat stützenden bürgerlichen und religiösen Ordnungen in Widerspruch setzt, ist es vergeblich zu hoffen, sie werde Einfluss und Wirkung einer öffentlichen Institution erlangen. Auf der einen Seite werden die legalen Disciplinen stehn, den Einklang der Geister zu behindern fähig, unvermögend ihn herbeizuführen. Auf der andern stehen die neuen Doctrinen, denen von ihrem oppositionellen Ursprung immer etwas ankleben bleibt, und welchen die zum Erziehen nöthige Autorität abgehen wird. So verhält es sich bei uns mit Clerus und Neuerern. Darum rufe ich Beiden zu: vereinigt euch! Im Grunde der menschlichen Herzen und Gedanken waltet das Bewusstsein eines andern Daseins ob; darum muss dem Clerus ein wichtiger Antheil an den Dingen des gegen-

wärtigen bleiben, wie er ihm stets geblieben ist. Der Clerus handelt unklug, indem er die Forderungen der Zeit verkennt, unkluger handeln die welche des Clerus entrathen zu können meinen. Der Mensch muss seinen Blick von wechselnden Anschauungen zu den unwandelbaren Bedingungen der Menschheit erheben, soll nicht die Sprache des Tags von der des Gewissens verneint werden. In meinen Augen ist die Religion die einzige Erzieherin; alle moralischen Discurse dünken mich eitel, wenn sie die Lehre des Evangeliums nicht zu Grunde legen. Dem Clerus den ihm gebührenden Antheil an der moralischen Unterweisung der Kinheit- und Jugendjahre nehmen, wäre nach meiner Ansicht eine Unmöglichkeit und ein Unrecht."

Diese Worte sind vor beinahe vier Decennien geschrieben worden.

Dritter Abschnitt.

Antheil an der Politik.

1.

Vorbedeutungen der Bewegung.

Als im December 1818 Gino Capponi nach dem Besuch in Oberitalien in Paris verweilte, schrieb ihm Giovan Batista Niccolini: „Ich stimme darin überein dass es besser ist mit den Lombarden zu scherzen als mit den Toscanern zu schlafen. Hätten Müssiggang und Aberglaube einen Palast, wie die Poeten ihn für Schlaf und Neid ersonnen haben, so würde ich demselben ohne Bedenken seine Stelle in Florenz anweisen.“ Beinahe ein Vierteljahrhundert später schrieb Giuseppe Giusti, der rasch berühmt gewordene Satiriker an Massimo d'Azeglio, dessen Roman „Niccolò de' Lapi“ im Sommer 1841 zu Mailand erschienen war: „Kommen Sie nach Florenz zurück — wir erwarten Sie mit offnen Armen. Wir Toscaner sind die seltsamsten, die mindest ruhmbegierigen, die seligsten Friedfertigen der Halbinsel. Seit dreihundert Jahren wiegen sie uns ein: wer sollte da nicht in Schlaf fallen? Erinnert uns aber Einer daran dass wir einmal wach waren, so sind wir ihm dankbar; wir beginnen schon uns zu strecken und denken uns die Strümpfe anzuziehen. Kommen Sie, Sie werden uns noch mit der Schlafmütze, aber mit den Füssen ausserhalb der Betttücher finden.“ „Hier“, schreibt er ein andermal, „ist Gähnen der tägliche Hymnus.“

Was man von solchen Aeusserungen zu halten hat, ist nicht schwer zu sagen. Wie es im J. 1818 stand weiss ich allerdings nicht aus eigener Erfahrung — im J. 1841 gähnte und schnarchte man aber in Toscana keineswegs. Es ist die thätigste und glücklichste Zeit der Regierung Leopolds II. gewesen. In allen Zweigen, in Industrie und Handel, in Literatur und Unterricht, in den öffentlichen Arbeiten, Bauten, Meliorationen herrschte die grösste Rührigkeit. Wer Toscana nach den Schilderungen des eben genannten jungen Dichters beurtheilen wollte, die um jene Zeit ungedruckt schon in Aller Munde waren, würde sich täuschen, so viel Treffendes in ihnen ist, denn Giuseppe Giusti, ein Sittenmaler wie es nicht viele giebt, stand zu sehr unter der Herrschaft des eignen grossen Talents für Witz und Satire, für heitre Laune und scharfen Spott, um Freiheit ja Billigkeit der Anschauung zu wahren. Die zahlreichen Fremden welche im Spätsommer jenes Jahres Toscana besuchten, nahmen von Volk, Verwaltung, Wohlstand, Gesinnung und Gesittung die allergünstigsten Eindrücke mit. Bald sollte auch jene Bewegung nicht fehlen, welche Solche, die einst mit Lamartine wegen seines „Landes der Todten" gegrollt, aber selber ungefähr dasselbe Lied angestimmt hatten, vermissten. Als diese Bewegung im J. 1843 auf literarischem Felde ihren Anfang nahm, ahnte noch niemand, wie bald ein Zusammenwirken aussergewöhnlicher Umstände sie aus den Lesezimmern und literarischen Kreisen auf den Markt und in die Gasse verpflanzen würde.

Den Anfang machte Niccolini's Tragödie „Arnaldo da Brescia". Lange hatte er geschwiegen. Seit dem „Procida" war nichts von ihm über die Bühne gegangen. „Lodovico il Moro", 1834 gedichtet, war mit seinem überwiegend politischen Inhalt für die Darstellung wenig geeignet, obgleich er ursprünglich dafür bestimmt gewesen, wie denn auch vierzehn Jahre später eine Künstlerin, weit grösser als diejenige für welche die Rolle der Isabella von Aragon

geschrieben worden war, nämlich Adelaide Ristori, dem Stück keinen Erfolg zu sichern vermocht hat. Das neue Drama, bei welchem der Dichter wol vonvornherein kaum an die Bühne gedacht hat, zündete wie der Blitz, als es im Herbste 1843, in Marseille gedruckt, in Florenz ohne Vorwissen der überraschten Behörden ausgegeben wurde. Ungeachtet des Ungewöhnlichen dieses alle Regeln und Grenzen der italienischen dramatischen Kunst misachtenden dichterischen Werkes, ungeachtet der ergreifenden Momente welche über manche trockne Dissertationen, der hohen poetischen Schönheiten welche über manche Längen hinweghelfen, würde der Effect kein so grosser gewesen sein, wäre sein Erscheinen nicht mit einer Stimmung zusammengetroffen, die für Stoff und Motive empfänglich machte, wie immer es mit der Behandlung und den durch die durchscheinenden religiös-politischen Intentionen geweckten scharfen Contrasten stehn mochte.

Selten sind bei literarischen Erscheinungen verschiedene Meinungen und Stimmungen so laut und hart auf einander geprallt wie in diesem Moment. Kaum war der Arnaldo da, so erschien Vincenzo Gioberti's weltberühmtes Buch: „Del Primato morale e civile degli Italiani". Eingestandenermassen durch Gioberti angeregt, trat Cesare Balbo zu Anfang 1844 mit den „Speranze d'Italia" hervor. Schlag auf Schlag drei Werke, wie die italienische Literatur lange nichts ähnliches hervorgebracht hatte, ihrer Natur nach voneinander sehr verschieden, aber alle drei italienisch und patriotisch, und jedes derselben voll Actualität, mochte immerhin der Stoff des einen zeitlich ferne liegen, die philosophische Form des andern sich an kleinere Kreise wenden, das politische Ziel des dritten hinter unwahrscheinlichen Eventualitäten in die Ferne gerückt erscheinen. Der Boden war vorbereitet. Die sectirerischen Wühlereien, seit dem Jahre 1831 mit der Giovine Italia als Mittelpunkt, hatten weder im Sinne Niccolini's noch im Sinne Gioberti's und Balbo's, die Gemüther bearbeitet.

Aber indem sie, wesentlich vom Auslande her, im Stillen immer weiter eindrangen, begegneten sie auf ihrem Wege manchen Anschauungen und Tendenzen der stets zunehmenden grossen liberalen Partei, welche mit dem Bestehenden unzufrieden einen Wechsel ersehnte, ohne ihn durch geheime Gesellschaften und Verschwörungen herbeiführen zu wollen. So war auf den verschiedensten Punkten, meist ohne dass es augenblicklich zum Vorschein kam oder man sich dessen klar bewusst war, eine Bewegung entstanden, die je nach den Umständen einen wohlthätigen oder einen gefährlichen Verlauf nehmen konnte. Die Geschichte dieser bedeutsamen Bewegung ist zu oft in verschiedenem Sinne behandelt worden, als dass eine eingehendere Charakteristik derselben hier an ihrer Stelle wäre.

Die Niccolini'sche Tragödie, im wesentlichen ein Werk der Mitte der dreissiger Jahre, war für Gino Capponi nichts Neues. Der Dichter pflegte ihm all' seine Arbeiten mitzutheilen, an alle hat er, abwägend und bessernd, Hand gelegt. Die Publication hat dennoch das alte, wie es schien für das Leben geknüpfte Freundschaftsband zerrissen. Die Gioberti'schen Ideen, welche das Papstthum an die Spitze eines regenerirten Italiens stellten, hatten mächtig zu wirken begonnen. Capponi, gleich streng und aufrichtig katholisch wie Niccolini unstät freigeisterisch war, vertraute ebensofest auf eine durch künftige Einwirkung des von momentanen und weltlichen Uebelständen befreiten Papstthums dem katholischen Princip wiedergewonnene Welt, wie dieser sich von einer, seiner Annahme nach, der Aeusserlichkeit und irdischen Zwecken verfallenen Kirche abwandte, sich gegen eine Versöhnung mit derselben erklärte. Capponi und Tommaséo stimmten in Sinnesart und Blick in die Zukunft mit Wilhelm Emanuel von Ketteler überein, der manche Jahre später schrieb, es liege ihm immer im Sinne dass eine Zeit kommen müsse, wo Gott der Welt einen Papst senden werde, der alle göttlichen Kräfte in der Kirche anzuregen verstehe. Der Contrast konnte nicht stärker sein.

In Niccolini's Wohnung ist es in Gegenwart Silvestro Centofanti's zu einer peinlichen Scene zwischen ihm und Capponi gekommen. In leidenschaftlicher Erregung scheint er das Mass einer aus historisch-kirchlich-politischer Meinungsverschiedenheit entsprungenen Differenz überschritten zu haben. Capponi stand auf und reichte dem Erhitzten die Hand mit den Worten: „Bleibe du Gibelline — ich bleibe Guelfe, aber lass uns Freunde bleiben." Niccolini verweigerte den Handschlag. Sie sind bis zu spätesten Jahren nicht wieder zusammengekommen.

Die Contraste der Meinungen dieser Zeit waren allerdings zu schneidend, um einen reizbaren Mann wie Niccolini nicht aus dem Gleichgewicht zu bringen, welches er überhaupt nur mit Mühe bewahrte. Der Arnaldo erregte wie gesagt colossales Aufsehen, aber die vorherrschende Strömung wurde doch bald eine conträre. Die seinen Anschauungen widerstrebenden Meinungen hatten den grossen Vortheil, dass sie klarer definirt waren. Der Gibellinismus der Tragödie war ein noch weit mehr auf sich selbst gestellter, eine Partei für sich, als jener des Dichters der Göttlichen Comödie. Der Held derselben vertritt das Princip der Glaubensfreiheit gegen den Papst wie das der Nationalität gegen den Kaiser, und nur dadurch, dass der Kampf gegen die Kirche in dem Drama die grössere Rolle spielt, die antikirchliche Gesinnung sich intensiver ausspricht, entsteht ein Neogibellinismus, der mit dem alten unendlich weniger zu thun hat, als der mit den Anschauungen vergangener Zeiten damals mit Macht hervorbrechende Neoguelfismus. Selbst Besonnenere, wenn sie von der Strömung nicht fortgerissen wurden, empfanden doch deren Einfluss so sehr, dass sie nicht gehörig beachteten, was in Gioberti's Meinungen Wahres und Falsches lag, was zu diesem Bunde des Papstthums mit der Demokratie von Lamennais'schen Ideen herbeigeholt war, wie in Balbo's Buche Wirkliches und Ideales auseinanderging und die Erreichung des Zieles gerade von demjenigen abhängig gemacht wurde, was im

Moment als das Schwierigere erschien. Denn diese Voraussetzung war das Ablassen von den Secten und Verschwörungen, in denen das politische Leben in Italien sich lange beinahe allein geäussert hatte, und deren Spitze namentlich gegen das Papstthum gerichtet war, während die Machtlosigkeit der Fürsten infolge ihrer herkömmlichen Vereinzelung fortwährte.

Wie dem immer sein mochte, der Neoguelfismus gewann täglich an Macht, und der Dichter des Arnaldo empfand es. Cesare Balbo hatte in seinem Buche dessen Auffassung des historischen Charakters des Süjets wie seine Intention getadelt. Er rügte dass Vaterlandsliebe wenig mit dem Bestreben harmonire, den Schwerpunkt in Streitfragen vergangener Zeiten zu legen, und dass die Verherrlichung des Häretikers des 12. Jahrhunderts sich schlecht mit den nächsten Consequenzen seiner Wirksamkeit vertrage, mit der Thatsache dass die Erhebung der Lombarden damals ohne Unterstützung von dem Papstthum blieb, welches später zum Siege ihrer Sache so mächtig beitrug. Dies war für Niccolini zu viel, und steigerte seine Gereiztheit zu dem Grade, der zu dem erwähnten Zerwürfniss führte.

Beim Erscheinen des Arnaldo war ich in Berlin. Das Drama machte grossen Eindruck auf mich, wie denn inderthat die italienische Literatur nichts ähnliches hervorgebracht hatte. In einem zu Anfang Januar 1844 in dem von Friedrich von Raumer gegründeten wissenschaftlichen Verein gehaltenen Vortrage über die poetische Literatur der Italiener im 19. Jahrhundert, wies ich auf die literarische Bedeutung des Arnaldo hin, von dessen politischen Peripetien noch keine Rede sein konnte, obgleich man sie ahnen mochte. Es genügte auf das Werk aufmerksam zu machen, von welchem ein berliner Buchhändler einen Nachdruck, Bernhard von Lepel, der Verfasser der Römischen Gesänge, eine gelungene Uebertragung herausgab. Am 6. October schrieb Niccolini mir folgenden Brief, den einzigen den ich

von ihm erhalten habe. Sein Gemüthszustand spiegelt sich klar in den Zeilen.

„Ihrer Güte und Beachtung verdanke ich die in Berlin und in ganz Teutschland meiner Tragödie zutheil gewordene günstige Aufnahme. An derselben ist vielleicht nichts zu loben als der Muth, sie gedruckt und unter meinem Namen herausgegeben zu haben. Manche von denen die in Italien das Feld der Literatur beherrschen, sind mir zuwider, und indem sie mit den gewohnten Künsten schamlos Falsches für Wahres ausgeben, begnügen sie sich nicht mit der Lüge sondern verleumden mich. Diese Leute mühen sich ab, Schriftwerke für Sacristeien zu fördern, und uns zu Gottes Ehre zu Eunuchen zu machen. Mögen sie thun was sie wollen: ich werde es nie bereuen den Versuch gemacht zu haben, die Ansichten, welche heute auf Abwegen sind, auf eine richtige Bahn zu lenken, und wenn ich irrte, tröste ich mich mit Alighieri zu irren. Inderthat ist es nicht anständig, Einen anzugreifen der sich nicht zu vertheidigen vermag, wie es in meinem Falle ein piemontesischer Graf gethan hat. Dies ist aber der Reiter-Vortrab der heute fast in ganz Italien obsiegenden Jesuiten, und des Sant' Uffizio, welches, wenn Gott uns nicht beisteht, überall wiedererstehn wird. Inmitten so schlimmer Zeiten und Dinge ist es beinahe unmöglich Gemüthsruhe zu bewahren, und wir Italiener sind nothwendigerweise Parteileute. Diese Betrachtung muss zur Entschuldigung der in den Anmerkungen zum Arnaldo vorkommenden scharfen Worte gegen die Teutschen dienen; was in der Tragödie vorkommt, ist durch die Natur des Gegenstandes bedingt. Italien ist eine schmutzige Lagune, in welche der Abfall der teutschen und französischen Tafeln geworfen wird — wir sind die Fische die auf der Oberfläche erscheinen und Alles verschlingen. Aber ich fühle dass die Geduld mich verlässt. So wiederhole ich Ihnen den Ausdruck aufrichtiger Erkenntlichkeit für Ihre Bemühung, Ihre Landsleute, deren Biederkeit und Wissen

ich wahrhaft hochschätze ohne alle ihre Meinungen zu theilen, mit meiner unbedeutenden Arbeit (tenuissimo lavoro) bekanntzumachen. Der in Teutschland mir gewordene Beifall ist der einzige Trost inmitten der vielen Verfolgungen, die gegen mich ins Werk gesetzt werden, und öffentlich sich auch gegen meine Person richten würden, wenn ich nicht das Glück genösse, Unterthan des trefflichen Grossherzogs von Toscana zu sein."

Der treffliche Grossherzog! Im Munde eines Mannes wie Niccolini war dies keine Phrase, und doch war es bei Vielen schon auf bestem Wege Phrase zu werden, welche gelegentlich andern Zwecken dienen sollte. Die Bewegung verlor rasch ihren harmlosen Charakter, sprang vom literarisch-speculativen Felde auf das politische über. Die Anlässe kamen überwiegend von aussen, aber auch an innern fehlte es nicht. Gerade in diesem Moment verlor Toscana die beiden Männer, in welchen, so verschieden ihre Naturen waren, die Tradition der alten Zeit und der Leopoldinischen Staatsprincipien gleichsam verkörpert erschien. Vittorio Fossombroni starb im J. 1844, wenig über ein Jahr später Neri Corsini. Ersterer, neunzigjährig, lebte längst von den Geschäften ferne, hatte jedoch immer noch einen gewissen Einfluss auf dieselben bewahrt, da Don Neri an seine Mitwirkung gewohnt, selbstischem Ehrgeiz unzugänglich war. Bei dessen im November 1845 erfolgtem Tode machten die persönlichen Anschauungen des Grossherzogs, für welchen zwei Decennien Regierung in dieser Beziehung nicht fruchtlos verstrichen waren, sich in höherm Grade als bisher geltend. Oder vielmehr wurden diese Anschauungen sichtbarer, weil die öffentliche Meinung seinen neuen Rathgebern, alten aber nun vom zweiten auf den ersten Platz gerückten Beamten, nicht die Autorität einräumte, die sie ihren Vorgängern zugestanden hatte. Bei den sonst glücklichen Verhältnissen des Landes und der Sinnesart der immensen Majorität, wäre alles dies von ungleich geringerer Bedeutung gewesen, Vertrauen und

Zuneigung, welche Lepold II. entgegenkamen, würden über manche Schwierigkeiten und über geheime Hetzereien hinweggeholfen haben, wäre nicht durch Bewegungen im Nachbarlande Toscana in Mitleidenschaft gezogen worden, wobei die Keime innerer Uebelstände sich naturgemäss entwickeln mussten.

Die im J. 1838 von den fremden Truppen geräumte Romagna fand keine Ruhe. Im J. 1843 nahm dort das fortwährend unterderhand thätige Sectenwesen bedrohliche Verhältnisse an, und veranlasste die Regierung zu Vorkehrungen und Massregeln, welche, gut oder schlecht, Aufregung und Misvergnügen steigerten. Am 23. September 1845 erhob sich in Rimini der Aufstand, eingeleitet durch ein an Fürsten und Völker Europa's gerichtetes Manifest der „Bewohner des Kirchenstaats", aus der Feder eines Mannes der fünfzehn Jahre später bei der Losreissung der Provinz von der päpstlichen Herrschaft die Führung übernahm, Luigi Carlo Farini Arzt aus Russi im Gebiet von Faenza. Das Manifest, welches mehrfach an die in Gregors XVI. erster Regierungszeit von der Diplomaten-Conferenz aufgestellten Vorschläge für die Umgestaltung der Regierung des Kirchenstaats anknüpfte, hielt sich, soferne es sich nicht um die Schilderung dieser Regierung handelte, innerhalb gewisser Grenzen, und konnte somit auch auf Gegner von Revolutionen Eindruck machen. Die Thatsachen waren aber wieder die alten: ein ganz gewöhnlicher Putsch, auf Ueberwältigung der kleinen Garnison von Rimini berechnet. Der Aufstand, woran die Bevölkerung sich nicht betheiligte, wurde rasch unterdrückt. An der toscanischen Grenze, die hier im Gebiet von Forli hart an das romagnolische Flachland herantritt, kam es noch zum Kampfe zwischen päpstlichen Truppen und flüchtigen Banden, die sich auf grossherzogliches Gebiet warfen, wo sie durch die Gendarmerie entwaffnet und später nach Frankreich eingeschifft wurden.

Die romagnolischen Unruhen boten Massimo d' Azeglio, welcher wieder in Toscana verweilte und sich nun nicht

blos mit Kunst und schöner Literatur beschäftigte, Anlass zu einer Schrift, welche zwar Sectenwesen und Empörung entschieden tadelte, aber Verfassung und Verhalten der päpstlichen Regierung als Grund der unerträglichen Zustände in diesem Theile Italiens ebenso entschieden verklagte. Die Schrift wurde heimlich in Toscana gedruckt und verbreitet. Es war ein Unrecht: der Verfasser musste die Gesetze des Staates beachten, der ihm Gastfreundschaft gewährte. Er hätte gleicherweise die Stellung der grossherzoglichen zur römischen Regierung berücksichtigen sollen, welche, niemals ohne Schwierigkeiten, solche gerade damals in erhöhtem Maase darbot, da der Zusammenhang der Unruhestifter mit toscanischen Mazzinianern in Rom wohlbekannt war. Es handelte sich nicht um vage Vermuthungen. Vom Jahre 1840 an hatte die Giovine Italia ihre Verbindungen in Toscana ausgebreitet. Wenn deren Zielpunkte damals weniger im Lande selbst als im Kirchenstaat und Neapel lagen, so war die Gefahr doch auch für ersteres reell. Die Ausweisung Azeglio's und die Auslieferung eines wider sein Versprechen aus Frankreich zurückgekehrten Chefs des Putsches an die päpstlichen Behörden, waren beinahe gleichzeitig. Die Auslieferung konnte toscanischerseits nicht füglich verweigert werden; die Ausweisung des hochgestellten und populären Mannes war ungeachtet seines nicht correcten Verhaltens ein arger politischer Fehler.

Gino Capponi und Azeglio waren einander immer näher getreten. Dennoch fehlte viel dass sie miteinander eins gewesen wären. Capponi hatte für Piemont gerade keine Vorliebe, so sehr er die tüchtigen Eigenschaften im Volkscharakter erkannte und, wie wir sahen, sehr wohl empfand dass in demselben etwas lag was den Toscanern fehlte. Die ersten Jahre von Carl Alberts Regierung waren nicht von der Art gewesen, seine Sympathie für diesen zu steigern — man weiss ja überhaupt, welche Ansicht noch zu Ende der dreissiger Jahre über den König vorherrschte,

und wie auch in der Poesie die herben Nachklänge von 1822 statt zu verstummen wieder lauter ertönten. In seinen Erinnerungen hat Capponi, an die früheren Beziehungen zu Carl Albert anknüpfend, Azeglio's und seiner neuen politischen Mission gedacht. „Nach der Thronbesteigung des Prinzen von Carignan bin ich ihm ebenso wenig als vorher nahegetreten, ausser dass Grüsse und höfliche Worte zwischen uns gewechselt wurden, namentmentlich seit er im J. 1845 Oestreich gegenüber eine andere Stellung einzunehmen begann. Damals wollte man in Italien eine piemontesische Partei bilden, ein Gedanke der in Azeglio seinen Urheber und vornehmsten Vertreter fand. Ich scheute mich immer vor Parteien, und in dieser schien mir das Piemontesenthum zu überwiegend, sodass, um sie zu legitimiren, Piemont Italien werden musste, was damals ausserhalb kühnster Voraussetzungen lag. Als Azeglio mir die ersten darauf bezüglichen Worte sagte, hörte ich ihm mit freudiger Bewegung zu — seit so langen Jahren waren es die ersten, die nicht ganz in der Luft schwebten. Dennoch trat ich aus meiner gewohnten Zurückhaltung nicht heraus, denn ich habe jederzeit einen unbezwinglichen Widerwillen empfunden, zum Demoliren die Hand zu bieten. Ich folgte den Ereignissen, indem ich soviel an mir lag mir die Freiheit des Urtheils über dieselben bewahrte, und ich fand keine Veranlassung mich Carl Albert zu nahen."

Die Schrift über die romagnolischen Vorfälle hatte der Autor dem florentiner Freunde vorgelesen. „Dies ist der rechte Weg", hatte Capponi ihm gesagt, „dies ist der Ton, diese sind die Dinge die zu sagen waren. Gott segne Sie!" Er selbst schrieb über jene Ereignisse einen Aufsatz, der noch im J. 1845 in einem in Paris erscheinenden italienischen Journal gedruckt wurde. Im Eingange spricht er die Hoffnung aus, dass der bezwungene Aufstand nicht zu neuen Gewaltmassregeln und verstärktem Druck Anlass bieten werde, und weist nach, wie die politische

Lage dieser Provinz, und die Verkettung der weltlichen Frage mit der geistlichen und mit der Nothwendigkeit des päpstlichen Principats, den Revolutionsversuchen jede Aussicht auf Erfolg benehme. „Die päpstliche Regierung hält sich aufrecht weil Alle das Bedürfniss empfinden, dass das Haupt der katholischen Kirche vom Willen eines andern Fürsten unabhängig und vor der Unordnung eines Volksstaates geschützt sei. Die Souveränität wurde dem Papste verliehen um seine Unabhängigkeit zu sichern. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, ist diese Souveränität nicht blos gerechtfertigt sondern nothwendig, und in der Geschichte erscheint sie ihrem Ursprung nach legitimer als irgendeine andere, wie sie mehr als irgendeine andere auf Zustimmung der Völker gegründet ist.“ Der in den Bedingungen und der Praxis aller Regierungen vorgegangene Wechsel, so führt er aus, hat jedoch auch im Kirchenstaat stattgefunden, und hier ist die Unverträglichkeit der modernen Formen mit dem Charakter der zur Verwaltung Berufenen, am auffallendsten geworden. Nirgend so wie hier ist die Theilung der Gewalten vonnöthen, umsomehr als die Natur des Pontificats es mit sich bringt, dass es sich mit Elementen der ganzen christlichen Welt umgiebt, die eben deshalb dem Kirchenstaat fremde sind. Ein Papst, der an der Spitze des Staates, nicht der Regierung steht, ist das einzige Mittel den Knoten zu lösen. Es muss eine nationale und eine Laienregierung sein, sonst wird der Zwiespalt zwischen Papst und Volk ein unheilbarer. Die Autorität des Papstes ist nicht gefährdet; Roms eignes Interesse gewährleistet sie. Rom bedarf des Papstes mehr als der Papst Roms. In dem vom heiligen Collegium umgebenen Papste würde die Souveränität sicherer und unverletzlicher sein, als in der Person irgendeines weltlichen Fürsten. Sollten infolge der neuen Staatsverfassung seine Einkünfte nicht hinreichen, seine hohe Stellung aufrecht zu halten, so dürfte es nicht schwer sein, die Beziehungen zu Fürsten und Ländern auf eine Weise zu gestalten,

welche einem Theile der einst nach Rom geflossenen Geldmittel eine neue, die veränderten Verhältnisse des Pontificats berücksichtigende Bestimmung gäbe.

„Ich weiss sehr wohl", schloss der Aufsatz, „Reformen von solcher Tragweite sind nie gerne noch durch spontane Concession ertheilt worden, sondern der Verlauf der Zeiten oder Nothwendigkeit hat sie herbeigeführt. Hier drängt aber Nothwendigkeit, die Zeiten haben sie gezeitigt, Gewalt droht sie ins Leben zu rufen. Die Aufständischen der jüngsten Tage haben sich nicht wie vordem gegen die Priester als Priester, nicht gegen die Altäre erhoben, sie haben die päpstlichen Wappenschilder nicht vernichtet noch dem Papste die Unterthanentreue abgesagt. Sie haben von ihm eine christliche Regierung, Gerechtigkeit und Gesetze verlangt wie sie für civilisirte Völker passen. So ist heute auch bei erbitterten Leuten das Begehren gemässigt, Besonnenheit siegt über ungestümen Drang. Jeder gesteht dem Papste seine Herrschaft zu, selbst Solche die zumeist darunter leiden. Die Zeiten haben dem Papste diese Herrschaft gegeben und mit den Traditionen soll man nicht brechen. War es einst vom Uebel dass der Papst nicht Herrscher war, heute wäre es ein grösseres Uebel, wenn man ihm die Herrschaft nähme. Aber ein Principat dieser Art verlangt andere Räthe, andere Institutionen, andere Gesetze. Entweder gewährt der Papst sie Schritt für Schritt, oder beim ersten Sturmeswehen nöthigt blinde Gewalt sie ihm auf. Die Trennung der geistlichen von der bürgerlichen Regierung ist das einzige Mittel die gegenwärtigen Schwierigkeiten zu besiegen. Eine Entwicklung zu beschleunigen, welche die Zeit zur Reife bringen soll, ist heute Aufgabe aller Freunde der Religion und Italiens. So viel an ihnen liegt, müssen sie in Wort und Schrift die Ansichten kundgeben, welche Allen im Sinne liegen. Vor allen aber müssen die italienischen Fürsten zur Hülfe bereit sein. Sie können nicht unthätig bleiben, wenn des Nachbars Haus brennt oder einstürzt.

Es giebt unter diesen Fürsten solche, deren militärische Macht und politische Stellung ihnen Achtung verschaffen müssen, wenn sie eines Tages erklären dass sie nicht länger ruhig zusehn wollen, wie der Fremde Herr und Hüter Italiens ist."

Diese Worte zeigen zur Genüge welche die Ansichten, Wünsche, Erwartungen des Schreibers waren. Sie zeigen wie die innere Bewegung auch in dem friedfertigsten Theile der Halbinsel und bei denen, die dem Conspirationswesen durch ruhig gesetzliche Entwicklung zu steuern wünschten, im Wachsen war, wie die Blicke Solcher, die nichts von einer piemontesischen Partei wissen wollten, sich nach Piemont richteten. Zugleich aber zeugen sie von den Illusionen, aus denen die nun mehrundmehr offen hervortretende Reformpartei erst dann aufgeschreckt wurde, als sie merkte, welche Absichten, Pläne und Kräfte ein scheinbar gemässigtes Reformbegehren zum Deckmantel nahm, ein Begehren dessen Auftreten in der Romagna, trotz aller Reden offene Empörung, über seinen wahren Charakter hätte aufklären müssen.

Die Bewegung wuchs. Azeglio's Schrift war heimlich gedruckt worden. Durch den Erfolg ermuthigt, entwickelte nun die geheime Presse, zu welcher Manche die Mittel beisteuerten die es nachmals schmerzlich bereuten, eine Thätigkeit von der man bisher in Italien keinen Begriff hatte. Als die Gemüther schon erhitzt waren, veranlasste ein Vorfall besonderer Art grosse Aufregung, und führte zu dem ersten Beispiel öffentlicher Manifestationen, die bald Sand am Meere werden sollten. Der erzbischöfliche Generalvicar von Pisa beabsichtigte die Gründung eines Instituts für höhere weibliche Erziehung unter Leitung der Klosterfrauen vom Herzen Jesu. Cardinal Lambruschini, der dieselben während seiner französischen Nunziatur kennen gelernt, hatte sie seit Jahren nach Rom berufen, wo ihre Anstalt sich allgemeines Vertrauen erworben und bis heute wohlthätig gewirkt hat. Nun redete man den Pisanern

ein, diese Nonnen seien Jesuitinnen und Vorläuferinnen der Jesuiten, und die alte, durch die Regierung selbst von-jeher gegen die Gesellschaft Jesu genährte Abneigung machte sich Luft, als der Generalvicar, nachdem er die erforderliche Zustimmung erlangt, ein Local ankaufte. Eine clandestine Druckschrift nahm den ersten Anlauf, ein Auflauf des niedern Volkes folgte ihr auf dem Fusse. Am 27. Februar 1846 wurde dem Gouverneur Grafen Serristori eine von 246 Einwohnern der Stadt, angesehenen Bürgern und Professoren unterzeichnete Adresse überreicht, zum Zwecke gegen die Bildung eines „Centrums des Jesuitismus in der toscanischen Gesellschaft", als gefährlich für die Institutionen des Landes zu protestiren. Auf einen an den Proveditor der Hochschule gerichteten Erlass des Ministers des Innern, welcher den Professoren die Betheiligung als unstatthaft verwies, antworteten diese mit der Erklärung, sie glaubten ihre Bürgerpflicht erfüllt zu haben. Der Grossherzog liess die dem Generalvicar ertheilte Erlaubniss zurücknehmen, aber der ganze Vorgang war ihm peinlich, als ein Zeichen des Mistrauens das er nicht verdient zu haben glaubte, von einer Seite, wo er des Guten so viel gewirkt. Die Regierung hat Mangel an Vorsicht und an Kenntniss der Lage an den Tag gelegt. Sie musste, mochte es sich nun um ein Vorurtheil oder einen wirklichen Grund handeln, die herrschende Stimmung ebenso wie die antijesuitische Strömung berücksichtigen. Der Name des Verfassers der Adresse ist nachmals nur zu bekannt geworden. Es war der Professor der Jurisprudenz Giuseppe Montanelli von Fucecchio im untern Arnothale.

An jenem 27. Februar schrieb Gino Capponi an Pietro Capei: „Ueber die mir lästige Jesuiten-Affäre werde ich mich kurz fassen. Ich glaube nicht das Viertel von dem was den Jesuiten zur Last gelegt wird, auch mag es sein dass, wie der Generalvicar sagt, die Nonnen vom Herzen Jesu nicht bei Jesuiten beichten dürfen. Aber es ist Thatsache dass diese Nonnen als Jesuitinnen gelten, und

dass sehr Viele deren Erscheinen als Vorbedeutung des Erscheinens der Jesuiten in Toscana erachten. Somit war es an sich ein schwerer Irrthum sie nach Pisa kommen zu lassen, umso schwerer in der gegenwärtigen Lage so des Volkes wie der Regierung. Kann man sie los werden so ist's gut, gut für Alle, auch für die Zwecke dessen der sie gerufen hat. Ich halte den von gewisser Seite in Pisa geförderten protestantischen Proselytismus für hässlich und vom Uebel, vor allem aber für lächerlich. Demselben, wirkliche Bedeutung zu geben, wären die Jesuiten wie gerufen. Sagen Sie das dem Erzbischofe und dem Generalvicar." Was er von den Jesuiten, und von geistlichen Orden überhaupt, im Erziehungswesen dachte, haben wir gesehen. Das um diese Zeit mit verdoppelter Heftigkeit wiederbegonnene Geschrei gegen den Orden — Gioberti's „Gesuita moderno" fing im J. 1846 ans Licht zu treten an — ist ihm immer lästig gewesen. Aber er war zu sehr Toscaner und kannte Land und Volk zu gut, um nicht den Einfluss der Väter für ungünstig, ja für unverträglich mit den einheimischen Traditionen zu halten.

So standen die Dinge, als am 16. Juni die Papstwahl Pius' IX. erfolgte.

2.

Anfänge Pius' IX. Literarischer Kreis in Florenz.

Selten wol hat sich in ähnlichem Masse wie im gegenwärtigen Falle die alte Erfahrung bestätigt, dass die Zeit in welche ein Ereigniss fällt, die Umstände und Stimmungen unter denen es sich vollzieht und mit welchen es zusammentrifft, ihm seine historische Bedeutung verleihen wie sie nicht selten seine momentane Wirkung bestimmen.

Die Wahl Papst Gregors XVI. hatte in einem Moment stattgefunden als die durch die Juli-Revolution hervorgerufene revolutionäre Strömung hochging. Abgesehen von den Traditionen von 1820—1822, hatte damals bei dem unzufriedenen Theile der italienischen Völkerschaften, das blinde Vertrauen auf die von dem schwankenden parteizerrissenen Frankreich zur Schau getragenen neuen staatsrechtlichen Grundsätze, und auf deren Festhalten in den internationalen Beziehungen, ängstlichen Rücksichten und Bedenken keinen Raum vergönnt. So war es gekommen, dass in den beiden Herzogthümern und in den Legationen eine Umwälzung ausbrach, welche in letztern alsbald das Ende der weltlichen Papstherrschaft proclamirte, welches ihr erreicht schien, als sie die päpstlichen Wappen entfernt, die päpstlichen Beamten weggesandt hatte. Sechzehn Jahre

später fand die Wahl Pius' IX. zwar auch aufgeregte Gemüther, und einen durch weit geschicktere und planmässigere Arbeit als damals, mehr als man wusste unterminirten Boden. Aber sie fand auch, zumeist bei den Bessern und in den tonangebenden Kreisen, eine dem versöhnlichen Anschlusse an das Papstthum günstige Stimmung, welche mehr seiner alten Glorie und den um Italien erworbenen Verdiensten als alten oder modernen Uebelständen Rechnung trug. Sie fand zugleich sehnsüchtige Hoffnung einer Umgestaltung der italienischen Geschicke durch Einigung und durch friedliche Entwicklung einer nationalen Politik, zur Anbahnung künftiger vollständiger Autonomie der Halbinsel, wie immer die zur Erlangung derselben erforderlichen Thatsachen sich im Laufe der Jahre gestalten möchten.

Stimmungen und Zustände die alsbald auf die Papstwahl und auf Pius' IX. erste Regierungsacte folgten, sind auch heute, nach viertehalb Decennien in frischem Gedächtniss. Es währte nicht lange, bevor der wohlmeinende aber unüberlegte Enthusiasmus, der dem neuen, die Hoffnungen und Träume patriotischer Gemüther zu verwirklichen verheissenden Papste entgegenjubelte, den geheimen seit lange gereiften Absichten und Plänen von Männern die Wege bahnte, denen Pius IX., in Grossmuth und vertrauensvollem Hochsinn, die Heimat wiedergab, und die zum Danke dafür mit verdoppeltem Eifer an das alte Werk gingen, indem sie an das Fundament seines Throns, wie an die Throne der übrigen Fürsten das Brecheisen anlegten. Sie fanden in Toscana nur zu viele Mitarbeiter. Die Schwäche einer Regierung, deren Action nur unter der Voraussetzung traditioneller ruhiger Zustimmung einer ordnungsliebenden Bevölkerung möglich war, erleichterte die Arbeit des Demolirens. Diesem Demoliren schauten Viele mit der bequemen Gleichgültigkeit zu, die hier seit lange schon die allgemeinen Interessen wie die Grundlagen im Ganzen glücklicher innerer Verhältnisse ge-

fährdete, und leider zumtheil von oben herab, wo man Gleichgültigkeit geschärfter Aufmerksamkeit vorzog, begünstigt worden war.

Als, von dem umgewandelten und bald überschäumenden Rom angeregt, die Bewegung Toscana ergriff, die Regierung die breite Strasse der Reformen einschlug, jede Gewährung eine andere nach sich zog und man weder Dank erntete noch Zeit zum Athemschöpfen und Berechnen gewann, wurde den Einsichtigeren bald klar dass der Boden unter den Füssen schwankte. Auch Gino Capponi musste dies durchfühlen. „Als im März 1847", so berichtet er, „Toscana sich zu regen anfing, setzte der fähigste der damaligen Minister sich mit mir in Verbindung. Vielleicht glaubte er mit dem Haupt einer Partei zu verhandeln, statt dessen fand er einen alleinstehenden Mann, und musste bald zur Ueberzeugung gelangen dass von mir nichts zu besorgen war. Der Regierung Schwierigkeiten bereiten, im Bunde mit den Liberalen und in ihrem Dienste, war eine Sache zu der ich mich niemals zu irgendwelcher Zeit hergegeben haben würde. Das Bewusstsein aber meines Unvermögens, frei und nach meinem Gutdünken die Dinge nach meinen Ansichten lenken zu können, hatte in mir den Entschluss befestigt, nie aus eignem Antriebe hervorzutreten, und mich nur an solchen Dingen zu betheiligen, denen man sich nicht ohne Verletzung der Pflichten gegen das Vaterland entziehen kann. Im folgenden Mai trat das Pressgesetz, das ich nicht verlangt hatte, ans Licht, und die Sprache der zwanglosen Journale nebst der Connivenz der Censoren offenbarte mir sogleich, wie Regierung und Land mehr als man vermuthete in Auflösung begriffen waren. Im August entstand arger Lärm wegen der Bürgergarde. Ich hatte die Unterzeichnung der dieselbe heischenden Petition verweigert. Als jedoch die Bewilligung ertheilt war, vertheidigte ich mittelst einer Druckschrift das Gesetz obgleich es mangelhaft war, weil es mir nahe ging dass die

auf allen Seiten überflügelte Regierung alle Kraft verlor, und das unverständige Treiben mir schon lästig wurde. Der Lauf der Ereignisse führte dann zur Institution der Consulta, in welche ich mit Ridolfi eintrat, der einige Tage später Mitglied des Ministeriums wurde."

Bei diesem Punkte angelangt wo Gino Capponi's öffentliche Thätigkeit ihren Anfang nimmt, muss ich einige Schritte rückwärts gehn, um an früher Berichtetes und eigenes Erlebte wiederanzuknüpfen. Zum Wiedereintritt in das auswärtige Ministerium von Rom nach Berlin zurückkehrend, hatte ich Capponi im Juni 1843 vorübergehend gesehen, um die Zeit als die Hoffnung auf Wiedergewinnung des Gesichts ganz aufgegeben wurde. Im Spätsommer 1844 zum Besuch in Florenz, sah ich ihn wiederholt. Schon hatten die intimeren Beziehungen zu Giusti begonnen welcher mehr als im väterlichen Hause (er war zu Monsummano, einem Marktflecken im Nievolethale zwischen Pistoia und Lucca geboren) in der Hauptstadt verweilte, so lange seine Gesundheit aushielt ein heiterer Gesellschafter und Capponi als Mensch wie als Dichter werth. Damals war er ganz mit historischen Arbeiten beschäftigt, und der treue Vieusseux that das Mögliche, ihn bei denselben, und sein Interesse für dieselben wach zu halten. Seine geselligen Beziehungen hatten sich mehrundmehr auf den Vieusseux'schen Kreis beschränkt, in welchem er selten fehlte, namentlich wenn die Angelegenheiten des Archivio storico besprochen wurden. Denn es handelte sich begreiflicherweise um eine Menge Dinge, bei deren Entscheidung der Leiter des Unternehmens des Rathes der Freunde und Mitarbeiter bedurfte. Eine Zeitlang war der literarische Andrang von allen Seiten überwältigend; Viele bildeten sich ein, die Sammlung müsse für jede Provinz ein Corpus historiarum bringen. Der Herausgeber war auch zu sanguinisch um die wirklichen Kräfte und die Theilnahme des Publicums immer richtig zu berechnen. Wir haben schon gesehen, wie Capponi dies empfand. Er ist es ge-

wesen der den Eifer im Copirenlassen umfassender lateinischer Chroniken, die später zumtheil in den für einzelne Theile der Halbinsel bestimmten Monumentensammlungen mitgetheilt worden sind, auf ein verständiges Mass zurückführte.

Der Personenkreis hatte sich unterdessen durch Heranziehung mancher jüngern Kraft bedeutend erweitert. Wie das Archivio storico auf die Belebung wissenschaftlicher Interessen und die Vermehrung der Beziehungen zwischen den Geschichtsfreunden der verschiedenen Provinzen beigetragen, kann nur Der richtig würdigen der die alte Isolirung gekannt hat. Es hat aber auch einen örtlichen Sammelplatz dargeboten. Manche sind durch dasselbe nach der toscanischen Hauptstadt gezogen worden, wo nun die Verbindung mit den Einheimischen mehr als je erleichtert war. Um diese Zeit begann die literarische Thätigkeit mehrer jüngern Toscaner, die sich theils ganz den Wissenschaften widmeten, theils solche Thätigkeit mit andern Berufsarbeiten verbanden. Zu ihnen gehörten zwei Rechtsgelehrte die Beide in intime Beziehungen zu Capponi getreten sind, Leopoldo Galeotti aus Pescia und Marco Tabareini aus Pomarance in Volterranischen, Beide heute Senatoren des Königreichs, Letzterer überdies thätiges Mitglied des Staatsraths. Mit tüchtiger allgemeiner wissenschaftlicher Bildung vereinigten sie Talent für die historische Darstellung, wovon Ersterer in dem im J. 1846 erschienenen durch Capponi geförderten Versuch einer Geschichte der weltlichen Papstgewalt, Letzterer in einer Reihe bemerkenswerther kritischer Arbeiten im Archivio storico und in geschmackvolle Biographien Proben geliefert haben. Luigi Passerini, aus alter angesehener florentinisch-cortonesischer Familie, widmete sich der Localgeschichte und Genealogie mit einem Eifer, der nachmals viele Früchte getragen hat. Aus Siena wurde Carlo Milanesi herangezogen, welcher bis dahin mit seinem ältern Bruder Gaetano an der dortigen städtischen Bibliothek beschäftigt war.

Mit paläo- und bibliographischen Kenntnissen vereinigte er kunst- und literärgeschichtliche; mit grossem Geschick für das Ordnen und Sichten literarischer Materialien begabt, wurde er bald der nützlichste Mitarbeiter bei der Redaction des Archivio. Er war es, der den von F. L. Polidori begonnenen Katalog der Capponi'schen historischen Handschriften-Sammlung vollendete, welcher im J. 1845 zur Vertheilung an Freunde und öffentliche Institute gedruckt wurde.

Nicht-Toscaner gesellten sich ihnen zu. Vor allen zwei Trientiner, Tommaso Gar und Giuseppe Canestrini, von denen der Erstere im J. 1841 eintraf, nach sechsjährigem Aufenthalt in Wien, wo er unter dem trefflichen Grafen Moritz Dietrichstein sich mit der Untersuchung der italienischen Handschriften der kaiserlichen Bibliothek beschäftigte, und ein Verzeichniss der Sammlung ausarbeitete welche der im J. 1763 als Doge von Venedig verstorbene Marco Foscarini zum Zweck eigner historischen und literärgeschichtlichen Arbeiten angelegt, seine Familie im J. 1799 der östreichischen Regierung verkauft hatte — eine Sammlung deren Werth Johannes von Müller und Leopold Ranke nicht entgehn konnte. Das Archivio storico bot Gar Gelegenheit, einen die historischen Manuscripte umfassenden Auszug aus diesem Katalog im J. 1843 zu drucken, zugleich mit Foscarini's „Storia arcana", der historischen Schilderung der östreichischen Verhältnisse unter Kaiser Carl VI., welche die Gründe des raschen Erfolgs des Infanten Don Carlos bei dem Unternehmen gegen Neapel erklärte woraus das bourbonische Königreich hervorging. Der Herausgeber blieb in Florenz, wo er Papencordts Buch über Cola di Rienzo übersetzte und zu der Sammlung der venetianischen Relationen den ersten Band der römischen Berichte beitrug, bis zu Anfang 1847 die Ernennung zum Universitätsbibliothekar in Padua ihn nach der Stadt zurückführte, wo er seine Bildung erhalten hatte. Eine liebenswürdige und einnehmende Natur, mehr weich und sensitiv als kräftig oder

tief, und daher manchen Einflüssen offen welche die harmonische Entwicklung seiner Fähigkeiten behindert haben, sodass sein Wirken Italien nicht den Vortheil gebracht hat, welchen seine vielseitigen Kenntnisse und seine Vertrautheit mit der teutschen Literatur erwarten liessen.

Sein Landsmann und Altersgenosse Canestrini ist in Florenz geblieben und hat hier eine bedeutende Thätigkeit entwickelt. Auch er war seiner Studien wegen nach Wien, sodann in den ersten Jahren der Juli-Monarchie nach Paris gegangen, wo er der französischen wie der teutschen Sprache mächtig, gleich manchen vor wie nach ihm Studien, vorzugsweise historische, in den Bibliotheken unternahm. Hierdurch wurde er Thiers empfohlen, als der berühmte Staatsmann sich mit dem Gedanken trug, eine Geschichte der Republik Florenz zu schreiben. Ein Gedanke den er nach zahlreichen Vorarbeiten aufgab, um sich der vaterländischen Geschichte wiederzuzuwenden und ein ungeachtet seiner Mängel unsterbliches Werk zu schaffen. Canestrini kam nach Florenz um in Bibliotheken und Archiven Materialen für Thiers zu sammeln, und setzte die Arbeit für die französische Regierung fort, als diese den Beschluss fasste, die alten Beziehungen zwischen Frankreich und Toscana urkundlich zu erläutern. Die Empfehlung dieser Regierung erleichterte ihm den Zugang zu den Archiven, lange bevor dieselben dem Studium überhaupt geöffnet wurden. Seine Kenntnisse und Uebung im Urkundenwesen brachten ihn bald in Berührung mit dem Archivio storico für welches er sehr thätig gewesen ist. Zu Capponi ist Canestrini weniger in persönliche als in literarische Beziehungen getreten. Ein Gleiches war der Fall mit Luciano Scarabelli von Piacenza, von seinem Landsmann und Gönner Giordani empfohlen, ein rüstiger Arbeiter der von Vieusseux mehrfach gebraucht worden ist, sich aber ungeachtet seiner Thätigkeit nicht immer durch seine Leistungen für das Archivio, viel weniger noch durch seine Persönlichkeit empfohlen hat.

Neben diesen Nicht-Toscanern ist ein Franzose zu nennen, Paul Colomb de Batines, der die umfangreiche und fleissige wenn nicht fehlerfreie Dante-Bibliographie ausarbeitete, welche sich leider auf die Göttliche Comödie beschränkte, während er für die Kenntniss historischer Poesien des Mittelalters wie der ältesten dramatischen Vorstellungen Italiens mit Erfolg thätig war. Neben all diesen Literaten stand aber ein Mann, der, kein Literat, für das Studium der italienischen Dichtung des 14. Jahrhunderts mehr als Alle, obgleich nicht immer mit nöthiger Umsicht und Einsicht gewirkt hat, George Warren Lord Vernon. Seine Ausgaben alter Dante-Commentare, bei denen ihm der sprachgelehrte Vincenzo Nannucci, seine als Opus posthumum erschienene illustrirte Ausgabe der Göttlichen Comödie bei welcher ihm der in der italienischen Literatur vielbewanderte Maler Seymour Kirkup an die Hand ging, sein vergleichender Wiederabdruck der vier ältesten Ausgaben des grossen Gedichts, haben Tausende und aber Tausende gekostet. Vittorio Alfieri hatte einen Homers-Orden gestiftet mit dem er aus eigner Machtvollkommenheit sich selbst decorirte; Lord Vernon stiftete im J. 1843 einen Dante-Orden, welchen er Capponi und Niccolini verlieh.

So waren Beziehungen und Bestrebungen der zwei ersten Drittel des fünften Decenniums. Vom Herbste 1844 bis 1847 sah ich Italien nicht wieder, dauernd in Berlin, zeitweilig in London und Paris verweilend. Brieflicher Verkehr mit Capponi fand kaum statt, denn Vieusseux vermittelte die Correspondenz ebensowie die literarischen Verbindungen. Zu Ende Mai 1847 brachten mir die beiden Söhne Cosimo Ridolfi's, welche auf einige Zeit nach Berlin kamen, einen Brief von Capponi. „Ich kann", so schrieb er, „meine beiden jungen Verwandten nicht reisen lassen, ohne ihnen wenigstens eine Zeile an Sie mitzugeben. Vieusseux hat sie Ihnen schon empfohlen, und der Name den sie tragen würde hinreichen. Aber sie sind bestrebt

sich dieses Namens würdig zu machen, und da sie bei Ihnen freundschaftliche Aufnahme finden werden, wünsche ich dass Sie sich bei diesem Anlasse auch meiner erinnern. Wenn ich Ihnen fast niemals schreibe, so kommt dies daher dass Sie beschäftigt, ich behindert bin; durch die Vermittlung unseres Freundes höre ich immer von Ihnen, Sie vernehmen von mir ohne Zeit zu verlieren. So richte ich heute nur ein Wort an Sie, gleichsam als acte de présence, denn meine jungen Vettern werden Ihnen sagen wie es mit mir steht. Ich hoffe aber wir können in diesem Sommer mit einander plaudern, denn wir würden Ihnen sehr zürnen, wenn Sie auch diesmal wieder Ihre Ferienzeit anderswo als in Italien verbrächten. Unterdessen glauben Sie an meine aufrichtige Anhänglichkeit."

3.

Betheiligung an der politischen Umgestaltung 1847—1848.

Im September desselben Jahres 1847 war mir der ehrenvolle Auftrag geworden, König Friedrich Wilhelm IV. nach Oberitalien zu begleiten, worauf ich Urlaub erhielt, den Winter auf der Südseite der Alpen zu verbringen. In Venedig wohnte ich der neunten und letzten Gelehrtenversammlung bei, für deren Glanz Stadt und Regierung, von der wunderbaren Localität unterstützt, das Mögliche thaten, die in ihrem ganzen Verlauf aber bereits die Merkmale der von Tag zu Tage sich steigernden Bewegung aufwies welche manchen Discussionen eine politische Färbung gab, wie denn unter den Theilnehmern Mehre sich hervorthaten, die wenige Monate später in erster Reihe auf einem andern als dem literarischen Schauplatz standen. Zu Anfang October aus der Lagunenstadt abgereist, sah ich in Padua Tommaso Gar, der sein ruhiges Amt nicht lange verwalten sollte, in Bologna Marco Minghetti, dessen Name damals guten Klang zu gewinnen begonnen hatte, und welchem Pius IX. persönliche Zuneigung bewies, die ihn ehrte und verpflichtete. Die volkreiche Hauptstadt der Legationen war belebter als sonst aber ruhig; Alles

sah dem Kommenden entgegen: man ahnte dass grosse Wechsel im Anzug waren. Der Lärm über die Besetzung Ferrara's durch die Oestreicher war im Abnehmen, aber noch währten die diplomatischen Verhandlungen wegen dieses lästigen Zwischenfalls, der gerade in der Romagna so viel böses Blut gemacht und den Unruhestiftern Oberwasser gegeben hat.

Florenz war in voller Bewegung — seit drei Jahren abwesend, gewahrte ich umsomehr die Veränderung. Am 12. September hatte ein grosser Aufzug mit den Bannern der Gemeinden, mit Fahnen der Nachbarstaaten, mit Deputationen aller Art, mit Repräsentanten aller Stände stattgefunden. Der ostensible Zweck war, dem Grossherzoge für die Institution der Bürgergarde zu danken, in welcher man, den in Frankreich gemachten entmuthigenden Erfahrungen zum Trotz, das Palladium der öffentlichen Ordnung und Gesetzlichkeit sowie der sogenannten Freiheit sah, die jedoch, kaum bewilligt, schon als nichtgenügend verschrieen wurde, weil das Gesetz die Aufnahme in dieselbe von verständigen Bedingungen und Cautelen abhängig gemacht hatte. Inderthat handelte es sich um ein Verbrüderungsfest, nach dem Sinne Solcher welche die Bewegung ihren Zwecken nutz- und dienstbar zu machen begannen, indem sie dem Souverän, der Regierung und dem arglosen Volke ein loyales Aushängeschild präsentirten, womit allerdings manche Erscheinungen des öffentlichen Lebens contrastirten. Schon wechselten die Hochrufe auf Pio nono, Gioberti und die Freiheit — es war die Parole des Tages — mit bedenklichen Aufläufen in kleinen Ortschaften und grossen Städten. Während unter der Studentenschaft von Pisa und Siena, zumtheil unter regster Betheiligung von Professoren, die Bande der Zucht und Ordnung sich lösten, liess das gewaltthätige Volk von Livorno ahnen, wohin die rasch steigende Aufregung zielte. Wenn es in Florenz noch keine Tumulte gab, gab es tägliche Unruhe. Nur zu sehr merkte man dass Ordnung wie Unordnung von

dem Willen des Volkes, nicht von Souverän und Regierung abhingen, welche sich in fruchtlosen Ermahnungen erschöpften.

Ich fand Gino Capponi lebendig angeregt, voll Theilnahme und Hoffnung, aber zu gleicher Zeit nicht frei von ernsten Besorgnissen. Wir haben gesehn, wie er sich über die Bewegung dieser Zeit äusserte. Der alte Liberale, ein Liberaler eigener Art wie er zu sagen pflegte, freute sich, als ein nationales Bewusstsein in der Gesammtheit zum Durchbruch zu kommen schien, ohne von Secten und geheimen Gesellschaften sich Rathes zu erholen und seine Spitze gegen die bestehenden legitimen Gewalten zu kehren. Seiner Natur nach musste er, der in der Jugend die Stagnation als grösstes der Uebel erkannt und darunter schwer gelitten hatte, jede Lebensregung froh begrüssen. Die Idee der Föderation, bei den Verständigen und Einsichtigen die dominirende, wie sie inderthat Zuständen und Bedürfnissen am meisten entsprach, hatte vermöge des vom neuen Papste auf die Gemüther gewonnenen Einflusses, und der wunderbaren Concordanz mit der schon vorher durch die Literatur angeregten geistigen Strömung, einen Riesenschritt vorwärts gethan. Man lebte der Hoffnung, dieser mächtige Einfluss werde die Hindernisse besiegen, welche aus der verschiedenen Natur von Regenten und Regierungen entsprangen. Es hat eine Zeit gegeben, wo man glaubte, Pius IX. sei in Italien Alles möglich. Aber indem die Einen es wirklich glaubten, Andere sich so stellten, thaten sie was von ihnen abhing sein Handeln zu hemmen, indem sie es in ein unnatürliches Tempo zu bringen suchten. Gino Capponi erkannte bald die Gefahr, eine Gefahr für den Papst selbst, eine Gefahr für das übrige Italien das ohne den Papst ohnmächtig war. Der endlose ansteckende Taumel in Rom weckte in ihm nicht geringe Sorge. „Die grossen Kinder", klagte er, „verderben mir Pio nono!" Aber unter den grossen Kindern gab es eine Menge Solcher die sehr gut wussten was sie beabsichtigten. Keine

föderative Einigung der italienischen Staaten unter des Papstes Oberleitung, sondern eine Republik oder ein Republikenbund nach dem Muster der Giovine Italia, kein Friede sondern Krieg.

Unter den Befreundeten fand Capponi keineswegs immer Uebereinstimmung der Ansichten noch richtiges Erkennen der Lage. Massimo d'Azeglio, ungeduldig über das Zögern König Carl Alberts, der, nach mehrfachem Wechsel seiner Ansichten, von unbequemen Erinnerungen belagert, zwischen Wollen und Nichtwollen schwebte, und den Dingen in Mittelitalien kein rechtes Vertrauen schenkte, während er deren Rückschlag zu Hause empfand — Massimo d'Azeglio drängte und rieth selbst zu Mitteln, welche dem florentiner Freunde schwerlich zusagen konnten. „Ihr in Toscana, lärmet, dränget den König, drohet, werft ihm, sollte es nöthig sein, selbst die nicht gesühnte Schmach von 1821 ins Gesicht, und helft uns ihn compromittiren sodass er nicht zurück kann!" Worte die des loyalen piemontesischen Edelmanns nicht würdig sind, und die er, falls er sich ihrer erinnerte, bereut haben würde, als er die Wogen der Revolution über seinen König zusammenschlagen sah. Die Ungeduld Azeglio's wurde von einem seiner Landsleute getheilt, der doch von Revolution und Reaction eigne Anschauung hatte. Es war Giacinto Provana di Collegno, einer der Führer der Umwälzung des Jahres 1821, nach vieljährigem Exil, während dessen er sich in Spanien militärischen Ruhm erwarb und die Tüchtigkeit seines Charakters erprobte, nach Italien zurückgekehrt. Mit seiner Frau und der Familie seines Schwagers, des Marchese Giuseppe Arconati Visconti, eines der mailänder Flüchtlinge derselben Zeit, war er nach Florenz gekommen, wo er den Winter von 1847—1848 zubrachte. Giuseppe Giusti, welcher sich an Capponi immer enger angeschlossen hatte und schon kränkelnd den grösten Theil dieses Winters in dessen Hause verlebte, schwankte wie sein Gastfreund zwischen Vertrauen und Besorgniss. Seine Briefe legen davon

lebendiges Zeugniss ab. „Die neuen Vorgänge", schrieb er im August an die Marchesa d'Azeglio, „gewähren mir grosse Befriedigung. Sie wissen wie ich mit meinen geringen Mitteln mich bemüht habe, das halberloschene Feuer nicht sterben zu lassen: so können Sie sich vorstellen welche Freude es mir macht, die prächtige Flamme Menschen und Dinge ergreifen zu sehen. Ich werde fortfahren meines Amtes zu walten, indem ich die Intonation von jenem feierlichen Hymnus entnehme, der in Aller Herzen ertönt und den ich schon in dem meinigen anklingen hörte, als ich im vergangenen Winter jene Strophen schrieb von denen Giorgini Ihnen berichtet hat." (Es ist die Dichtung: „Sant' Ambrogio", die schönste welche je aus Giusti's Kopf und Herz gekommen ist.) „Die Harmonie ist heute aber so erhaben und herrlich, dass ich nicht weiss ob ich sie erreichen werde. Jene werden sie erreichen welche jetzt heranwachsen, und deren Jugend weniger unverständig und träge verstreichen wird als die unsere, denn wer von uns sich zu etwas besserm und thätigerem aufraffen wollte, musste es machen wie der Löwe der sich selber Schläge versetzt."

Auch Giusti täuschte sich über die Natur der Bewegung, allerdings zu einer Zeit in welcher es in Toscana noch erlaubt war sich zu täuschen. „Welche Ordnung, welcher Friede, welche Zufriedenheit in allen Mienen!" schrieb er im September von seinem heimatlichen Pescia aus an Capponi's Schwiegersohn Farinola. „Das Volk lässt sich führen wie ein Lamm, und wohnt in Masse der öffentlichen Lectüre der Zeitungen und den Berathungen in den Cafés über das zu beobachtende Verhalten mit unglaublicher Ruhe und Fügsamkeit bei." Dies hat etwas Kindliches an sich, und verräth, wie selbst Scharfsichtige in diesem friedfertigen Lande Neulinge in der Beurtheilung öffentlicher Zustände waren. Es stiegen doch gelegentlich Zweifel in ihm auf. „Regierung wie Volk", schrieb er bald nachher, „sind gleich neu auf dem eingeschlagenen

Wege. Die Regierung geht wie auf Eiern, wir schreiten einher, den Kopf hoch, ohne nach den Füssen zu sehen.“ Und in einem Briefe an Collegno vom November: „An Geist fehlt es uns gewiss nicht, da er aber nicht durch tüchtige Institutionen gekräftigt und gelenkt wird, so bringt der Scharfsinn, der uns antreibt alles zu zerlegen und nach allen Seiten umundumzuwenden, uns Verlegenheit und Entmuthigung statt uns Vorsicht und Entschlossenheit zu lehren. Wir sind geborne Skeptiker, denen zu viel Licht das Gehirn blendet; wir sind Seiltänzer, die freilich auf dem Seil aber immer in der Luft wandeln. Als letztes Mittel, gewissermassen in der Auflehnung gegen uns selber, im tiefliegenden Gegensatz zwischen dem umherflatternden Geist und dem sich nicht regenden Herzen, verkehren wir Alles ins Lächerliche — mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa. Rasch wie wir sind die schlimme Seite der Dinge aufzugreifen, fehlt uns der Muth zum Handeln, wenn es darauf ankommt einen festen Entschluss zu fassen und ein Ziel zu bestimmen. Wenn nicht das Vermögen dazu, vermissen wir doch das Vertrauen zu uns selber. Unsere Geschichte legt es an den Tag. Wo wir aber uns ein wenig zusammengenommen und selbst gehandelt haben statt uns fremder Führung zu überlassen, ist es besser gegangen als wir erwarteten, wie z. B. in den Umwandlungen die nun seit sechs Monaten stattfinden.“ So schwankten die Ansichten hinundher, während die Ereignisse immer dringender zu werden begannen.

Vom ersten Moment an hatte Gino Capponi sich über die demolirende Thätigkeit der Presse keiner Täuschung hingegeben. Seit dem Frühling war das Land, das sich bisher mit einer politischen Zeitung zahmster Natur begnügt hatte, mit Journalen überschwemmt. Sie wurden die tägliche Nahrung aller Classen in den Städten wie in den kleinsten Dorfschaften, man las sie in den überfüllten Cafés wie auf den öffentlichen Plätzen vor, und da, wie wir schon durch Capponi's Worte vernommen, die Censur

den Muth verloren hatte und kaum dem Schlimmsten wehrte, konnte es nicht fehlen dass das Volk mit dem schädlichsten, unverdaulichsten Zeuge gefüttert wurde. Das gemässigtste dieser Blätter, La Patria, trug noch dazu bei, die Gemüther nur mehr zu erhitzen und der Regierung ihre Aufgabe zu erschweren. Die Redaction wurde von dem Baron Ricasoli, einem durch Charakter und Stellung bemerkenswerthen florentinischen Patricier, dem Advocaten Vincenzo Salvagnoli und dem Abate Lambruschini geleitet. Gino Capponi sah Letztern ungerne in einer Thätigkeit, die er mit seinem Stande unverträglich erachtete, und war der Ansicht dass dieselbe ihn in einer Zeit zunehmender Aufregung leicht in Conflicte bringen könnte, denen er ihn nicht gewachsen glaubte. In Salvagnoli setzte er geringes Vertrauen und dessen Natur war der seinigen nicht sympathisch. Ein Mann von Talent und Kenntnissen, mit mehr französischem als italienischem Geist, scharfsinnig und beredt, als Schriftsteller in kleinen Arbeiten gewandt und Meister schöner Form, einst politisch compromittirt aber mehr Frondeur als geneigt sich tief einzulassen, ein angenehmer Gesellschafter aber eitel und selbstgefällig, zu keinem umfassendern ernstern Werke aufgelegt aber schlagfertig und wirkungsvoll in der Rede und im Pamphlet. Bettino Ricasoli hatte zu jener Zeit seine Fähigkeiten und Kraft noch nicht recht entwickelt. Die Meisten kannten ihn nur als einen Mann von entschiedenem Charakter, unbeugsamem Willen, despotischen Neigungen, bei mässigem Wissen klar und praktisch, consequent und stets das Ziel im Auge behaltend. Ueberdies wussten sie von ihm als einem umsichtigen Verwalter seines aus altem feudalen Besitzstande herrührenden Vermögens, welches er durch tüchtige auch der Provinz und dem Lande zugut kommende Bewirthschaftung seiner Ländereien in dem weinreichen Chianti, wo er auf der wohlerhaltenen mittelalterlichen Burg zu Broglio Jahre lang in fast völliger Abgeschiedenheit sass, gemehrt hatte. Das Redactionslocal

der Patria in seinem Familienpalast in der heute seinen Namen tragenden Strasse drohte den Charakter eines Club anzunehmen, während der Anhang der Redactionen anderer Blätter alsbald revolutionären Anstrich bekam.

In mehren Städten kam es schon zu Unordnungen, unter denen die in Livorno Bedenken weckten. Die Hauptstadt bewahrte noch verhältnissmässige Ruhe, aber nicht auf lange. In der ersten Hälfte Octobers erfolgte die Vereinigung von Lucca mit dem Grossherzogthum, infolge eines Vertrages durch welchen Herzog Carl Ludwig von Bourbon, kurz bevor er durch den Tod der Erzherzogin Marie Luise Parma erhielt, die Verwaltung niederlegte, welche seinen Händen entschlüpfte. Ein Jahrhundertelang gehegter Wunsch ging so in Erfüllung: das ganze Tuskerland war vereinigt, aber neue Aufregung folgte, indem nun die Proteste der Bewohner der toscanischen Gebietstheile in der jenseits Lucca liegenden Lunigiana laut wurden, welche der Abkunft gemäss an Modena und Parma fallen sollten. Der livorneser Pöbel hatte schon im September Lynchjustiz gegen die Polizei geübt, einen Monat später ahmte der florentinische das Beispiel nach. An Stelle des alten Sbirrenthums trat eine Gendarmerie, aber völlig unerfahren versah sie den Polizeidienst so unvollkommen als möglich. Unterdessen war das Ministerium geändert worden, Ridolfi und Serristori hatten das Innere und das Aeussere übernommen, die alte Justiz-Consulta war in ein Justizministerium umgewandelt worden. Die am 1. Juli decretirte neue Consulta, eine Art Staatsrath war ins Leben getreten. Zu den Mitgliedern derselben gehörte, wie wir gesehen, auch Gino Capponi, welcher mehre seiner Freunde, Capei der nun dauernd von Pisa nach Florenz kam, den Marchese Rinuccini u. a. zu Collegen hatte. Man sah bald dass an einen bedeutenden Theil der staatlichen Institutionen Hand gelegt werden musste. Eine Commission für Umgestaltung des Municipalsystems, dessen von Leopold I. herrührende Form die Befugnisse der Com-

munen auf die Finanzen beschränkt hatte, begann ihre Arbeiten, eine andere zu welcher Capponi gehörte, sollte das Pressgesetz reformiren und die Staatsconsulta zu einer Art Repräsentation des Landes erweitern. Alles dies unter fortwährendem Lärm in der Presse, in den Cafés, auf der Strasse, dazu neuer arger Tumult in Livorno, wohin der Minister des Innern als ausserordentlicher Commissar ging und von wo der Hauptanstifter der Unordnungen, Francesco Domenico Guerrazzi, als Staatsgefangener nach Elba gebracht wurde.

„Bis gegen Ende Januar 1848", sagt Gino Capponi, „schritten die Arbeiten der Consulta wenig voran, bis plötzlich die aus Neapel eintreffende Kunde, König Ferdinand habe seinem Lande eine ständische Verfassung versprochen, die Einsetzung einer aus fünf Mitgliedern bestehenden Commission veranlasste, welche für Toscana neue Anordnungen zu treffen beauftragt wurde. Der uns ertheilte Auftrag war in so unbestimmten Ausdrücken abgefasst, dass sie sich nach dem von einem Tage zum andern rathsam oder nöthig Erscheinenden deuten und bestimmen liessen. Es schien uns nicht gestattet die Grundlage der Regierungsform zu ändern, wozu wir weder vom Herrscher noch vom Lande ein Mandat hatten. So begaben wir uns daran, eine consultative Form zu entwerfen, indem die Gemeinde- und Provinzialräthe in einer Staatsrepräsentation, in einer wirklichen Abgeordneten-Versammlung gipfeln sollten, jedoch ohne Betheiligung an den legislativen Befugnissen und ohne Befugniss in Bezug auf die Abgaben. Dieser Versammlung würde ein vom Souverän ernannter Senat gegenüberstehn, Abgeordnete wie Senatoren in beschränkter Zahl, da sie nicht zu politischer Agitation sondern zu einer vielmehr vertraulichen Besprechung der vorkommenden Materien bestimmt waren. Ihre Sitzungen, von kurzer Dauer, sollten jährlich stattfinden, ein aus ihnen zu gleichen Hälften zu wählender Ausschuss würde eine Staatsconsulta gebildet haben. In Bezug auf Recht

der Wahl und Wählbarkeit zu den Gemeinde- und Provinzialräthen wurde Beibehaltung der bestehenden municipalen Formen beschlossen, unter Erweiterung derselben nach Massgabe des von Leopold I. herrührenden Verfassungs-Entwurfs, aus welchem wir auch die Bestimmungen über das Petitionsrecht herübernahmen.

„Es war eine aus unsern Traditionen hervorgehende Form, die im Volke selber ihren Boden hatte. In friedlichen Zeiten konnte sie uns massvolle Freiheit sichern, denn sie war für einen kleinen Staat und ein noch ungeschultes Volk geeigneter als irgendeine andere, und bot ein breites nnd sicheres Fundament um im Verlauf der Jahre den Bau darauf zu errichten, welchen diese erheischen mochten. Die Zeit drängte aber mit ungeduldiger Tyrannei. Da Neapel und Piemont Verfassungen nach üblichem Zuschnitt erhielten, konnten wir weder dem Anschein nach hinter ihnen zurückbleiben, noch war es rathsam, unter so ernsten Umständen Italien in Bezug auf seine politischen Institutionen zu theilen. Am 17. Februar wurde die Repräsentativ-Verfassung in Florenz proclamirt. Am 24. kehrte Frankreich dieser Staatsform den Rücken, und schleuderte uns eine Parole zu, die Alles aufwühlte. Kaum erblüht, verdorrten unsere frohen Hoffnungen, in Ruhe Unabhängigkeit und Freiheit zu gewinnen. Unserm offnen und ehrenhaften, von allen Seiten gebilligten Vorgehen, das unserer Sache wahre volksthümliche Kraft verliehen hätte, wurde etwas sectirerisches, falches und gewaltsames beigemischt, welchem die allgemeine Lage der Dinge Nahrung gab und das, nicht lange danach, überwog.“

Nie habe ich Gino Capponi so lebensvoll und thätig gesehen wie in der kurzen Zeit dieser Arbeiten. Wünsche und Träume seiner Jugendzeit schienen sich zu verwirklichen. Er glaubte von den Studien über die Geschichte seiner Heimat und über Municipal- und Staatsverfassung endlich praktischen Nutzen ziehen zu können. Er war kein Anbeter des gewöhnlichen Repräsentativsystems nach

französischem Muster und hatte nicht für die Versuche geschwärmt, durch dessen plötzliche Einführung Abhülfe für tiefliegende Schäden zu bieten. Toscana schien ihm in seiner historischen Entwicklung und in lebendig gebliebenen Traditionen Elemente zu besitzen, aus denen sich, ohne dem Lande Gewalt anzuthun und seine im Ganzen befriedigenden legalen Zustände zu gefährden, eine den gesteigerten Anforderungen entsprechende Verfassung mit Leichtigkeit construiren liess. Seine Ansichten von einer solchen hatten grosse Aehnlichkeit mit denen König Friedrich Wilhelms IV. Wie dieser, gedachte er von der Einzel-Vertretung auszugehn, die zwar in seiner Heimat nicht wie in Preussen constituirt, wozu aber die Bedingungen vorhanden waren. Alles dies besprach man in seinem Hause, dem Sammelplatz derer die zurathe gezogen wurden. Auch die Verfassung welche nun, unter dem Drängen und Drück der Umstände, in kurzer Zeit ausgearbeitet wurde, hat, obschon die Basis verändert war, soviel als möglich am Heimatlichen festgehalten.

Die Einleitung zu dem am 17. Februar veröffentlichten constitutionellen Statut war von Gino Capponi verfasst. „Von dem Tage an", so sprach Grossherzog Leopold II., „an welchem es der Vorsehung gefallen hat, uns zur Regierung eines durch hohe Civilisation und vielfachen Ruhm ausgezeichneten Staates zu berufen, bildeten die nie gestörte Eintracht und das von unserm geliebten Volke in uns gesetzte Vertrauen die Freude unseres Herzens, wie sie das Glück unserer gemeinsamen Heimat bedingten. Während wir uns angelegen sein liessen, die Wohlfahrt des Staates durch die ökonomischen und bürgerlichen Reformen zu fördern, denen wir uns stets mit unablässiger Sorge gewidmet haben, segnete der Himmel unsere Bemühungen in dem Masse, dass wir zu dem gegenwärtigen glücklichen Tage gelangt sind, ohne dass irgendwelche, die Erreichung der Zwecke des gemeinen Wohls hindernde Störung der öffentlichen Ruhe die Einführung neuer politischer Formen

zur Nothwendigkeit gemacht hätte. Zu solcher Einführung bewegt uns heute das Verlangen, mit festem und reiflich überlegten Entschluss die von uns unsern geliebten Unterthanen verkündigte Absicht ins Werk zu setzen, und ihnen, nun die Stunde gekommen ist, jene Erweiterung bürgerlichen und staatlichen Lebens zu gewähren, wozu Italien bei der feierlichen Wiederbelebung seiner Nationalität berufen ist. Der Gedanke ist bei uns nichts Neues. Er schwebte unserm Vater und Grossvater vor, deren Regierung den Ruhm erwarb, mit den Zeiten voran, ja ihnen vorauszuschreiten. Die neuen von uns gewährten Institutionen sind aber keine solchen, die nicht mit den Gewohnheiten unseres Lebens und mit den Traditionen Toscana's, vonjeher Pflanz- und Pflegestätte alles Wissens, im Einklang stehn. Das System repräsentativer Regierungsform ist Beweis unseres Vertrauens zu dem Urtheil und der vollkommenen Reife unseres Volks, die es befähigen mit uns die Last der Pflichten zu theilen, von denen wir zuversichtlich annehmen, dass sie diesem Volke ebenso lebendig vor Augen stehn, wie sie dem Bewusstsein seines Fürsten und Vaters eingeprägt gewesen und geblieben sind. Dies erbitten wir von Gott, indem wir unser Gebet durch den Segen bekräftigen, welchen das Oberhaupt der Christenheit erst neuerlich über ganz Italien ausgesprochen hat. Im Vertrauen auf Erhörung veröffentlichen wir die Verfassung, durch welche wir der Staatsregierung neue Form geben, zur Sicherung der Zukunft unseres geliebten Landes."

Bei Ihm, in dessen Namen diese Worte gesprochen wurden, wie bei Dem von welchem sie kamen, war es mit diesen Wünschen Ernst. Wie Jenem, dankte auch diesem das Volk am Tage der Veröffentlichung.

Die offizielle Sprache die wir vernommen, war passend und würdig. Was aber Gino Capponi über Lage und Stimmungen dachte, zeigt dass er, und mit ihm wol mehr denn Einer seiner Mitarbeiter die Ungunst der

Verhältnisse klar erkannte. „Ein geheimer Instinct mahnte uns dafür Sorge zu tragen, dass die neuen Regierungsformen nicht einem in Eile genähten Rock glichen, der bald in Stücke zerfällt oder weggeworfen wird. Indem wir sie der Natur und den Verhältnissen von Volk und Staat möglichst anzupassen suchten, blieben wir einer unser ganzes Leben lang gehegten Idee treu. Aber ich glaube dass ein anderer Instinct auf anderer Seite vorwaltete. Den Fürsten ist minder misliebig, was von oben auf sie herabkommt als was aus dem Boden keimt, sodass sie in extremen Fällen einer offenkundigen Nöthigung weichen. Monate lang hatte ich den Ministern zur Erweiterung der municipalen und provinziellen Ordnungen gerathen, aus welcher eine consultative Regierungsform von selber hervorgehen könnte. In dem zu spät uns übertragenen eiligen Werke, wobei politische Ueberzeugungen und factische Nothwendigkeiten aneinander geriethen, liefen wir aber Gefahr zu viel oder zu wenig zu thun. Ein Tag mehr als der andere drängte uns weiter vorwärts als vom Guten war, und diejenigen die sich anfangs als hyperconservativ zeigten, schienen sich beinahe darin zu gefallen, die Flinte ins Korn zu werfen. Ueberdies hatte die Erfahrung schon dargethan, wie die französische und andere Regierungen mit den Verfassungen verfuhren, und dass die Volkssouveränität, eine legale Lüge und ein leerer Name, weit leichter zu behandeln war als wahre dem Boden, in welchem sie wurzeln, homogene Freiheiten. Einer der Minister ein mit dem praktischen Geschäftsgange vollkommen vertrauter Mann (der nachmalige Ministerpräsident Cav. Baldasseroni) erklärte inderthat, die Kammern erschienen ihm ein geringeres Hemmniss als jede andere gemässigte Regierungsform. Von ihm ging der entscheidende Anstoss zu der Constitution nach französischem Muster aus, welche die Politiker rühmten und die Journale heischten."

4.

Ministerium und Revolution. Fr. D. Guerrazzi.

Die Ereignisse schritten noch weit rascher als Gino Capponi besorgte. Der am 18. März begonnene mailändische Aufstand und infolge dessen der Rückzug der Oestreicher nach dem Mincio brachten die Gährung in Florenz zum Ausbruch. Am 22. marschirten die Toscaner, Militär wie Freiwillige nach der Lunigiana und dem Modenesischen, am 15. April erreichten sie den Po und nahmen mit dem piemontesischen Heere am Kampfe zwischen Mincio und Etsch theil. Am 26. Juni eröffnete der Grossherzog, mit einem neuen unter dem Prüsidium Cosimo Ridolfi's gebildeten Ministerium die Kammern. Am 30. Juli warf ein, durch die Nachrichten von der Niederlage der Piemontesen bei Custoza und ihrem Rückzuge veranlasster unbedeutender Volksaufstand das Ministerium über den Haufen. Als die Unterhandlungen mit Don Neri Corsini Marquis von Lajatico, unter Ridolfi Minister des Auswärtigen, und mit Baron Ricasoli sich zerschlugen, wandte man sich an Gino Capponi.

In dem schon erwähnten, als Opus posthumum gedruckten Aufsatze „Siebzig Tage Ministerium" hat er den Ursprung, die Ereignisse, den Ausgang dieser Verwaltung

erzählt, von welcher er selber sagt, er habe sie zu leicht übernommen. Er übernahm sie, weil im Moment keiner da war der sich vor den Riss stellen konnte oder wollte; er übernahm sie, im Glauben es handle sich nur um kürzeste Zeit und mehr um eine Ehrenpräsidentschaft, da bereits einer der toscanischen Diplomaten, Scipione Bargagli in Rom, für das Auswärtige bestimmt war. Ueberdies hoffte er Ricasoli dennoch für das Innere zu gewinnen, der jedoch darauf bestand, seinen Zeitungscollegen Salvagnoli bei sich zu haben, von dem er wissen musste, dass der Grossherzog ihn unter keiner Bedingung angenommen hätte. Das neue Ministerium war in gewisser Beziehung eine Fortsetzung des alten, nur mit schwächeren Leuten, in weit ungünstigerer Lage und, seinen Chef ausgenommen, mit geringerer Reputation. Aber dieser Chef war ein sechsundfünfzigjähriger blinder Mann, mit den Geschäften unbekannt, mit dem quälenden Bewusstsein der Hindernisse die ihm in seiner Stellung wie in seiner Lage im Wege standen.

Die Unruhen von denen das Capponi'sche Ministerium fast von seinem Beginn an umlagert gewesen, die Krisis durch welche es gestürzt worden, die Auflösung die ihm gefolgt ist, haben auf dasselbe einen Widerschein der Schwäche geworfen, welcher einer Art Miscredit ähnlich sieht. Als Cesare Balbo im J. 1852 zu seinem trefflichen Abriss der Geschichte Italiens den unvollendeten Nachtrag über die Ereignisse der Jahre 1814 bis 1848 verfasste, brach er die Darstellung in dem Momente ab, wo nach der Erwähnung der in Piemont unter Perrone und Pinelli, in Rom unter Pellegrino Rossi gemachten Anstrengungen, die durch das Sektenwesen in dem „schwachen Toscana" verursachte Verstörung an die Reihe kam. Gino Capponi, in religiösen, moralischen, politischen Anschauungen mit Balbo mehr als mit Irgendjemandem verwandt, hat die damalige Lage charakterisirt. „Der Miserfolge im Kriege ungeachtet, war im August 1848 eine italienische Politik

noch möglich. Noch hatte Italien sich nicht mit Schmach bedeckt, noch nicht durch offenbaren Hader geschwächt, und während so viele Völker aufstanden, reichten Radetzky's Siege nicht hin, Europa's Vertrauen in die Wiedererhebung Italiens zu vernichten. Irgendeine neue Gestaltung wollte man auch Italien geben. Weder in den Reden der Kammern noch in den diplomatischen Actenstücken bewahrten die Abmachungen von 1815 ihre Gültigkeit. Auch seitens Oestreichs gab sich dies kund. Es hatte seine alten Provinzen wiederbesetzt und occupirte militärisch die beiden Herzogthümer, aber anfangs schien ihm wenig an einer Restauration in Parma zu liegen, während von einer Entschädigung für Modena in Oberitalien die Rede war. Die Mediation Englands und Frankreichs bezog sich nicht blos auf die Erhaltung der Integrität Piemonts, sie trug auch den Ansprüchen Italiens an bessere Gestaltung Rechnung. Bei mir steht es fest, dass nur unsere eignen Ausschweifungen uns um das Vertrauen der fremden Mächte brachten, die jedoch sich dann erst gegen uns wandten, als die Ereignisse in Rom und Toscana uns auch bei den Völkern in Miscredit gebracht hatten. Oestreich selbst, der Zukunft unsicher, mit der Bewegung in ganz Teutschland, mit dem Aufstand in Prag und Wien, mit der bewaffneten Erhebung Ungarns, begnügte sich, die von der Zeit und unsern Verirrungen ihm gewährten Vortheile abzuwarten."

Zweierlei hat Gino Capponi vornehmlich im Sinne gelegen. Ein Bundesverhältniss der italienischen Staaten unter Verstärkung Piemonts in Mittelitalien, auch zur Sicherung der beiden schwächeren mittelitalischen Staaten, des Kirchenstaats und Toscana's. Beschleunigung des Friedensschlusses zwischen Piemont und Oestreich, zum Zwecke der Beendigung der gefahrvollen Ungewissheit, in welcher der Waffenstillstand vom 9. August die Halbinsel gelassen hatte. Was er für Beides diplomatisch zu wirken gesucht, in Paris, London, Frankfurt, in Turin, Rom, Neapel, während in Rom Antonio Rosmini, im Namen Carl Alberts

aber in eigenthümlich selbständiger Stellung, zu gleichem Zwecke thätig war; wie nach nicht unvortheilhaftem Beginn die Sache keinen rechten Fortgang hatte, in Ermangelung fester Basis ihn auch nicht haben konnte; wie es mit der wenig homogenen auswärtigen Mediation und mit den mehrfach angeregten Congress-Aussichten stand: alles das hat er ausführlich geschildert. Seine Darstellung ist ruhig und lichtvoll, mögen die Fäden des Gewebes immerhin etwas wirr durcheinander zu laufen scheinen. Manches in den von improvisirten Politikern geführten diplomatischen Verhandlungen würde heute in der Retrospective seltsam erscheinen, erinnerte man sich nicht an ähnliches seitens solcher Staaten, neben denen Toscana verschwindet. Keineswegs seltsam wird aber die Verwirrung in den Plänen erscheinen, die sich auf die Umgestaltung Mittelitaliens, und auf die Bildung eines von Oestreich, wenngleich nicht von der Habsburgischen Dynastie abgelösten Lombardo-Venetiens bezogen, Pläne die nicht etwa blos in dem republikanischen Frankreich entstanden, welchem ein zu mächtiger Carl Albert mit seinem monarchischen Selbstgefühl nicht mundete, sondern in gewissem Masse von Frankfurt selber ausgingen.

Währenddessen war die Gefahr einer demokratischen Revolution in den von den Oestreichern nicht besetzten Theilen Mittelitaliens bereits im September in dem Masse gewachsen, dass ein vom Papste confidentiell an General Cavaignac gerichtetes Gesuch, durch ein französisches Corps von 3000—4000 Mann Civitàvecchia zu sichern, bei dem toscanischen Ministerpräsidenten gleiches Verlangen für Livorno weckte, weil Livorno ein weit gefährlicherer Punkt war, und „dort die Waffen geschmiedet wurden, welche den Papst bedrohten". Er hat das Verhältniss Livorno's zu dem übrigen Toscana treffend geschildert. Eine Stadt ohne die Macht alter Erinnerungen, ohne wahren Zusammenhang mit dem übrigen Staate, ohne Festigkeit des Besitzes, ohne rechte bürgerliche Verfassung, mit einer aus hetero-

genen Elementen zusammengesetzten, schlecht disciplinirten Bevölkerung, in jüngsten Jahren über das eigentliche Bedürfniss hinaus erweitert ohne der Verwaltung wirkliche Consistenz zu geben, nachdem das einst mit ausgedehntesten Vollmachten ausgestattete Amt eines Gouverneurs zu blosser Repräsentation herabgesunken, ohne Verschmelzung der Interessen der Bewohner mit denen des Binnenlandes. Doch auch die tüchtigen Eigenschaften der Livornesen hat Capponi anerkannt. Nachdem er bemerkt, wie die alten Staatsrechtslehrer Livorno nicht eine Stadt im rechten Sinne des Wortes nennen würden, mit seiner stets wechselnden Bevölkerung, seinen ausländischen Handelsleuten, täglich bereit je nach Einwirkung von Furcht oder Interesse Personen und Capitalien anderswohin zu verlegen, mit einer rohen und unwissenden, fortwährend durch das Schwanken des Verkehrs und die Ungewissheit des Gewinns, durch momentanen Ueberfluss oder Elend in Aufregung gehaltenen und gestachelten niedern Classe, fügt er hinzu: eben die Fehler der Livornesen haben sie vor den Fehlern der Masse des toscanischen Volkes bewahrt. „Bei ihnen herrscht nicht wie bei uns das Verderbniss müssigen Lebens. In der untern Classe ist mehr Kraft und mehr Ausdauer, und es darf nicht verschwiegen werden dass dieselbe, volle acht Monate lang Herr der Stadt, sich nicht an Habe und Leben vergriff, im Gegentheil die Zahl der Verbrechen abnahm."

Livorno, längst im Misverhältniss zu Toscana, war zum Sammelplatz der Misvergnügten und Unruhestifter von ganz Italien geworden. Ein Mann, zum Volksführer geschaffen, mit Talent, Eloquenz, Ehrgeiz begabt, seit Jahren durch das was er Unterdrückung nannte erbittert und sich zu rächen entschlossen, mit organisatorischem Geschick und entschiedenem Willen, hatte leichtes Spiel als er daran ging, die schwache Regierung in Florenz über den Haufen zu werfen. „Wäre nicht Livorno da gewesen", sagt Gino Capponi, „so glaube ich fest, dass Toscana nie zu einer

revolutionären Bewegung das Signal gegeben haben würde. Während aber die Regierung von jeder Art von Schutz entblöst war, reichte die eine Stadt hin, den Staat umzustürzen." Inderthat, Toscana war für Friedenszeit geschaffen. Gesinnung, Stimmung, Verfassung der Bevölkerung, Charakter und Handhabung der Gesetze waren für ruhige Zeiten berechnet. Selbst in ruhigen Zeiten ist der Mangel an Autorität wie am Bewusstsein der Nothwendigkeit der Achtung vor dem Gesetz auffallend gewesen.

Je genauer Gino Capponi den Mann gekannt hat, „der bereits als ursprünglicher Anstifter der Bewegung galt, welcher er ihre Richtung geben zu können meinte", und je mehr seine Seele frei von Bitterkeit gegen ihn geblieben ist, umso gewichtiger ist das über denselben ausgesprochene Urtheil. Es gab eine Zeit in welcher er häufig mit ihm zusammenkam. In den Jahren in denen sein Augenleiden so bedenklich geworden, zu Ende der Dreissiger zu Anfang der Vierziger, pflegte er einen Theil des Frühlings in den Bädern von Montecatini im Nievolethale zuzubringen, welche seiner Gesundheit sehr zuträglich waren. Hier leisteten mehre der Freunde ihm Gesellschaft, unter ihnen Capei und Giusti, dessen Heimatsort Monsummano ganz in der Nähe liegt; hier traf er auch mit Salvagnoli und Guerrazzi zusammen, und die stets lebendig angeregte, bald ernste bald heitere und witzige Conversation liess ihn über Manches hinweggehn, was sich mit seinen Ansichten und Ueberzeugungen nicht vertrug. Hier mag es auch gewesen sein, wo Guerrazzi ihn die Widmung seines Romans Isabella Orsini anzunehmen bat. Der Roman ist keiner der schlimmsten seines Autors, aber Capponi hat sich doch Vorwürfe gemacht die Dedication angenommen zu haben, nachdem er mit dem berühmtesten und berüchtigtsten Buche Guerrazzi's bekannt geworden, welches er damals nicht gelesen, und von welchem er später geäussert hat, es sei eines der schlimmsten und verderblichsten. „Francesco Domenico Guerrazzi", so schildert er diesen

Mann, „von altem Geschlecht wie er von sich sagte, war in Livorno als Sohn eines Handwerkers geboren. Unermüdlichen Geistes, von rascher Auffassung, durch tüchtige Studien genährt, unbegrenzt in seinen Entwürfen, unersättlich in seinem Ehrgeiz, kam er viele Jahre lang nicht aus seiner Vaterstadt heraus und lernte nie ein anderes Volk kennen. Indem er die Begriffe von Politik und Kunst fälschte, bildete er sich die Idee der Kraft nach den Prahlereien der untern livorneser Schichten. Indem er diese Jugendfehler und Irrungen in seine Schriften übertrug, liessen diese zwischen dem Verfasser und den Helden seiner Romane zu grosse Aehnlichkeit voraussetzen, worin er sich zu gefallen schien, da er auch im öffentlichen Leben nach der Befriedigung strebte die der Künstler empfindet, und sich zu wenig vor Illusionen hütete. Er war der Erhebung fähig und hatte von Natur eine gewisse Würde, aber er hatte zu lange unter Leuten und Dingen gemeinen Gepräges gelebt. Nach dem Umgang mit Bessern strebend, war er für Wahres und Rechtes empfänglich; ein Freund offner Rede und kräftigen Handelns, wurde er durch schlimme Angewöhnung der Schule zu Doppelzüngigkeit verleitet. Vonjeher war seine Neigung auf das was das Dasein äusserlich verschönt, ja auf den Glanz herrschaftlicher Lebensweise gerichtet. Ohne Glauben an Freiheit, die Lehren der Vervollkommnung menschlicher Dinge für Wahn haltend, verachtete er das Volk dessen er sich als eines Fussschemels bediente, indem er nach der Macht als einem ihm gebührenden Schmuck seines Seins strebte. Diese Macht aber übte er dann mit bessern Mitteln als womit er sie erlangt hatte und zu eigner besserer Reputation aus, und er würde mehr gethan haben, wäre er nicht sich selber ein Hinderniss gewesen, indem er sich vergeblich abmühte sich des alten Menschen zu entäussern und ihn in der Welt vergessen zu machen."

So war nach Capponi's Schilderung der Mann, welcher damals vornehmste Schuld an dem über Toscana herein-

gebrochenen Unglück getragen hat. Er hat ihn gegen manche Vorwürfe vertheidigt. Er hat gezeigt, wie sehr man irrte, wenn man in Allem was in Livorno geschah, nur Guerrazzi, in Guerrazzi das incarnirte Umwälzungsprincip sah; er hat die gegen diesen erhobene Anklage der Unredlichkeit gegen die Verwaltung, die er stützen sollte und umstürzen half, abgewiesen. Seine eigne grossmüthige Natur hat ihm Guerrazzi vielleicht in vortheilhafterm Lichte erscheinen lassen als dieser in Wirklichkeit war. Aber in Bezug auf die livorneser Unruhen, die im August, fast unmittelbar nach der Bildung des Ministeriums begannen und vor Ende September mit der Rebellion der Hafenstadt ihren Höhepunkt erreichten, hat er vollkommen Recht, wenn er darin das Resultat eines Zusammenwirkens von Misverhältnissen und Uebeln, von alten und neuesten Irrthümern sieht, statt einen Einzelnen dafür verantwortlich zu machen.

Was nun geschah, gehört in die Geschichte Toscana's, nicht in jene Gino Capponi's, welcher Ursachen und Ereignisse wahrheitgetreu und mit dem ihm eignen gewissenhaft abwägenden Gerechtigkeitsgefühl geschildert hat. Wie er zu diesen Ereignissen stand und wie er die Lage empfand, hat er mit Worten ausgesprochen die man nicht ohne Rührung lesen kann. Nachdem er die seit dem Herbste des vorausgegangenen Jahres begangenen zahlreichen Fehler, die Ueberstürzung infolge des unmittelbar nach Verleihung der Verfassung ausgebrochenen Krieges, die moralische und materielle Schwäche — kein Geld, keine Polizei, keine Soldaten und an deren Stelle eine unzuverlässige, vom Pöbel verhöhnte Bürgergarde — dargestellt, fährt er fort: „Zustände, wie sie beim Abgange Ridolfi's waren, hätten mich vor Uebernahme des Ministeriums warnen sollen. Meine eigne Lage, vor allem das physische Gebrechen gesellten sich dazu — eine verhängnissvolle Uebereinstimmung mit unsern öffentlichen Zuständen. In der mir beschiedenen ungewöhnlich harten

Prüfung habe ich in vollem Masse erfahren, was es auf sich hat und wie es auf mich selber wirkte, die Dinge nur mittelbar und unvollkommen erfahren und erkennen zu können, Den nicht zu sehn mit dem ich sprach, nicht zu wissen ob er auf meine Worte achtete, den Moment nicht erfassen zu können, und die Seelenkräfte an immer sich wiedererzeugende materielle Hindernisse zu verschwenden, niemals die Gedanken in thätiger Einsamkeit zu sammeln, im Drange des Wollens die Arme erlahmen zu fühlen. Die Kraft die ich aus meinem Innern zu schöpfen vermochte, bot mir nichts als Unzufriedenheit mit mir selber und dem Werke an dem ich mich abmühte; das Wort, dem ich Eindruck zu verleihen trachtete, und das mir zu Zeiten in tiefer Brust lebendig erklang, wand sich ärmlich und mühsam von der Lippe los. Ich danke Gott der mich zu dieser und zu anderer Demüthigung bestimmt hat. Wenn ich durch mein Unvermögen unsere Uebel gemehrt oder Abhülfe behindert habe, so möchte ich wenigstens von meinem Gewissen das Zeugniss vernehmen, dass ich nie die Pflicht versäumt habe aus thörichter Ueberhebung, aus sträflicher Unlust oder weil ich schwachmüthig am Erfolge verzweifelte.“ Worte die auch auf den Kalten Eindruck machen müssen — der Schmerzensruf eines edlen, zartfühlenden, frommen Mannes.

Nicht Guerrazzi gab den Ausschlag in Livorno, sondern der pisaner Professor Montanelli. Kurz vorher aus österreichischer Gefangenschaft zurückgekehrt in die er im Mai am Mincio kämpfend und verwundet gerathen, war er, welchem überall die Volksgunst entgegenkam, vom Ministerium, gegen den Rath seines Präsidenten, „als geringeres Uebel“ zum Gouverneur von Livorno gewählt worden. Es geschah im Moment als die Hoffnung, den Aufstand durch eine militärische Demonstration, in einem alles militärischen Geistes und aller effectiven Kraft baaren Lande, zu bewältigen, kläglich gescheitert war, und man froh sein musste wenn dieser Aufstand sich nicht über das

ganze Land verbreitete. „Die Montanelli wählten", sagt Gino Capponi der sich stets Vorwürfe gemacht hat, an die Verhinderung dieser Wahl nicht Alles gesetzt zu haben, „bauten auf eine Art Treuherzigkeit welche sie für leichten Sinn nahmen, hielten ihn nicht für fähig, mit den Schlimmsten gemeinsame Sache zu machen um den Staat umzuwälzen, ohne Skrupel und so aufs Gerathewohl, und dabei mit der Miene dessen der eine heilige Pflicht erfüllt; kein böser Mensch aber eine Natur ohne wahre Affecte, abhängig von den Einflüsterungen einer krankhaften Phantasie die ihm Stimme des Gewissens schienen." Ich fürchte Gino Capponi hat den Mann, der ihm kein Vertrauen einflösste, wie die Sache zu leicht genommen. Denn das von diesem alsbald in Livorno öffentlich verkündigte Programm der constituirenden Versammlung zur Neugestaltung Italiens, wovon er schon in Florenz in der Unterredung ein Wort hatte fallen lassen, ist die Mesche gewesen, welche die grossherzogliche wie die päpstliche Regierung in die Luft gesprengt hat. Unter den factischen Verhältnissen, bei der Haltung Piemonts und Neapels, mit den siegreichen Oestreichern von den Alpen bis zur Romagna, war das Programm allerdings Unsinn, aber Capponi bezeichnet es richtig als die abstracte Formel und den legalen Ausdruck der Mazzinischen Idee. Die Mazzinische Idee war jedoch bestimmt manche Monate hindurch in Florenz und länger in Rom zu herrschen und östreichische, französische, spanische Kriegsschaaren nach Mittelitalien zu ziehen.

Am 12. October reichten die Minister ihre Entlassung ein. Auch diesmal war ein vergeblicher Versuch gemacht worden, Ricasoli zur Bildung einer Verwaltung zu bewegen, in welche Azeglio eingetreten sein würde, welcher bei Vicenza verwundet auf einer florentiner Villa Heilung suchte. Am Abende des 26. übergab Capponi dem neuen Ministerpräsidenten Giuseppe Montanelli die Geschäfte. Was während der dazwischen liegenden vierzehn Tage vorgegangen, könnte ein auch zur Charakteristik des Gross-

herzogs dienendes nicht uninteressantes Kapitel bilden. Leopold II. liess sich Montanelli gefallen, von Guerrazzi wollte er durchaus nichts wissen. Gleich dem ehrlichen florentiner Bürger, sah er in Guerrazzi den Wehrwolf und ahnte nicht welches Gift die glatte süssliche Rede des sentimentalen Professors barg. Nachdem er sich endlich den Umständen gefügt, gewann Guerrazzi ihn halbwegs schon in der ersten Unterredung, indem er ihm die Nothwendigkeit für die Regierung, Kraft zu gewinnen vorhielt und ihm diese Kraft verhiess. Montanelli hatte nicht ohne Guerrazzi eintreten wollen, weil er es nicht konnte, da dieser über Livorno verfügte. „Werfen sie ihn nach vierzehn Tagen zum Fenster des Palazzo vecchio hinaus, so werde ich mich nicht sehr darüber grämen!“ Das von dem weichherzigen Professor zu Capponi gesprochene Wort ist ebenso bezeichnend, wie dasjenige welches er an diesen und zwei seiner Collegen beim Antritt des Ministeriums richtete: „Ich werde auch hier conspiriren.“

In ruhigen Tagen ist es leicht gewesen, die Verwaltung, welche der Revolutionspartei den Platz räumte, der Schwäche zu zeihen. Gino Capponi selber hat die Geschichte derselben eine ruhmlose genannt. Fragt man, woher die toscanische Regierung Kraft hätte nehmen sollen, so wartet man vergebens auf Antwort. Der Grossherzog, mit den Geschäften vertraut, hatte keinen politischen Ueberblick, verwirrte sich durch das Detail, war der linkischste Mann von der Welt und nichts weniger als ein Menschenkenner. In Friedenszeit ein trefflicher Fürst, durch den Reformsturm aus dem Gleichgewicht, durch den Krieg in Widerstreit mit sich selber und seinen Traditionen gebracht, war er durch die im August begonnene Umwälzung aus dem Sattel gehoben. Die Deputirtenkammer hatte beim Anfang dieser Umwälzung ihre politische Unfähigkeit documentirt; Männer, welche bis dahin in Reden und Haltung eine gewisse Entschlossenheit gezeigt, Ridolfi an der Spitze, hatten sich völlig rathlos erwiesen. Die Bürgerwehr, nicht

einmal im Stande ein Häuflein Gesindel zu zerstreuen, liess sich von den Strassenbuben insultiren. Im Ministerium sassen ein Paar ehrenwerthe Magistrate neben achtbaren Männern, deren Tribüne die Akademie der Georgofili gewesen war, und der Kriegsminister hielt es für weniger gefährlich, dass man die Carabiniers auf Piazza Granduca thatsächlich verhöhnte als dass einer derselben vom Leder gezogen hätte. Zu allem diesem die Masse der Bevölkerung — hier Entrüstung und loyale Gesinnung, Wunsch zu helfen und Empfindung des Unvermögens, dort Gleichgültigkeit wenn nicht Furcht, bei den Wenigsten Abneigung und schlimme Absichten, aber diese Wenigsten die einzigen Handelnden. Giuseppe Giusti hat Stimmung und Lage in einem Sonett charakterisirt, welches er in diesen Tagen an Gino Capponi richtete:

„Dass Viele mit sich Wen'ge ziehn, ist wahr,
Sind bei den Vielen Kraft und Muth zu finden;
Doch wird das Gegentheil, mein Gino, klar,
Wenn Schwäch' und Furcht bei Vielen sich verbinden.

Bringt dir ein ganzes Volk zum Beistand dar
Nur leere Worte mit noch schalern Gründen,
Wer wehrt's der ersten besten Narrenschaar,
Ihr eignes Recht frischweg dir zu verkünden?

Gesetzt, dass Vier hier prügeln auf mich los,
Dort Hundert stehn, die tapfer ihr: Hollah!
Doch ohne sich vom Fleck zu rühren, schrei'n,

Dann schildre selbst dir mein erbaulich Loos:
Vier Teufelskerle mit der That des Ja,
Und hundert Tröpfe mit dem Wort des Nein!"

Ueber Leopold II. hat Gino Capponi wenige Worte gesagt. „Vom ersten Moment an erklärte ich dem Grossherzog ausführlich Alles, was ich in Bezug auf die italienischen Angelegenheiten (auf die Bundesverhältnisse) und auf Toscana's Stellung beabsichtigte. Ihm gegenüber bin ich immer vollkommen freimüthig gewesen, und er

hat mir mit vollem Vertrauen vergolten, das er mir bis zum Ende bewahrte." Die Stellung des Ministers zum Souverän war eine eigenthümliche. Die Traditionen der Familie und der eignen Jugend (Leopold war um fünf Jahre jünger) hatten eine Art Vertraulichkeit zurückgelassen, die durch das Zerwürfniss von 1830 und nachmalige völlige Zurückgezogenheit nicht vernichtet worden war, wie denn der Grossherzog im J. 1844 bei der Vermälung seiner ältesten Tochter dem ehemaligen Kammerherrn das Comthurkreuz seines Ordens übersandt hatte. Ein anderer Umstand trat dazu. Was Capponi über die Einwirkung seiner Blindheit sagt, liess für ihn im Umgange mit dem Landesherrn die Person vor dem Begriff zurücktreten und ihn sich freier fühlen. Uebrigens wusste Leopold vollkommen, wessen er sich zu der Lauterkeit, Ehrenhaftigkeit, Mässigung und Vorsicht des Ministers zu versehen hatte. Dieser hat ihm gerathen, sich mit dem Reichsverweser in Verbindung zu setzen, als dessen Autorität die einzige zu sein schien, auf welche man in Teutschland bauen konnte. Er würde ihm nie gerathen haben, sich seiner Familie gegenüber persönlich feindselig zu stellen, wozu Ridolfi ihn unklugerweise verleitet hatte. Aber indem er ihm vorstellte, wie seine Beziehungen zu Oestreich befreundete sein müssten, und er der habsburgischen Dynastie selber von Nutzen sein könnte, indem ein ihr angehöriger Fürst in Italien fest wurzelte, hat er ihm auch klar gemacht dass er sich auf das lebendig gewordene Nationalgefühl stützen, dass der Grossherzog über dem Erzherzog stehn müsse, Oestreich, wollend oder nicht, ihn nicht bis zum äussersten aufrechthalten würde. „Badi, l'Austria non La sosterrà sin all' ultimo" — Worte gesprochen in der Voraussicht politischer Nothwendigkeiten, die auch für die Entschliessungen des mächtigsten Staates massgebend werden konnten. Er hat dem Grossherzoge dabei offen erklärt, wie er, Gino Capponi, nicht der geeignete Mann sein würde für eine solche Phase seiner Politik. Als die Dinge

auch in Florenz bedenklich wurden, hat er dem Grossherzoge gerathen, seine Familie nach Siena zu senden, dessen Bevölkerung ihm völlig ergeben und ruhig war, wie es später, unter sehr verschlimmerten Umständen, geschehen ist.

Nach den Ereignissen des Frühlings 1849 ist Gino Capponi, so viel mir bekannt, nur noch einmal mit Leopold II. zusammengewesen. Die Oestreicher waren in Florenz. Der Grossherzog bemerkte im Laufe des Gesprächs, jetzt herrsche Ruhe im Lande. „Ja", war die Antwort, „auf der Strasse."

5.

Demokratie und Restauration.

Die Auflösung des Ministeriums Capponi und der Anfang der Herrschaft der „reinen Demokratie“ gingen unter meinen Augen vor sich. Unmittelbar nach der Veröffentlichung der toscanischen Verfassung war ich nach Rom gegangen, wo ich im April den Anfang der Revolution erlebte, und wohnte dann in Florenz der Eröffnung der Kammern bei, die am 26. Juni im grossen Saale des Palazzo vecchio stattfand. Noch war Alles voller Hoffnung; das am 29. Mai bei Curtatone und Montanara in der Nähe Mantua's vorgefallene Gefecht, in welchem die Toscaner, Truppen und Freiwillige, unglücklich aber tapfer gekämpft, hatte vielmehr ermuthigend als niederschlagend gewirkt. Doch es blieb nicht lange so. Als ich in der zweiten Hälfte Juli auf der Fahrt nach Berlin durch Mailand kam, hatten in der ganzen Lombardei die Nachrichten vom Kriegsschauplatz lebhafte Bestürzung verbreitet. Wenige Tage später würde ich mich in den Rückzug der Piemontesen verwickelt gefunden haben, wie im folgenden Jahre in den Rückzug der von Garibaldi an den Albaner Hügeln angegriffenen Neapolitaner.

Am Abende des 5. October verliess ich Berlin wieder, um mich nach Rom zu begeben. In Florisdorf nahm die

Eisenbahnfahrt ein Ende, da infolge des Wiener Aufstands Bahn und Brücken impractikabel waren. Den Zustand in welchem Wien war, will ich nicht schildern. In Hietzing, der Sommerwohnung des Gesandten Grafen Bernstorff fand ich alles zur Abreise gepackt, der Hof hatte eben Schönbrunn verlassen. Tausende flohen nach Süden, da die Bahn eben wieder frei wurde. Ueber Görz, Udine, Treviso gelangte ich nach Verona, überall südwärts vom Tagliamento Spuren des erbitterten Kampfes, Nothbrücken, längs der Strassen zerstörte Häuser und gefällte Bäume. In Verona erwarteten mich die ungünstigsten Nachrichten aus Toscana; in Bologna, wo man nicht müde wurde von dem abgeschlagenen Angriff der Avantgarde Weldens im August zu reden, herrschten öffentliche Unsicherheit und allgemeine Verstörung. Man fühlte den nahenden Umsturz durch. In Florenz hatte er schon begonnen. Unmittelbar vor der Ernennung des demokratischen Ministeriums, fand ich den Grossherzog noch in grösster Aufregung und Unentschlossenheit.

Am Sonntag dem 29. October fuhr ich mit Gino Capponi, Graf Serristori u. A. auf der Eisenbahn bis Pontedera, um in der Nähe einen Besuch abzustatten. Zwei Tage später war ich auf der Villa von Varramista, wo Capponi sich unterdess zu dem traditionellen Herbstaufenthalt eingerichtet hatte und seine Tochter mit ihrer Familie eintraf, zugleich mit dem pisaner Professor Matteucci, welcher zu dem Reichsverweser gesandt worden war und nun heimkehrend Alles verändert fand. Varramista, ein Name der sich von dem schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts vorkommenden Valle Ramista herschreibt, ist ein ansehnliches und schönes Besitzthum, dessen schon Erwähnung geschehen ist. Ein hohes regelmässiges Viereck, mit gewölbtem Erdgeschoss von gewaltigen Dimensionen, in der Mitte der grosse Saal, die Einrichtung im alten Stil der zu der Architektur passt, welche an die Zeit Brunellesco's erinnert. Ein Park von zwei Millien Umfang dehnt sich hinter der Villa

aus. Grossentheils von Gino Capponi schreibt sich die Anlage her, und an diesem Orte den er vor allen liebte, liess er sich wol in späten Jahren zu den Bäumen führen die er gepflanzt, und wenn er die Stämme messen wollte und nicht umspannen konnte, gedachte er wehmüthig der Vergangenheit, erzählte von den Zeiten, wo er mit seinen Eltern nach Varramista fahrend, den Weg, zu welchem man heute nicht viel über anderthalb Stunden Eisenbahn und eine kurze Strecke im Wagen braucht, nicht an einem Tage zurücklegen konnte.

Ich blieb eine Zeitlang. Seit Anfang Sommers hatte ich ihn nicht wieder zu ruhigem Gespräche getroffen. Dazu mangelte es nun hier nicht an Zeit und ebensowenig an Stoff, welchen auch Matteucci's frankfurter Beobachtungen lieferten. Ich fand ihn vollkommen ruhig inbetreff des Urtheils welches man über ihn und seine Amtsführung fällen könnte, ernstlich besorgt um die Geschicke des Landes. An Besuch fehlte es nicht; nach mir kamen Giusti u. A. In Florenz, wohin er vor Ende des Herbstes zurückkehrte und wo der wüste Hohn der nun ans Ruder gelangten Partei und ihrer gemeinen Presse selbst seiner Blindheit nicht schonte, ging währenddessen mit raschen Schritten die radicale Umgestaltung vor sich, welche die toscanische Hauptstadt beinahe unkenntlich machte. Manche von denen, welche einst über Langsamkeit geklagt hatten, sahen sich jetzt überflügelt und verschrieen als Retrograde. Azeglio, noch schwer leidend, und ob der Lage Piemonts tief bekümmert, suchte durch populäre politische Schriften den Strom zu mässigen ohne vernommen zu werden. Giovanni Prati, einer der begabtesten und schwungvollsten lyrischen Dichter unserer Zeit, damals zu längerm Besuche in Toscana verweilend, heute Hofpoet des Königs von Italien, wurde in einem Café schwer mishandelt, weil er sich einfallen liess Ordnung und Gesetzlichkeit zu empfehlen. Giusti musste es vernehmen dass man ihm seine Freundschaft mit Capponi zum Vorwurf machte, und lehnte

ab, ferner in der Abgeordnetenkammer zu sitzen. „Ich habe", schrieb er dem Präsidenten, „die Majestät der Versammlung so oft und auf so vielfache Weise insultiren gesehen, dass ich mich nicht nochmals in der Lage befinden will, Zeuge solcher unwürdigen und beklagenswerthen Auftritte zu sein." Von Polizei und Sicherheit in den Strassen war nicht mehr die Rede. Der englische Gesandte, der auf seiner Villa einen Ball gab, requirirte Gendarmerie, um die Equipagen zu schützen. Florenz war schon mit einer Masse von Leuten sans aveu gefüllt, als ich es in den ersten Tagen des Jahres 1849 mit Rom vertauschte. Hier erwartete mich schlimmeres, die Zustände wie sie sich seit dem Morde Rossi's, dann seit der Flucht Pius' IX. gestaltet hatten, die Proclamation der Republik, Mazzini und Garibaldi. Im März ging ich nach Gaeta.

Unterdessen war in Florenz eingetreten, was seit dem October vorauszusehn war. Das demokratische Ministerium hatte den schon willenlos gewordenen, eine Zeitlang jedoch sich nicht willenlos glaubenden Grossherzog von einem Schritt zum andern getrieben, bis es, nach der am 10. Januar erfolgten Wiedereröffnung der Kammern, am 22. einen Gesetzentwurf einbrachte, welcher die Betheiligung Toscana's an der in Rom proclamirten constituirenden Nationalversammlung decretirte. Spät, aber endlich sah Leopold II. ein, dass er seinen Namen zu Dingen hergab, die mit seinen Pflichten als Souverän unverträglich waren. Statt von der Revolution weggeschickt zu werden, ging er freiwillig. Am 23. Januar war er in Siena, wo seine Familie schon seit einiger Zeit verweilte. Anfangs unschlüssig über sein Thun, begab er sich am 7. Februar nach Porto Sto Stefano an der Maremmenküste, von dort am 21. an Bord eines englischen Dampfers nach Gaeta. Das wüste Treiben des gesetzlosen Gesindels, welches zu bändigen das nach des Grossherzogs Weggang eingesetzte Triumvirat entweder nicht die Kraft oder nicht den Willen hatte, stieg immer höher.

Bei Leopolds II. Abreise von Siena war Gino Capponi einen Moment aus der Zurückgezogenheit herausgetreten, in die er sich begeben hatte. Am 8. Februar, als Abgeordnete und Senat sich versammelten um inbetreff der Regierung einen Beschluss zu fassen, war er einer der wenigen Senatoren, die sich im Palazzo vecchio einfanden. Er sprach die Ansicht aus, durch die Entfernung des Souveräns sei die Executivgewalt hinfällig geworden und eine Lücke entstanden. Diese auszufüllen sei Pflicht der andern constituirten Gewalten, was durch die von den Abgeordneten vorgeschlagene Ernennung einer provisorischen Regierung erzielt werde. Eine Meinungsäusserung gegen welche sich nicht ohne Grund einwenden lässt, dass der Grossherzog das Land nicht verlassen hatte. Denn bis zum 20. war die Communication mit ihm, der in Porto Sto Stefano verweilte, unbehindert, indem er erst dann sich entfernte, als sein Zufluchtsort von bewaffneter Macht bedroht wurde. In einem an Montanelli gerichteten Schreiben hatte er dies auch ausdrücklich erklärt, und das dem Ministerium ertheilte Mandat nicht zurückgenommen. Die allgemeinen politischen Verhältnisse Italiens drängten bald zur Lösung. Als am 25. März die toscanische constituirende Versammlung in Florenz eröffnet wurde, war Piemont bei Novara niedergeworfen, die Intervention der katholischen Mächte im Kirchenstaat beschlossen. Die Merkmale des Umschlags in Toscana wurden täglich sichtbarer. Der nunmehrige Dictator Guerrazzi plante selber die Restauration, aber diese Ehre sollte dem vornehmsten Schuldigen nicht zutheilwerden. Am 11. April entledigte das erbitterte florentinische Volk sich mit kurzem Process der zuchtlosen Bedränger und Unruhestifter. „Wir wollen ehrliche Leute!“ Der Ruf der Massen kennzeichnet die Stimmung. Am 12. übernahm die Municipalität der Hauptstadt im Namen Leopolds II. die Verwaltung, indem sie sich vier Bürger zugesellte, unter deren Namen derjenige Gino Capponi's obenanstand.

Dieser hat in seinen Erinnerungen, ohne den Verlauf der Ereignisse zu schildern was ein Befreundeter, Graf Cambray Digny Mitglied der Municipalität, in einem 1853 erschienenen Buche that, mancherlei Andeutungen über die Lage der Dinge und über seine eignen Anschauungen in diesem wichtigen Moment gegeben. Diese Aufzeichnungen machen es klar dass Guerrazzi und seine Vertrauten angesichts der Wendung der piemontesischen Angelegenheiten, der raschen Unterdrückung des Aufstands in Genua und der Haltung Oestreichs, an Restauration dachten, zu welchem Zwecke sie ein Zusammengehn mit den gemässigten Liberalen wünschten. Zugleich aber lassen sie erkennen, wie wenig Gino Capponi, unter den damaligen Umständen welche dem Grossherzoge diese Restauration durch andere Mittel in Aussicht stellten, eine Verständigung seiner eignen Meinungsgenossen mit diesem zu erzielen hoffte. „Zwischen uns und Gaeta war ein Abkommen unmöglich. Wir wollten eine Restauration unter Zustimmung des Volkes welchem in den Beschlüssen über seine Angelegenheiten eine Stimme zustehn sollte — Sie wollten eine Restauration durch östreichische Waffen, um uns in die Stellung von Besiegten zu versetzen.“ Die Restauration durch östreichische Waffen war damals allerdings beschlossen. Es ist jedoch fraglich, ob die Entschliessungen Leopolds II. dabei massgebend waren. Ebenso mag dahingestellt bleiben, ob es ihm zur Last zu legen ist, wenn Wille und Autorität Derer, die in Florenz momentan das Heft in der Hand hielten, und ihrer Anhänger keineswegs sicher waren, kein grosses Vertrauen einflössten, wenn die Schwäche der Moderirten ihn schreckte, die ihn vor einem Jahre immer weiter gedrängt und dann aufgegeben hatten.

Die Schilderung der rasch schreitenden Ereignisse gehört nicht hierher. Die Schwierigkeiten mit denen die provisorische Regierungscommission zu kämpfen hatte, Schwierigkeiten die mit ihrem Auftreten im Namen des abwesenden Souveräns, ohne Mandat, ja gewissermassen im

Widerspruch mit dessen Absichten zusammenhingen, hat Capponi wahrheitsgetreu dargestellt. Die Aufgeregtheit der Massen, die Erbitterung gegen die gestürzte Regierung und ihre obscuren Helfershelfer, der Widerstand Livorno's wo die Desperados der Partei unter dem Beistand des seit anderthalb Jahren demoralisirten niedern Volkes sich sammelten und verschanzten, alles dies schuf bedenkliche Zustände. Das schwache Ansehen der Commission liess blutige Reaction nicht unmöglich erscheinen, an Bewältigung des Aufstands in der grossen Hafenstadt war nicht zu denken. Die Hoffnung auf gute Wirkung der Berufung der illegal aufgelösten Volksrepräsentation, war bei ihrer sattsam bewiesenen Impotenz und Uneinigkeit gar zu optimistisch. Unter solchen Umständen hat die Commission sich durch Beruhigung des Landes verdient gemacht; die verständige Haltung der Majorität der Bevölkerung nach der anfänglichen Aufregung hat ihr dies erleichtert. Nirgends ist es zu Gewaltthätigkeiten gekommen, nachdem man sich der Banden entledigt hatte, die das Land unsicher machten. Die grenzenlose Unordnung, in welcher die revolutionäre Regierung die Finanzen liess, und die Nothwendigkeit augenblicklichen Ersatzes für zahlreiche Beamte haben der Commission während ihrer kurzen Amtsführung Arbeit genug verschafft.

Gino Capponi, welcher der Ansicht war dass eine „Verständigung mit Gaeta" unmöglich sei, ermass doch sehr wohl dass die Regierungs-Commission nicht das Erforderliche that, dem Grossherzoge Aufklärung über ihre Stellung und Dispositionen zu geben. Wie wenig die Mehrzahl der Mitglieder der nach Gaeta gesandten Deputation geeignet war, Leopold II. günstig zu stimmen, erkannten Alle die um die Dinge wussten. In Bezug auf das Verhalten der Commission gegenüber der herannahenden fremden Occupation, hat Capponi seine Meinung nie geändert. Er hat den gegen die östreichische Besetzung des im vorausgegangenen Jahre von Toscana annectirten

Herzogthums Massa-Carrara eingelegten Protest für gerechtfertigt gehalten. Nach der Uebernahme der Verwaltung durch den grossherzoglichen ausserordentlichen Commissar Grafen Serristori hat er sich dem Protest der florentinischen Municipalität gegen das Einrücken der Oestreicher angeschlossen. Akte, die vielmehr eine Wahrung der Stellung der Betheiligten, als im Interesse einer bessern Gestaltung der öffentlichen Dinge waren, denen sie zum Theil wenig entsprachen.

Eine Angelegenheit, welche Capponi schweren Kummer bereitet hat, war das Geschick Guerrazzi's. Dieser befand sich im Regierungspalast als die Erhebung des Volkes sein Regiment umstiess. Er wagte es nicht sich zu entfernen, auch dann nicht als die Municipal-Commission von dem Palazzo vecchio Besitz nahm. Die Erbitterung des Volkes versperrte ihm am Abende des 12. April den Ausweg; Gino Capponi, in dessen Palast der guerrazzi'sche Präfect von Florenz Schutz suchte und der einem andern Chef der Regierung einen Pass verschaffte, musste vom Balcon des Palazzo vecchio aus die Menge beruhigen, welche den Dictator bedrohte. Was diesen momentan sicherte, vereinigte sich zu seinem Verderben. Man versäumte den rechten Moment ihn in Sicherheit zu bringen, wozu freilich der Umstand beitrug, dass die Befürchtung auftauchte, er werde sich nach Livorno wenden und vielleicht nochmals zum Unglück Toscana's beitragen; eine Befürchtung die nicht ganz grundlos gewesen zu sein scheint. Da er nicht im Palast bleiben konnte, hatte man ihn nach dem Fort Belvedere gebracht; da war er allerdings in Sicherheit aber auch in Haft. Darüber kam der grossherzogliche Commissar an. Guerrazzi vertauschte das Fort mit dem Gefangenhause; schon hatte das öffentliche Ministerium Anklage auf Hochverrath wider ihn erhoben. Da ging plötzlich das Gerücht um, das Leben des Gefangenen sei durch ein Standgericht bedroht.

Das Gerücht war ohne Zweifel falsch — Florenz war

keine eroberte Stadt, die Regierung lag in den Händen grossherzoglicher Beamten. Aber man kann sich denken, wie die Kunde auf die Mitglieder der vormaligen Commission wirkte. „Mich ergriff", schreibt Gino Capponi, „eine fieberhafte Aufregung wie ich nie eine ähnliche verspürt habe. Ich eilte nach dem Palast und fand glücklicherweise Serristori allein. Mit erregten Worten hielt ich ihm vor, welche Schmach dies Blut über ihn, über Regierung und Land, über uns Alle bringen würde. Es ward mir klar, dass er die Verpflichtung übernommen hatte, auf alle Weise das Entkommen des Gefangenen zu verhindern. Aber noch Schlimmeres drohte. Ich erlangte von seiner rechtlichen Gesinnung, dass er seinen Secretär kommen liess, worauf wir uns einigten, Guerrazzi nach der Veste von Volterra bringen zu lassen. Die welche ihn begleiten sollten, wurden sofort designirt. Ich sagte Serristori, ich werde zurückkehren, und alle zu meiner und meiner Collegen Rechtfertigung nöthigen Mittel ergreifen, sollte Guerrazzi die Stadt noch nicht verlassen haben. Als ich Abends wieder erschien, vernahm ich der Gefangene sei in Sicherheit. Es war das letzte Mal dass ich den Palazzo vecchio betreten habe."

Er hat ihn zehn Jahre später wieder betreten, bei noch ernsterm Anlass als der obengeschilderte war.

Die Versäumniss, oder wie immer man das Verhalten dem gestürzten Dictator gegenüber nennen mag, hat sich bitter gerächt. Im J. 1853 ist Francesco Domenico Guerrazzi unter Anklage des Hochverraths und unbefugter Verwendung öffentlicher Gelder vor den Gerichtsschranken gestanden. Was unter allen Umständen hätte vermieden werden sollen, ein politischer Process gegen den Mann, der Monate lang die engste Verbindung mit dem Staatsoberhaupte unterhalten, Verhältnisse und Schwächen von Regierung und Souverän nur zu tief ergründet hatte, war nun unvermeidlich geworden. Der Process ist ein Unglück gewesen, umsomehr als die im Jahre zuvor erfolgte Auf-

hebung der Verfassung eine grosse und einflussreiche politische Partei vollständig entfremdet hatte. Im Munde des Volks, welches für Dinge dieser Art einen feinen Sinn hat, hiess es nicht: Process Guerrazzi's, sondern: Process des Grossherzogs.

Die Sache endete mit der Strafe der Verbannung, nachdem all die traurigen Ereignisse von 1848—1849 mit ihren schlimmen Einzelheiten wieder hervorgezogen, und von einem überaus scharfsinnigen und gewandten Manne, dessen Leidenschaft berechnender Klugheit und Vorsicht gehorchte, mündlich wie schriftlich in einer für seine Gegner sehr bedenklichen Weise beleuchtet worden waren.

Der Exilirte hat auf Corsica, dann in Genua gelebt und zu schreiben fortgefahren. Seine Beatrice Cenci krankt an allen Gebrechen, welche ungezügelte Phantasie und die ungesunde Lust am Scheusslichen wie an Uebertreibung einem an sich schon das moralische Gefühl verletzenden Stoffe aufdrücken können. Die Satire: Der Esel, und die historische Erzählung: Pasquale Paoli, in welcher das Vaterlandsgefühl lebendig aufblitzt, verriethen keine Abnahme der Darstellungskunst, mochte immerhin die schöpferische Kraft gemindert erscheinen. Was man einmal für Enthusiasmus und kühnen Schwung gehalten hatte, wurde schwülstige Manier, und die ganze schriftstellerische Laufbahn dieses Mannes ist im Grunde ein fortgesetzter Misbrauch bedeutender Anlagen gewesen. Wenn Giuseppe Mazzini in ihm den Geist eines mächtigen Titanen verkündete, Andere sich im Dithyrambenton über ihn äusserten, so priesen sie gerade das worin der grösste Fehler des Autors lag, die Masslosigkeit und das Hineintragen fremder Zwecke und Elemente in die literarische Leistung. Die Ereignisse des Jahres 1859 haben auch dem Livorneser Agitator den Zugang zur Heimat wiedereröffnet. Als Mitglied des italienischen Parlaments ist er auf der politischen Bühne wiedererschienen. Aber seine Rolle, gleich jener anderer Demagogen war ausgespielt. Auf der erweiterten Bühne fand

er seinen Platz nicht mehr. Die Vaterstadt, welche er einst in ihren Grundfesten erschüttert hatte, liess ihn fallen. Er empfand es. Seine letzten Jahre verlebte er auf einem ländlichen Besitzthum, an der Grenze der Maremma, in der Niederung der von den Volterranerbergen dem Meere zuströmenden Cecina. Hier ist er achtundsechzigjährig 1871 gestorben. Der Mann, dessen Leben Kampf gewesen, vergiftete seine letzten Jahre durch einen Process mit nächsten Angehörigen, der, mit Recht oder Unrecht, die Vorwürfe der Geldmacherei seiner vergangenen Zeiten wieder auffrischte und sie zu begründen schien.

Gino Capponi's Schilderung Francesco Domenico Guerrazzi's ist oben mitgetheilt worden. Ein Wort dieses Mannes aber, das einen tiefen und schmerzlichen Blick in sein Inneres werfen lässt, hat er, so viel mir bekannt, nicht aufgezeichnet. Er hatte ihm, ich weiss nicht bei welchem Anlass, sicherlich aber manche Jahre vor der Katastrophe von 1848, über sein Verhalten und seine Meinungen Vorstellungen gemacht, die auf ihn sichtbaren Eindruck hervorbrachten. „Was willst du", rief endlich Guerrazzi aufspringend, „meine Mutter hat mich nie geliebt, mein Vater hat mir nie von Gott gesprochen. Wie sollte ich da ein Anderer, als ich bin, geworden sein?"

6.

Nach dem Sturme. Die fremden Truppen. Giusti's Tod.

Ein Jahrzehnt äusserer Ruhe ist auf diese stürmischen Tage gefolgt. Für Toscana ist es in mancher Beziehung eine Restaurationszeit gewesen. Die Regierung hatte viel gelernt. Der Grossherzog hatte in Gaeta die neue Verwaltung ernannt, welche dem interimistischen Commissar Grafen Serristori die Geschäfte aus der Hand nehmen sollte. Wie wenig dieselbe in reactionärem Sinne gebildet war, ergiebt sich aus dem Umstande, dass mehre ihrer Mitglieder an den Commissionen des Jahres 1847 und dem Ministerium von 1848 theilgenommen hatten, der Präsident, Giovanni Baldasseroni als ein in den Finanzgeschäften ergrauter, in seinen Ansichten durchaus gemässigter unbescholtener Mann bekannt war. Die Freude der gesammten Bevölkerung über das Aufhören der gewaltsamen Zustände und fortwährenden Besorgniss überwog auch manche Bedenken. Der Schmerz über die fremde Occupation währte fort, doch verlor er den acuten Charakter, als nach der Unterwerfung Livorno's und bei dem völlig friedfertigen Verhalten der Bevölkerung alles Eingreifen der Militärgewalt in die öffentlichen Angelegenheiten ein Ende nahm

und das Benehmen der unwillkommenen Gäste auch denen, die sie am wenigsten gerne sahen, keinen Anlass zu irgendwelcher Beschwerde bot.

Bemerkenswerth ist in dieser Beziehung ein Brief, welchen Giusti am 24. Mai von Pescia aus an Capponi schrieb. „Wie es in meinem Innern steht, magst du dir selber sagen. Wir haben sie in unsern Häusern gesehen und haben ihre Haltung beloben müssen. Das Volk welches sie vierundzwanzig Stunden lang vor sich gehabt und nicht einen Laut vernommen, nachdem es vor ein Paar Monaten durch den Teufelslärm der Streifcolonnen betäubt worden — stelle dir vor welche Vergleiche es angestellt hat. Das steht uns wohl an wie der Packsattel dem Langohr, dass unsere Feinde sich besser zeigen als wir. Ob es bei ihnen Berechnung oder Nothwendigkeit ist, unterscheiden die Wenigsten; die Masse sieht ein Verdienst darin, und das genügt. Das blosse Vorüberziehn in solcher Ordnung und mit solcher Ruhe, ist ein beständiger Sieg in den Augen des Volkes, welches durch das Monate lang währende Drunter und Drüber verstört oder erbittert worden ist."

Das Personal der Regierung hat sich theilweise verändert, ihr Charakter ist wesentlich derselbe geblieben. Wenn zwei ihrer Mitglieder, Beide einst zu den Liberalsten in den Reform-Commissionen gehörend, sich nicht wenig umgewandelt und persönlich unbeliebt gemacht haben, so hat dies auf Haltung und Stellung des Ganzen kaum Einfluss geübt. Es ist nicht die Aufgabe gegenwärtiger Darstellung, Wirksamkeit und Resultate zu schildern; ich habe es an anderer Stelle gethan. Vor wie nach 1859 hat Gino Capponi wiederholt geäussert, Toscana habe nie eine bessere, thätigere, gewissenhaftere Verwaltung gehabt.

Dennoch war die Entfremdung zwischen dem Souverän und einem ansehnlichen Theile der Bevölkerung eine fortschreitende. Capponi hatte einst, als die Krisis herannahte, Leopold II. vorgehalten, er müsse sich auf das lebendig gewordene Nationalgefühl stützen. Aber Leo-

pold II. ist der nach allen Seiten hin unendlich schwierigen Stellung nicht mehr gewachsen gewesen. Er ist der thätige, vorsorgliche, gewissenhafte Regent geblieben, aber er hat die Macht der Ideen, zu deren Entwicklung er doch selber beigetragen hatte, nicht mehr erkannt. Er hat auch die allgemeine politische Lage nicht mehr erkannt, und von vollkommener Sicherheit geträumt als die Gefahr schon nahe war. Vom Mai 1852 an, in welchem die bis dahin suspendirte Verfassung von 1848 aufgehoben wurde, war der Bruch mit der Partei, welche an dem Programm der Wiedererhebung und politischen Autonomie Italiens und seiner föderativen Gestaltung festhielt, eine vollendete Thatsache. Von dieser Zeit an begannen auch in Toscana die Blicke sich mehrundmehr nach Piemont zu wenden. Es hatte sich im J. 1848 durch seine nichts weniger als accommodante Haltung, Toscana gegenüber, keineswegs beliebt gemacht. In diesem Augenblicke stand es aber als einziger Träger der nationalen Idee da, und nahm Oestreich gegenüber eine Stellung ein, von welcher es mit jedem Jahre klarer wurde, dass sie früher oder später zu einem Conflict führen musste. Allerdings waren dessen Chancen völlig ungewiss, gewiss aber war, dass er nicht nur die revolutionären Elemente wiederbeleben, sondern auch legitimen Aspirationen neuen Spielraum gewähren würde. Innere Nothwendigkeiten, welche, im Verein mit dem verhängnissvollen Scheitern der redlichen, eine föderative Gestaltung bezweckenden Absichten der toscanischen Regierung, sich auch dann geltendgemacht haben würden, hätte Piemont das Unterminirungswerk nicht begonnen und mit gleicher Consequenz und Gewandtheit durchgeführt, welches im April 1859 in Florenz Regierung und Dynastie in die Luft sprengte.

Es braucht nicht gesagt zu werden, wie schmerzlich die neue Gestaltung der Dinge für Gino Capponi war. Schmerzlicher als für manche Andere, weil seine persönlichen Umstände ihn von einer Thätigkeit ausschlossen die

ihn hätte zerstreuen können; minder schmerzlich weil eben diese Umstände ihn auch wieder vor Dingen bewahrte, welche ihm nicht anders als peinlich sein konnten. Charakteristisch für seine Stimmung ist das Wort, das ihm beim Einzuge der östreichischen Truppen entfuhr. Es war am 25. Mai, dem Tage der heiligen Maria Maddalena de' Pazzi, an welchem er der Festsitzung der Columbarischen Gesellschaft zu präsidiren pflegte. Am Arm des Abate Giuseppe Arcangeli, Secretärs der Crusca, kam er aus dem Local der Societät in Via de' Bardi, und war eben am Aufgange des Ponte vecchio, als Militärmusik erscholl. Krampfhaft griff er an den Arm des Begleiters. Sie sind es, sagte dieser. „Nun wohl, wenigstens werde ich sie nicht sehen. Zu etwas ist meine Blindheit gut."

Die lebendige Bewegung der letzten Jahre nahm nun ein Ende. Er enthielt sich grundsätzlich auch alles dessen was einer Opposition ähnlich sehn konnte. Schon darum würde er seinen Umgang beschränkt haben, hätte nicht einerseits die veränderte Stellung und Richtung mehr als eines der Männer, mit denen er eben noch viel verkehrt hatte, andrerseits die ihm eigene Scheu vor Uebertreibung ihn dazu vermocht. Er war dem Grossherzoge zu nahe gestanden, um nicht, zartfühlend wie er war, Allem aus dem Wege zu gehn, was auf den Zwiespalt zwischen Vormals und Jetzt hätte hindeuten können. Seine nächsten Familienglieder, seine Tochter und seine beiden Schwiegersöhne sind in den gesellschaftlichen Beziehungen zu dem Hofe geblieben, welche ihre Stellung mit sich brachte. Ein einziges mal ist er mit der Verwaltung in Berührung gekommen. Man pflegte am 29. Mai das Andenken an die an diesem Tage im Mantuanischen Gefallenen durch eine Feier in Sta Croce zu ehren, wo ihre Namen auf einer Broncetafel eingegraben waren; eine Feier welche der östreichische Commandirende Fürst Friedrich Liechtenstein bereitwilligst gebilligt hatte. Nun fiel 1851 auf diesen Tag das Himmelfahrtfest, an welchem eine Todtenfeier unzulässig war.

Dennoch wollte man sie begehn — die Polizei wusste darum, und sandte Gendarmen in die Sacristei. Als man anfing die bei den Kirchenfesten gewöhnlichen Drapperien zu entfernen um die Tafeln zu bekränzen, fielen Flintenschüsse — Unordnung und Flucht folgten, das Volk stürzte aus der Kirche, die Thüren wurden geschlossen. Das Gotteshaus musste neugeweiht werden. Nicht auf Einer Seite war die Schuld — Ungehorsam und ungeschickte Vorkehrungen trugen dieselbe zugleich. Die Regierung that aber ihr Mögliches den eignen Antheil zu vergrössern. Gino Capponi war früh in der Kirche gewesen, hatte sie aber verlassen bevor der Tumult stattfand. Bei der Untersuchung über den Vorfall ist er in seinem Hause polizeilich inquirirt worden. Es war eine Beleidigung für die florentinische Aristokratie; es war ein unbegreifliches, wenn nicht thöricht herausforderndes Verkennen des Charakters des Mannes, dem diese Beleidigung widerfuhr. Es geschah gerade am Tage der Verlobung seiner ältern Enkelin mit einem Sohne Cosimo Ridolfi's, der ein ähnliches Interrogatorium zu bestehen hatte.

Nicht lange nach dem Anfang dieses Zeitraums wurde Gino Capponi von einem schweren Verluste betroffen, der, vorausgesehen, darum nicht minder schmerzlich war. Am Ostersonntag, den 31. März 1850, starb Giuseppe Giusti, den er seit dem Jahre 1836 kannte, der seit 1844 einen grossen Theil des Jahres hindurch sein Hausgenosse war. Er kränkelte seit lange. Einst hatte er sich kränker geglaubt als er war, dann aber kam ein tiefliegendes Leiden zum Ausbruch. Das Jahr 1848 steigerte es aufs höchste. Von dem Wahlcollegium vom Borgo a Buggiano bei Pescia zum Deputirten erkoren, hatte er seine Pflicht als solcher zu erfüllen gesucht. Politisch unerfahren, hatte er sich eine Art von idealem Republicanismus gebildet, aber vor einer politischen Tribüne ward es ihm klar, dass es sich nicht um akademische Sermone handelte. Er sprach sehr wenig — er empfand auch dass er kein Redner war —, aber er

stimmte für Ridolfi und Capponi. Wie er zu der Partei stand welche den Umsturz in Toscana herbeiführte, hat uns sein Sonett an Capponi gezeigt; wie er die im April 1849 eingetretene Wendung, und was dazu geführt beurtheilte, ergiebt sich aus dem mitgetheilten Brieffragment. Er hatte sich dennoch einen Augenblick von dem Trugbild jener constituirenden Versammlung täuschen lassen und sich eingeredet, ein Appell an das, was er mit deren Förderern die Nation nannte, könne das Land aus der Verwirrung und dem drohenden Ruin retten. Die Thatsachen hatten ihn eines andern belehrt.

Die Aufregung, die langen Sitzungen der Kammer, die Bürgerwehr-Exercitien hatten ihm geschadet. Die Seebäder von Viareggio halfen nicht, Montecatini schien ihm besser zu bekommen. Aber er empfand, wie der physische Zustand auf seinen Geist einwirkte. „Ad vocem Poesie", schrieb er von Montecatini an Capponi, „du hast recht indem du sagst, wenn mein Kopf sich wieder mit ihr befassen könnte, würde es mit meiner Gesundheit besser gehn. Aber ich fühle, wie die Gesundheit den Kopf gefangen hält." In der leidenschaftlichen Verwirrung des letzten Jahres hatte er manche herbe Täuschung erfahren, manchen Beziehungen entsagen müssen. „Wir", schrieb er im Herbste an einen Freund, „die wir nach erlittenem Schiffbruch einander wie früher die Hand reichen, und ohne uns Gewalt anzuthun wieder mit einander leben können, lassen wir uns ja den Trost dieses Einverständnisses erhalten. Zu den schwersten Prüfungen dieser bürgerlichen Zwiste gehört das Zerreissen alter Freundschaftsbande." Im Capponi'schen Hause fand er die alte Herzlichkeit, als er im Spätherbst zurückkehrte. Aber bald gesellte sich zu seinem Brustleiden das Frieselfieber (Miliare) welches Jahrelang in Toscana so grosse Verheerungen angerichtet hat. Als es überwunden war, war auch seine Kraft erschöpft. „Ich bin gefährlich krank gewesen", schrieb er gegen Ende Februar 1850 seiner in Arezzo ver-

heirateten Schwester, „und auch jetzt bin ich fern von wohl. Die Miliare ist ein Satan, der namentlich beim ersten Auftreten Alles mitnimmt was er unterwegs antrifft." Er meinte er könne nicht mehr arbeiten, und doch hatte er vor sich auf dem Lager eine Menge Bücher, namentlich über Dante mit dem er sich in seinen letzten Tagen am liebsten beschäftigte. „Mit meinen Arbeiten ist's aus", heisst es in einem Briefe vom 23. Februar an Enrico Bindi, den nachmaligen trefflichen Erzbischof von Siena, „aus ist's mit den Versen. Ich sagte einst zu Arcangeli, ich komme mir vor wie ein Uhrwerk das man aufzuziehen vergessen; nun sage ich Ihnen, dass ich mich wie ein Uhrwerk mit zerbrochener Feder fühle." Sein letztes Billet war vom 17. März an Heinrich Mayer in Pisa. „Wenige Zeilen um dir zu sagen, dass ich noch lebe und dich im Hause Capponi erwarte, wenn du nach Florenz kommst. Du wirst sehn dass ich leiden gelernt habe. Bei dir machte ich das Noviziat durch: nun hat die Miliare meine Lehrzeit beendet."

Ein Blutsturz machte am Nachmittage des Osterfestes, kurz vor Sonnenuntergang, plötzlich seinem Leben ein Ende, ohne dass man, ohne dass er selber, obgleich auf den Tod vorbereitet, dessen Nähe ahnte. Er stand in vierzigsten Lebensjahre. In der Basilika von San Miniato ruhen seine sterblichen Reste. Die Inschrift des Monuments ist von Gino Capponi. „Der Anmuth unserer lebendigen Sprache entlockte er eine vor ihm von keinem versuchte Form der Poesie, und indem er mit geistvollem Wort das Laster züchtigte ohne den Glauben an die Tugend zu schwächen, erhob er seine Mitmenschen zum Cultus edler Empfindungen und glorreichen Wirkens."

Unmittelbar vorher war ich von Neapel über Livorno in Florenz angelangt. Pius' IX. Rückkehr nach seiner Hauptstadt war beschlossen, und ich benutzte die Zwischenzeit, um der Vermälung der ältesten Tochter des Grossherzogs aus zweiter Ehe mit dem Grafen von Trapani bei-

zuwohnen, da ich zugleich in Rom und Florenz als Geschäftsträger fungirte. Bei der Cour im Palast Pitti brachte mir Capponi's Schwiegersohn Attilio Incontri die Nachricht, Giusti sei vor vier Stunden verschieden. Sie machte auf mich den tiefsten Eindruck. Der Glanz der mich umgab, das Gepränge das der Satiriker so oft und bitter verhöhnt und gescholten, der Fürst den er verspottet und dem er dann doch in ernsteren Momenten Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen, alles das um mich und vor mir, und dabei der Gedanke an diesen Todten, der plötzlich abberufen worden war, nachdem er so manches was ihn bedrängte und betrübte erfahren, nachdem er das Erlahmen der schöpferischen Kraft in sich empfunden, nachdem er seine Illusionen stückweise schwinden gesehn, an manchen Gebilden seiner Jugend irregeworden war. Der Contrast konnte nicht schärfer sein.

Gino Capponi hat den Verlust schwer empfunden. Ihre Lebensanschauungen gingen in Manchem weit auseinander, aber er bewunderte sein Talent und ehrte seine Gesinnung. Ueber das Bedenkliche seiner Art der Handhabung der Satire, dieser Persiflage von Zuständen die nicht durch Persiflage zu bessern waren, ist er sich immer klar gewesen, um so klarer da er gewahrte, wie gerade solche Dinge, oder Persönlichkeiten, meisterhafte Caricaturen doch immer Caricaturen, am meisten auf die Massen wirkten, welche hinwider weit Schöneres, Gefühlteres, Tieferes und auch Wahreres wenig achteten wenn sie es ja erkannten. Eine Erfahrung welcher Giusti selber sich nicht entziehen konnte, und die ihn, der noch anderes als die Lachmuskeln in Bewegung zu setzen bezweckte, wiederholt stutzig gemacht hat.

Denn in ihm wohnte ein reiches Gemüth dessen Aeusserungen er oft misverstanden, in ihm schlug ein warmes Herz das er nicht begriffen sah, und es hat einen tiefen Sinn, wenn er in einer Gino Capponi gewidmeten Poesie sagt: „Ein Lächeln scheint's und ist ein Zug des

Schmerzes.“ Giusti verdankte dem ältern Freunde viel. Er wusste es und verhehlte es nicht. „Von Geist und Gemüth dieses Mannes“, schrieb er 1848, „rede ich nicht. Auch davon sage ich hier nichts, wie seine Worte, seine Rathschläge, sein Beispiel mir wohl gethan haben; ich habe es einmal öffentlich gesagt, und ihm behagt es nicht, wenn ich darauf zurückkomme.“ In Capponi's Nähe hat Giusti's Natur sich veredelt. Er hat so in der eigentlichen Lyrik wie in der Satire höhern Flug genommen. „Sant' Ambrogio“ zeugt davon, in einzelnen Pointen noch an die alten Sarcasmen erinnernd, im Grundgedanken, mit wunderbarer harmonischer Schönheit ausgesprochen, poetisch erhaben und wahr. Nicht in der Gesammtrichtung allein hat Capponi auf Giusti Einfluss geübt, auch im Detail, im Ausdruck ist er wol sein Lehrer gewesen. Von geselligem Umgang war im letzten Winter von Giusti's Leben nicht mehr die Rede, denn auch als dieser sich etwas wohler fühlte, war ihm vollständigste Ruhe geboten; selten durfte er Besuch empfangen oder an Unterhaltung theilnehmen. „Ich lebe hier“, schrieb er vier Wochen vor seinem Tode an einen Jugendfreund, „ein wenig von Erinnerungen, ein wenig von der Hoffnung, und tröste meine einsame Reconvalescenz durch Unterhaltung mit den Todten. Dies wäre eine schöne Gelegenheit ein Gelehrter zu werden, aber der Kopf hält gleichen Schritt mit den Beinen, und sie wetteifern in Unthätigkeit.“ Aber es fehlte nun doch wieder Einer des Kreises, Einer, für den es keinen Ersatz gab.

Diesem hat der alte Freund ein literarisches Denkmal gestiftet. Giusti hatte längst eine Sammlung von Sprichwörtern anzulegen begonnen. Während er in sogenannten verlornen Momenten, inmitten anderer Studien, oder beim Spaziergang und in der Unterhaltung namentlich mit dem Landvolk, damit beschäftigt war oder darüber nachsann, schrieb er eine längere Widmung an einen seiner Jugendlehrer, zu dem er sagte: „Von Allen die mich, frühe oder spät unterrichtet haben, bist du der Einzige der mich durch

warme Zuneigung die Freude des Lernens kennen gelernt hat.“ Man erkennt aus dieser Widmung, was ihn vorzugsweise bei dieser Beschäftigung anzog, der Reichthum der Sprache, die Präcision, Fertigkeit, Raschheit, Lebendigkeit der volksthümlichen Rede, die Vielgestalt des Ausdrucks für dieselbe Sache, das Knappe und Bildliche vereint. Er machte sich kein Hehl aus den durch manche in den Sprichwörtern oder sprichwörtlichen Redensarten ausgesprochenen Maximen geweckten moralischen Bedenken, aber er war der Ansicht die wir bald aus dem Munde seines ältern Freundes vernehmen werden, und der Schatz an reinem Weizen dünkte ihn mit Recht unendlich grösser als wenige giftige Beeren. Mit dieser Sammlung war er langsam fortgeschritten, aus dem Volksmunde, sowol in Florenz wie namentlich in seinem heimatlichen Nievolethal und im anstossenden Pistojesischen auflesend was ihm der Beachtung werth schien, und er beabsichtigte kurze Erläuterungen beizufügen, deren er mehre niederschrieb.

Viertehalb Jahre nach seinem Tode erschien in Florenz die „Raccolta di proverbi toscani con illustrazioni tratta dal manoscritto di Giuseppe Giusti ed ora ampliata ed ordinata“. Gino Capponi, welcher das Bändchen herausgegeben hat, berichtet in dem Vorwort, dass in Giusti's Nachlasse etwas über 3000 Sprichwörter, darunter manche mit Anmerkungen, ungeordnet sich vorfanden. Durch etwa 2500 andere, so aus dem Volksmund, wie namentlich aus der von Francesco Serdonati zu Ende des 16. Jahrhunderts angelegten handschriftlichen Sammlung, und aus mancherlei Schriften, aus dem Wörterbuch der Crusca welches viele enthält, aus verschiedenartigen Materialien wurde der ursprüngliche Vorrath vermehrt und nach Kategorien geordnet. Was folgt zeigt, wie ernst es der Herausgeber mit jenen Bedenken und den Forderungen der Sitte nahm. „Väter und Mütter, die dies Buch im Hause haben werden, warne ich, es nicht ohne Vorsicht noch Unterweisung,

worüber sie selber urtheilen mögen, in die Hände von Mädchen und Knaben kommen zu lassen. Allerdings liegt mir jeder Zweifel ferne, als gehöre dasselbe zu den Büchern welche das Schlimme lehren, oder es verkünden ohne den Muth und Willen, es zu meiden, zu verleihen. Ich würde sonst gewiss nicht daran Hand gelegt haben. Für eine einzige jener Maximen, die den Menschen in feige Verzweiflung am Guten hinabstürzen, findet man hundert die ihn erheben. Am Ende macht das Gewissen immer wieder sein Recht geltend, und eine vergeltende oder versöhnende Gerechtigkeit wird uns vorgeführt, von welcher das Sprichwort nicht selten das strenge Verdict entlehnt, nicht gegen Laster allein, auch gegen geringere Fehler. Statt Nachtheil, glaube ich somit, kann dies Buch moralischen Nutzen stiften, denn die Welt der Sprichwörter zeigt sich besser als die Welt wie sie ist oder wenigstens wie sie uns erscheint.“ Inbetreff eines andern Bedenkens, des plebejischen Ausdrucks mancher Sprichwörter, machte er mit Recht geltend, eine Sammlung, in dem Masse gesäubert dass sie ein empfindliches Ohr nicht verletzen könnte, würde undenkbar sein und das Bild des Volkes nicht wiedergeben, während überdies die Wirkung des Ausdrucks mit den Zeiten wechsle. Dante, fügte er hinzu, hat in der Göttlichen Comödie Dinge gesagt, die wir heute nicht zu sagen den Muth haben würden.

Achtzehn Jahre später erschien das Buch in zweiter Auflage, so erweitert dass dasjenige was von Giusti darin war, nunmehr die weit geringere Hälfte bildete, und Gino Capponi seinen Namen als Herausgeber auf den Titel setzte. Der Toscaner erhielt in einem Duodezbande den heimatlichen Sprichwörterschatz, und in demselben nicht nur einen Codex volksthümlicher Weisheit und Gesittung, sondern hunderte von Zeugnissen markiger, ausdruckvoller, zierlicher Sprache.

7.

Eigene und fremde Arbeiten. Die toscanischen Archive. Die Akademie der Crusca.

Ehe Gino Capponi sich mit dem Nachlass Giusti's beschäftigte, hatte er verschiedenes über eben Erlebtes und Erfahrenes aufgezeichnet. Die Geschichte seines kurzen Ministeriums und die Erinnerungen aus dem Jahre 1849 sind damals, 1850, entstanden. Er hat recht daran gethan, die Eindrücke bei sich selber nicht abschwächen zu lassen; an Veröffentlichung dieser Blätter bei seinen Lebzeiten hat er nicht gedacht. Veröffentlicht hingegen, und zwar in englischer Uebersetzung, wurde ein in demselben Jahre geschriebener Aufsatz über Emilio Dandolo's Schilderung der Erlebnisse der lombardischen Freiwilligen der Jahre 1848—1849, als Einleitung zu der englischen Uebertragung dieses Buches von der Frau des Professors Matteucci, einer Engländerin von Geburt, Tochter der Verfasserin der weitschweifigen und keineswegs immer correcten, aber dennoch beachtenswerthen Biographie Aonio Paleario's. Das Original ist erst nach des Verfassers Tode gedruckt worden. Augenscheinlich hat dieser sich bei der kleinen Arbeit in einem Zwiespalt befunden, der sich durch das erklärt was Dandolo von jenem Freiwilligencorps

sagt, welches „den besten Theil der Nation und den schlimmsten" in sich schloss. Das Corps hatte gegen Oestreich gekämpft, nicht immer glücklich auch nicht als das Glück noch die italienischen Waffen zu begünstigen schien. Als die zweite kurze Campagne, die von Novara, zu Ende war, hatte es sich getheilt; der Plan, dem empörten Genua zu Hülfe zu ziehen, veranlasste Viele zum Rücktritt. Die Absicht wurde aufgegeben, zum Glück für Piemont; Toscana, wo eben der Umschwung sich vollzog, war nicht in der Lage, von der Bereitwilligkeit dieser Freiwilligen Gebrauch zu machen, welche, hätte man sie aufgenommen, Florenz und Livorno das Geschick bereitet haben würden, welches über Rom hereingebrochen ist. Nach Rom zogen sie — in Rom haben sie unter dem Banner Mazzini's gekämpft, und als tapfere Männer ihr Blut für eine vonvornherein verlorene Sache vergossen.

Gino Capponi war zu einsichtsvoll um nicht zu erkennen, wie, nachdem der Kampf in Oberitalien vorüber, auch die wahre, damals allein mögliche Aufgabe dieser Männer zu Ende war. Aber der Schmerz über die zerstörten Hoffnungen, und innerlicher Widerstand gegen die an verschiedenen Orten verschieden auftretende Reaction oder was er dafür hielt, liess ihn doch nicht zum vollen Bewusstsein der Gefahren kommen, welche unter Mazzini's Banner nicht etwa Rom allein sondern ganz Italien bedrohten. Während er offen erklärt, die unmittelbaren Folgen des Sieges der Vertheidiger Roms würden ihm nicht erwünscht gewesen, nicht einmal annehmbar erschienen sein, spricht er seine Sympathie für diese Vertheidiger aus, in denen er die Manifestation eines Princips sieht, welches durch Sectenwesen in der Entwicklung gefälscht und verderbt worden sei. Der himmelweite Unterschied zwischen dem legitimen Princip, das seine Seele erfüllte, und dem was die Revolution, welcher auch diese Lombardenschaar diente, daraus gemacht, war ihm allerdings klar, aber er hat ihn nicht hinlänglich accentuirt. Es ist, soviel ich

weiss, das Letzte was Gino Capponi über gleichzeitige Geschichte geschrieben hat.

Er wandte sich nun ganz historischen Studien zu, aber Jahrelang liess er nichts drucken. Erst im J. 1858 brachte das Archivio storico ein Fragment florentinischer Geschichte aus dem Beginn der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, dann im folgenden Jahre den Schluss der einst abgebrochenen Langobardenbriefe, als der literarische Sturm, unter welchem die früheren erschienen, hinweggebraust war. Das Fragment war ein Zeugniss ernster Beschäftigung mit heimatlicher Geschichte. Es handelt von der Zeit der Vorbereitung jener Krisis, aus welcher nach der zu Eingang gegenwärtigen Buches berührten furchtbaren Erschütterung die neue Aristokratie hervorging, welche, indem sie den lange zersplitterten und sich wechselweise abschwächenden Kräften eine feste Richtung gab, den Staat zu höchster Blüte hob. Eine Reminiscenz älterer Studien war ein kleiner Aufsatz über Cicero's Briefe, Betrachtungen über Personen und Dinge in den letzten Zeiten der römischen Republik, ein Zeugniss seiner dauernden Anhänglichkeit an den grossen Redner, dessen staatsmännische Gabe er nicht geringgeschätzt wissen wollte. Als diese Fragmente gedruckt wurden, war schon der grosse Wechsel eingetreten, der dem Restaurations-Jahrzehnt ein jähes Ende bereitete.

Häufiger und dauernder als je zuvor, bin ich während dieses Jahrzehnts in Gino Capponi's Gesellschaft gewesen. Zu Ende des Jahres 1851 wurde ich bleibend von Rom nach Florenz versetzt. Die temporären Unterbrechungen meines dortigen Lebens waren zahlreich. Von den Sommern brachte ich nur zwei daselbst zu. Im Spätherbst 1857 übernahm ich zeitweilig wieder die Geschäfte in Rom und begab mich, im Frühling des folgenden Jahres kaum von dort zurückgekehrt, zu meinem erkrankten Könige, in dessen Nähe ich erst in Teutschland dann in Italien bis zum 1. Mai 1859 verblieb, als der Ausbruch

des oberitalischen Krieges Friedrich Wilhelm IV. zur Abkürzung seiner Reise und Heimkehr über Ancona und Triest veranlasste, die toscanische Umwälzung mich nach Florenz zurückkehren hiess. Die übrige Zeit habe ich daselbst verbracht. Meine Beziehungen zu Capponi wurden währenddessen immer intimer.

Seine Lebensweise nahm während dieser Zeit eine Gestaltung an, welche sie Jahrelang bewahrt hat. Seine Enkelkinder wuchsen heran; beide Töchter seiner ältern Tochter heirateten, später der ältere Sohn, dessen junge Frau, Natalia Corsini, die Enkelin des Fürsten Don Tommaso und des einst mit Capponi engverbundenen Marchese Pier Francesco Rinuccini, nachmals für ihn eine liebe Gesellschafterin gewesen ist. Bittern Schmerz bereitete ihm der Tod des jüngern Enkels, eines geist- und hoffnungsvollen Knaben, dem er die Grabschrift verfasste, mit Eltern und Geschwistern „Haupt und Knie gebeugt vor Gottes furchtbaren Rathschlüssen, welche die Fülle des Erbarmens in sich bergen". Die alten Freunde, mit den jüngern schlossen sich ihm immer enger an; nur in den wenigsten Fällen hatte eine Entfremdung stattgefunden. Von Zuwachs und Verlusten wird noch die Rede sein. Als die Bewegung des Jahres 1847 übermässig wurde, hatte Vieusseux seine Empfangsabende eingestellt, in der nicht grundlosen Besorgniss, dass dieselben einen clubartigen Charakter annehmen, und unerfreuliche Verwicklungen, mindestens Verlegenheit bringen könnten. Intimere Freunde pflegten sich von da an, nach Mittag, nach dem um vier Uhr stattfindenden Postschluss bei ihm einzufinden, und seit 1850 bis zu Vieusseux' Tode hat Capponi in diesem kleinen Kreise selten gefehlt. So lange das Gehen ihm nicht zu beschwerlich wurde, wanderte er am Arme eines Freundes, oder auf einen Diener gestützt, nach Sta Trinita; die Strassen von Florenz, damals theilweise weit enger als heute, gestatteten noch was bei dem heutigen unendlich gesteigerten Verkehr unmöglich sein würde. Die Conver-

sation bereitete alles Mögliche — woran Capponi am wenigsten theilnahm, war die Politik. So sehr er sich für die Tagesereignisse interessirte, ebenso müssig erschien ihm das viele Gerede über dieselben, am allermüssigsten das Discutiren über Zeitungsweisheit. In dieser Beziehung war er rechter Widerpart Vieusseux', der an die journalistische Omnipotenz und Omniscienz redlich und fest glaubte, und seinen lauten Tadel nicht unterdrücken konnte, wenn der Freund die Lectüre eines „epochemachenden" Artikels im Journal des Débats oder im Temps entschieden abgelehnt hatte. Zum Glück gab es andere Gegenstände der Conversation.

Zu den mehr oder minder beständigen Besuchern gehörten Francesco Bonaini der um diese Zeit ganz nach Florenz übersiedelte, Lambruschini der zum Erziehungswesen und zur Seidenraupenzucht zurückkehrte, Pietro Capei der seine Functionen als Mitglied des Staatsraths wieder aufnahm, Marco Tabarrini nunmehriger Secretär dieser Körperschaft, Polidori welcher seine kurze literarisch-politische Laufbahn im Kirchenstaat längst beendigt hatte, Galeotti, der seine Zeit zwischen historisch-literarischen Studien und juristischer Praxis theilte. Diese waren die Stammgäste; Andere, Einheimische wie Fremde gingen ab und zu. Vieusseux' Thätigkeit blieb unermüdlich. Das Archivio storico italiano nahm ihn fortwährend in Anspruch. Als die pecuniären Mittel, die dasselbe erheischte, die eines nicht reichen Privatmanns überstiegen, hatte sich eine Gesellschaft gebildet, welche gleich der Società Palatina der Muratori'schen Zeit die Herausgabe durch Uebernahme des Vorraths sicherte. Gino Capponi gehörte zu dieser Gesellschaft, mit Cesare Alfieri in Turin, dem Fürsten Corsini, den beiden Grafen Guicciardini, dem Fürsten Medici von Ottajano in Neapel, dem Baron Ricasoli, dem Marchese Ridolfi. Schon im J. 1846 hatte die grossherzogliche Regierung sich zur Uebernahme von hundert Exemplaren verpflichtet. Im J. 1854 kam Vieusseux

dennoch zu dem Entschlusse, das Unternehmen in seiner bisherigen Gestalt aufzugeben. Zwanzig Bände der Sammlung der Chroniken und Geschichten, mit neun Supplementbänden lagen vor, als, unter Theilnahme derer, die nach dem Verschwinden der Figuranten der ersten Zeiten mit dem Herausgeber sich in die Leitung getheilt hatten, die zweite Serie begann, welche in Form einer historischen Zeitschrift, nachmals von einer besondern, den Staatsarchiven gewidmeten Abtheilung begleitet, bis zu Vieusseux' Tode zu erscheinen fortgefahren hat.

Ueberhaupt war diese Zeit der historischen Literatur günstig. Wenn dieselbe nur eine geringe Zahl bedeutender Originalwerke brachte, so geschah umsomehr für das lange vernachlässigte Quellenstudium. Die Reorganisirung der Archive in liberalstem Sinne ging allen ähnlichen Umgestaltungen dieser Art in Italien, den meisten in Europa voraus. Bereits vor dieser Reorganisation war einem Toscaner, für die von dem Aussterben der Medici zum Jahre 1848 reichende Epoche ausgiebiger Gebrauch der Schriftstücke dieser eilf Decennien gestattet worden, während ähnliche Erlaubniss zur Benutzung der Actenschätze der Republik und des ältern Mediceischen Archivs zum Behuf des von Thiers beabsichtigten Werkes gewährt worden war. Forschungen welche in ersterm Falle zur Ausarbeitung der neuern Geschichte Toscana's von Antonio Zobi dienten, im zweiten theilweise in der Canestrini-Desjardins'schen Sammlung der Negociationen Frankreichs mit Toscana ans Licht traten. Die Umgestaltung der Archive leitete Bonaini, der nicht blos eine Musteranstalt ins Leben rief, sondern tüchtige Archivisten und Palāographen bildete, von denen manche sich auch durch werthvolle geschichtliche Arbeiten bekanntgemacht haben. Denn zu Bonaini's Verdiensten muss auch gerechnet werden, dass er, der Erste in Italien, eine historische Schule gründete, indem er, die Arbeit eines historischen Seminars zu seinen übrigen Arbeiten übernehmend, die jüngern Leute auf die

Regel jener Studien hinwies, die bis dahin selten nach festen Normen, zum Theil gar nicht betrieben worden waren. Er unterbrach seine pisaner Publicationen in der Art dass er weder die pisaner Familien noch, was sehr zu bedauern ist, die Regesten der pisaner Documente vollendete. Aber er gab die pisaner Statuten, wol die wichtigste Sammlung dieser Art, und druckte das Urkundenbuch zur Geschichte des Römerzugs Heinrichs VII., zwei Werke deren Vollendung erst erfolgt ist, nachdem er erst die Arbeit, dann die Erde verlassen hatte. Wie viel durch diesen verdienten Mann angeregt ward, zeigte sich in dem schon erwähnten „Giornale storico degli Archivi toscani", das grösstentheils Urkundliches mittheilte und erläuterte, wie in mehren zumtheil erst nach seinem Tode erschienenen Archivwerken.

Neues Leben gab sich in diesem Fache kund. Den auf Staatskosten gedruckten Werken schlossen sich Publicationen von Privaten an. Graf Serristori veröffentlichte eine Auswahl aus den wichtigen Gesandtschaftspapieren seines Ahnherrn Averardo, des vielgebrauchten Diplomaten Cosimo's I., die Brüder Guicciardini brachten die Depeschen und nachgelassenen historischen und Staats-Schriften nebst den persönlichen Aufzeichnungen des grossen Historikers ihrer Familie, die bedeutendste, in ihrer Art unschätzbare Bereicherung der Materialien über den Schluss des 15., die drei ersten Decennien des 16. Jahrhunderts. Auch mit der Veröffentlichung von Macchiavelli's noch inedirter amtlicher Correspondenz wurde der Anfang gemacht. Die Sammlung der venetianischen Relationen nahm ihren Fortgang und brachte unter anderm den Schluss der vielleicht wichtigsten ihrer Sectionen, die Berichte über den päpstlichen Hof, unter Betheiligung Emanuel Cicogna's von Tommaso Gar und Vincenzo Lazari bearbeitet. Manches Kleinere folgte.

Wie gesagt, die originale Production hielt mit solcher Thätigkeit nicht Schritt. Gino Capponi gab Antonio Zobi

bei der Ausarbeitung seines nützlichen aber über allen Begriff schwerfällig-pedantischen Buches den Rath, nicht zu viel von seinen eignen hinzuzuthun — wollte Gott, Eitelkeit, Animosität und Verbosität hätten ihm erlaubt den Rath zu befolgen! Der Marchese Filippo Antonio Gualterio von Orvieto, lange in Toscana ansässig, hatte die Publication eines Werkes begonnen welches die innern politischen Verhältnisse Italiens seit der Napoleonischen Zeit bis zur Gegenwart darzustellen bestimmt war. Der grosse Reichthum meist geheimer Briefe, Depeschen, Polizeiberichte und sonstigen Actenstücke musste für die lose rhapsodische Form und oft mangelhafte Begründung Ersatz bieten. Die erste bis zu Gregors XVI. Tode reichende Abtheilung dieser „Ultimi Rivolgimenti italiani" weckte lebendiges Interesse. Beim Beginn der zweiten, welche Bewegung und Handlung schildern sollte, fand der Autor sich nicht mehr im Stoffe, das Publikum sich nicht mehr im Autor zurecht. Das Buch blieb unvollendet liegen, während der Verfasser, durch Familien-Beziehungen mit Piemont verbunden, mehrundmehr in das politische Treiben hineingezogen ward, das ihm nach 1859 hohe Ehrenämter in der Verwaltung und am Hofe aber geringe Befriedigung brachte, bis er, mit zerrüttetem Vermögen (das reiche Familienarchiv mit den Papieren des namentlich durch seine französischen Beziehungen bekannten Cardinals Filippo Antonio wurde nach London verkauft) und geschwächter geistiger Kraft sich in die Einsamkeit zurückzog und starb. Diese Periode ging zu Ende, als der erste Theil eines bedeutenden Geschichtwerkes ans Licht trat, die Arbeit eines jungen in Florenz weilenden Neapolitaners. Es war Pasquale Villari's Leben Savonarola's, von welchem noch die Rede sein wird.

Eine grössere literarische Publication nahm Capponi's Interesse vielfach in Anspruch. Es war die der gesammelten Werke Ugo Foscolo's. F. S. Orlandini, damals Lehrer in Livorno, und der mehrgenannte Heinrich Mayer be-

gannen im J. 1850 die Herausgabe, welche 1862 mit dem eilften Bande beendet ward. Die Manuscripte Foscolo's, durch Letztern in die Bibliothek der livorneser Accademia Labronica gelangt, dienten zur Vervollständigung der sorgfältigen Sammlung. Zu dem drei Bände umfassenden Briefwechsel steuerte Capponi manches bei. Er war kein Foscolo-Enthusiast. Er hatte die Schwächen und Incompatibilitäten des Menschen wie des Autors zu richtig erkannt. In Bezug auf dessen Meinungen und seinen Einfluss, namentlich auf die Jugend, stimmte er vielfach dem Urtheil Tommaséo's bei, ohne dessen Herbheit zu billigen, indem er den wechselnden Einflüssen, denen der geniale und unglückliche Mann unterlag, Rechnung trug und eigner Jugend-Eindrücke und Beziehungen nicht vergass. Er hat es noch erlebt dass man die sterblichen Ueberreste des Dichters des Jacopo Ortis, oder was man dafür hielt, nach Sta Croce brachte, der Kirche welche Foscolo in seinen schönen Versen der „Sepolcri" vor Augen hatte, als er Vittorio Alfieri's einsame Gänge am Arno schilderte. Ich weiss nicht ob ihm nicht mehr zugesagt hätte, diese Ueberreste wären ruhig auf dem stillen Dorfkirchhofe von Chiswick belassen worden, wo man ihn, von dem auch das „qui nunquam quievit quiescit" gilt, ins Grab gesenkt hatte.

Seit 1826 war, wie gesagt, Gino Capponi Mitglied der Akademie der Crusca. So wenig er gelegentlich mit Einzelnem einverstanden war, hat er stets an deren Ergehen regsten Antheil genommen, wie er denn die Bedeutung dieses Instituts und dessen Aufgabe inmitten streitender Ansprüche nie verkannt hat. Er hatte für sprachliche Dinge einen feinen Sinn, der durch seine immense Lectüre und durch das stille Nachdenken einsamer Studien geschärft worden war. Er betheiligte sich regelmässig an der Ausarbeitung der einzelnen Artikel der neuen Auflage des Wörterbuchs. Selten fehlte er im Palazzo Riccardi, wo er mit einem seiner Collegen Stunden lang zu arbeiten pflegte. Wiederholt hat er mir gestanden, wie gerne er

„Vocabeln mache". Die Studien der Akademie sind in seiner Zeit nicht geringen Peripetien unterlegen. Der im J. 1843 begonnene fünfte Druck des umgestalteten Vocabulars wurde aufgegeben, als ein bedeutender Theil des ersten Bandes vorlag, da die Einsicht überwog, die Oekonomie der Arbeit sei verfehlt und man müsse einen andern Weg einschlagen, wenn man überhaupt zu irgendeinem Abschluss zu gelangen hoffen wollte. Daher der auffallende, Manchen peinliche Entschluss. An der Umarbeitung, deren erster Band im J. 1863 ans Licht trat, hat Capponi sich thätig betheiligt. Den Streitigkeiten, an denen es in wie ausser der Akademie nie gefehlt hat, ist er stets ferne gestanden. Wie die Sache, war ihm der nur zu häufig angeschlagene Ton im Innersten zuwider. Er war Präsident (Arciconsolo) der Crusca, als dieselbe ihre alten schönen und wegen der Verbindung mit der reichen Riccardi'schen Bibliothek bequemen Localitäten wegen anderweitiger Verwendung des Palastes der grossen Medici nach der Hauptstadtverlegung zu räumen gezwungen wurde, gerade wie das Staatsarchiv in seiner organischen Ordnung verstört ward und für die Biblioteca Palatina kein Raum mehr im Palast Pitti blieb. Damals hat er sein Amt niedergelegt, aber er hat den Arbeiten in dem neuen Locale, im Erdgeschoss des dem Orden Savonarola's genommenen Sanct Marcusklosters fernern Antheil nicht versagt.

8.

Aeltere und neuere Beziehungen.

Das Jahrzehnt sah die meisten derjenigen schwinden, welche Gino Capponi an Jahren voraus waren. Schon 1847 waren der pisaner Rechtslehrer Carmignani und dessen vormaliger College Sebastiano Ciampi abberufen worden, Letzterer nach manchen Stürmen eines an innern und äussern Conflicten reichen Lebens, dessen Wandlungen der gleichmässigen Entwicklung bedeutender Gaben und dem Gehalt der Früchte fleissiger Arbeit nicht förderlich waren. Im J. 1851 starben der Mathematiker und Astronom Giovanni Inghirami und Emanuele Repetti, fünf Jahre nach Vollendung seines historisch-topographischen Lexicons von Toscana, dessen Mängel, welche namentlich im Misverhältniss der ersten Theile zu den spätern liegen, durch die Vorzüge dieser mit musterhaftem Fleisse und ernsten vieljährigen Local- und Archivstudien ausgeführten Werkes himmelweit aufgewogen werden. Zwei Jahre später ward der vertraute Kreis durch den Tod Mario Pieri's verengert, der bis an sein Ende einer der regelmässigen Besucher war. Zu Corfu im J. 1776 geboren, hatte er, ein Jugendfreund der Capodistria, Foscolo's und Mustoxidis', gleich vielen Ioniern seine gelehrte Bildung in Padua er-

halten, und gehörte zu denen, deren gemischte Nationalität und Erziehung sie zu Vermittlern zwischen Italien und Griechenland machten. Er hatte am venetianischen Carneval des Jahres 1797, dem tollsten und glänzendsten den man je erlebt während das Damoklesschwert über dem Haupte der Sanct Marcus-Republik hing, theilgenommen, war in der französischen Zeit Lehrer am Lyceum in Treviso gewesen und hatte sich 1823 in Florenz niedergelassen, wo er dreissig Jahre gelebt hat. Ein classisch gebildeter Mann und ein Sonderling eigner Art, ewig mit dem Geschick grollend weil es ihm Ruhm versagte, während er wenig anderes geliefert hat als eine Uebertragung des Properz, und eine Selbstbiographie, die für die Kenntniss der Zeit nicht ohne Bedeutung und ein gedrängter Auszug aus einem eine Reihe starker Bände umfassenden Tagebuch ist, dessen Composition seine vornehmste Lebensaufgabe zu sein schien. Gino Capponi hatte ihm Antheil gewidmet, und Haus und Villa waren dem Alternden offen geblieben, der sich in das Geräusch der neuen Zeit schwer hineinfand.

Wiederum zwei Jahre, und Giovanni Rosini schied, siebenundsiebzig alt, aus diesem Leben, das er vollauf genossen, und das nicht lange vorher noch in seinen Adern pulsirte als wäre von Scheiden keine Rede. Mit ihm ging einer der letzten, vielleicht der letzte unter den literarischen Zeugen der Zeit der französischen Herrschaft dahin, deren lebendige Chronik und in gewissem Sinne Repräsentant er war. Kurz vor wie nach ihm waren Mehre abgetreten, deren Erinnerungen auch die Zeit der grossen Revolution umfassten, Solche welche durch die Reaction der Aretiner theils gefährdet worden waren, theils dieselbe begrüsst hatten, Gaetano Cioni dem man die Autorschaft angeblich alter Novellen zuschrieb, Giuseppe Molini, Francesco del Furia, Bandini's Nachfolger als Bibliothekar der Laurentiana, welches Amt er ein halbes Jahrhundert lang ohne namhafte Bereicherung der Wissenschaft verwaltete

Francesco Tassi der letzte Secretär Alfieri's und fleissiger Herausgeber der Selbstbiographie Benvenuto Cellini's. Fast alle älteren Mitglieder der Crusca waren geschieden, im J. 1857 mit Tassi der so sprachgelehrte wie streitsüchtige Vincenzo Nannucci, und, ein sehr empfindlicher Verlust, im Cholerajahre 1855 der im kräftigsten Mannesalter stehende Giuseppe Arcangeli, der an der partiellen Reorganisation der Akademie regen Antheil genommen hatte.

Am letzten Tage des Januar 1857 starb, ein Jahr jünger als Capponi, Graf Luigi Serristori. Die Ereignisse des Frühlings 1849 hatten die Freundschaftsbeziehungen zwischen Beiden nicht gelockert, aber die sich steigernde Zurückgezogenheit Beider hatte die Berührungen gemindert. Ein tüchtiger, wohlgesinnter und wohlwollender Mann, ein trefflicher Familienvater, voll Liebe zu seiner Heimat, voll wissenschaftlicher Interessen, voll Dranges der Thätigkeit, war er durch bald in Hast bald in Melancholie sich äussernde innere Unruhe an der vollen und consequenten Entwicklung seiner geistigen Fähigkeiten behindert worden. Er hatte in keiner Stellung wahre Befriedigung gefunden und sich weder in die Bedingungen erspriesslicher schriftstellerischer Arbeit noch in die strengen Pflichten des Staatslebens stetig gefügt, leicht beginnend, ungeduldig Hemmnisse ertragend, unmuthig abbrechend. Von seiner Betheiligung an der Wiederherstellung der grossherzoglichen Regierung, wobei er nicht durch Handeln sondern durch Zaudern Schuld an der Zweideutigkeit der Lage getragen hat, war in ihm eine Verstimmung zurückgeblieben, die er nie ganz bemeistert und die an seinem Leben gezehrt hat. Ausserhalb Toscana's zählte Gino Capponi manche Verluste auf. Im J. 1848, inmitten einer Bewegung die ihn an die Verwirrung seiner ersten Mannesjahre hätte erinnern können, war Pietro Giordani, vierundsiebzig alt, in seiner Heimat gestorben. Wirkliche Sympathie hat wol schwerlich zwischen beiden Männern bestanden. Der

Jüngere zollte dem Scharfsinn und sichern Geschmack des Aeltern innerhalb des von ihm beherrschten Feldes aufrichtige Anerkennung, in religiösen und politischen Ideen wie in den Lebensanschauungen war zwischen ihnen ein weiter Abstand. Die Beziehungen zu Giovanni Berchet, zu Cesare Saluzzo, zu Carlo Troya waren keine intimen gewesen, aber ihr Heimgang lichtete die Reihen derer an welche sich persönliche Erinnerungen des frischen Mannesalters und der lebendigen Hoffnungen knüpften. Zwei Verluste schmerzten ihn tief. Im J. 1851 starb Pompeo Litta, zwei Jahre später Cesare Balbo, jener um neun, dieser um nur drei Jahre ihm voraus im Leben. Litta's energische und bahnbrechende Arbeit hatte bei Capponi freudigen Antheil gefunden. Kein Genealoge, hatte dieser Bedeutung und Werth der Genealogie für die Geschichte nie verkannt. Er erinnerte sich zu wohl des Wustes, welchen Jahrhunderte von Hypothesen und bewussten Fälschungen thurmhoch aufgehäuft, um nicht die Ergebnisse gründlicher Forschung, wie sie seit 1819 in Litta's „Italienischen Familien" in immer steigendem Masse ans Licht traten, nicht frei von kaum zu vermeidenden Mängeln, doch allem frühern unendlich überlegen, willkommen zu heissen. Der Vorwurf den er dem Werke machte, die grosse Zahl florentinischer Geschlechter während mehre Theile Italiens verhältnissmässig leer ausgingen, spricht für seinen Mangel an Municipalgeist. Litta's widrige Schicksale in seiner letzten Lebenszeit hatten seine Theilnahme geweckt. Der mailändische Edelmann hatte sich der Bewegung von 1848 gleich der grossen Mehrzahl der Mitglieder der lombardischen Aristokratie entschieden angeschlossen. Die Illusionen denen er sich namentlich inbetreff der Wehrkraft und der Festigkeit der Bevölkerungen hingab, Illusionen von denen ich, bei meinem letzten Zusammensein mit ihm in Mailand zu Ende Mai gedachten Jahres Zeuge gewesen bin, endeten mit bitterer Enttäuschung und herbem Schmerz, nicht

sowol über die aus dem Mislingen ihm persönlich erwachsenden Folgen, sondern über die zertrümmerten Hoffnungen und die Rolle, welche seine noch kurz zuvor siegesfrohe Vaterstadt in der Krisis gespielt hatte.

Am schwersten hat Gino Capponi der Tod Cesare Balbo's betroffen. Mit Keinem hat er in Ansichten, Ueberzeugungen, Neigungen, mancher tiefliegenden Unterschiede ungeachtet, mehr harmonirt. Die Erinnerungen seiner frühen Jugend führten ihm die sympathische Gestalt des edlen Piemontesen vor. Nach mancherlei Hemmnissen der Thätigkeit des reifen Mannesalters waren Beide, kurz nacheinander, auf die grosse Schaubühne berufen worden, als es schon frischerer und resoluterer Kräfte bedurfte, wenn dem überschäumenden Drang ein Ziel gesetzt werden sollte. Das Unglück, welches den Einen in der Fülle seiner Kraft traf, umdüsterte des Andern späte Tage. Als die Wogen nicht blos über die Lombardei, sondern über Piemont zusammenzuschlagen drohten, drei Tage nach Custoza, hatte Balbo die längst erbetene Entlassung von seinem Ministerpräsidium erhalten. Als er nun auf seine Verwaltung zurückblickte, wie wenig hatte er da von dem auszuführen vermocht, was Jahrelang seine Seele erfüllte! Wie war da fast gar nichts geschehen für Verwirklichung seiner Lieblingsidee, für den italienischen Staatenbund! Dem toscanischen Freunde war es weit schlimmer ergangen; der Piemontese konnte doch auf ganz andere Kräfte zählen. Balbo war überdies ein Wirkungskreis geblieben. So geringe Befriedigung ihm das parlamentarische Leben gewährte, es erhielt ihn doch in unmittelbarer Beziehung zu Volk und Staat. Er konnte Ueberzeugungen Worte leihen, welche seit den Erfahrungen seiner Jugend immer tiefere Wurzeln in ihm geschlagen hatten, indem er vor dem Unrecht und den Gefahren eines Bruchs mit der Kirche warnte, nicht blind gegen die Uebelstände der bestehenden, in mancher Beziehung veralteten Verträge, fest in der Ansicht, dass man Verträge nicht einseitig zu lösen

berechtigt ist. Den Siccardi'schen Gesetzentwürfen gegenüber, welche im J. 1850 das Präludium zu dem verhängnissvollen, vom kirchlichen auf das politische Gebiet hinübergespielten Conflict mit Rom bildeten, hat er bis zum Ende betont, nur durch Vergleich sei umzuwandeln was seit Jahrhunderten bestanden. Es müsse umgewandelt werden durch Liebe nicht durch Gewalt, gesetzlich statt durch illegale Vornahmen, im Frieden und zur Genugthuung Aller, nicht in Aerger und Hader und zur Gewissensbedrängniss Vieler.

Auch während seiner letzten Jahre ist Cesare Balbo unausgesetzt literarisch thätig gewesen. Hierin aber ist ihm nicht so wohl geworden wie seinem florentiner Freunde, der kurz vor seinem Ende auf ein vollendetes grosses Werk blicken konnte. Wie ihm vonjeher strenge Schule und Consequenz fehlten, ist auch das, was ihn damals beschäftigte, Fragment geblieben, reich an wahren und fruchtbaren Gedanken und reifer Erfahrung, unvollkommen in der Entwicklung. Er starb vierundsechzigjährig am 3. Juni 1853. Gino Capponi widmete ihm unmittelbar darauf einen kurzen Nachruf. „Ganz Italien", sagte er, „fühlte sich in Cesare Balbo geehrt, und seine Gedanken wie seine Schriften waren stets der Nation gewidmet. Dennoch kann die Schilderung seines Geistes und seines Seins nur von dem Lande ausgehn, in welchem er geboren ward und sein Leben verbrachte. Denn er war seiner Natur nach ganz Piemontese, in vielem ein Mann vom alten Schlage, der aber die neue Zeit begriff und sie verkündete, und durch seine Schriften ihr Nahen beschleunigte wie er sie durch seinen würdigen Lebensgang geehrt hat. Der Schreiber dieser Zeiten hat in seiner Jugend vertrauten Umgang mit ihm gehabt, und kann bezeugen dass er schon damals war, wie Alle ihn nachmals gekannt haben, streng gegen sich selber, zu kräftigem Handeln geneigt, nach einer Freiheit strebend welche sich nicht selbst zerstört. Ein warmer Freund der Unab-

hängigkeit Italiens, im Herzensgrunde katholisch, mit der Idee der Pflicht als erstes Prinzip in allen Dingen, in sich verschlossen so lange die Zeiten ihm versagten, seiner Aufgabe als Bürger bei hellem Tageslichte zu gegnügen, ein entschiedener Feind jenes Liberalismus, welcher, ein Gemisch von Voltairismus und Napoleonismus, damals Mode war. Balbo's Jugend ist bedeutungsvoll weil sie seinem ganzen spätern Leben den Ton gab, und die ernste Haltung des jungen Mannes trug ihm ein lebendiges an Affecten reiches Alter ein, das jedoch frühzeitig durch Kränklichkeit getrübt ward. Als die Zeiten reiften, konnte er endlich sich selber fortsetzen, mit ungeschwächter Kraft und unbefleckter Tugend. Der erste Act seines öffentlichen Lebens war Abwehr einer Insurrection gewesen — der letzte war eine, leider vergebliche Aufforderung an die Deputirtenkammer, nicht die Freiheit sondern die Licenz der Presse durch Präcisirung und richtige Anwendung der Gesetze zu unterdrücken, welche solche Licenz zu bestrafen bestimmt sind."

Wie schon wiederholt bemerkt worden ist, nahm Gino Capponi nur wenig noch ausserhalb seines Hauses an der Gesellschaft Theil. Aber nicht nur war dies Haus mehr-undmehr ein Versammlungsort für ältere wie jüngere Freunde, Einheimische wie Fremde geworden, auch Varramista nahm manche derselben zu kürzerem oder längerem Besuche auf. Neben den Florentinern und Pisanern, fanden sich zahlreiche Andere ein. Vor Ende der dreissiger Jahre war Sismondi zum letztenmal nach Italien gekommen, Rom, namentlich aber Toscana wiederzusehen, an welches so viele und liebe Erinnerungen ihn fesselten. Die Ereignisse in seiner schweizer Heimat hatten ihn von manchen politischen Ideen und Träumen zurückgebracht, aber der Sache der gesetzlichen Freiheit und der Unabhängigkeit war er treu geblieben, und in dem Lande, dessen mittelalterlicher Geschichte er, der Erste, lesbare Form gegeben, war ihm bleibender Dank gesichert. Der

Spätherbst des Jahres 1846 brachte Capponi einen Besuch der ihn wehmüthig stimmte. Es war Federigo Confalonieri, unheilbar krank in die Heimat zurückkehrend, nachdem er den Winter in Cairo zugebracht hatte, und schon mit der drückenden Empfindung des physischen Unvermögens, welches den einst herkulisch starken Mann zwiefach entmuthigte. Es war ein letztes Zusammensein. Im folgenden Jahre erlag er auf dem Gotthardpasse, den er mit seiner zweiten Gattin zu überschreiten im Begriffe war, plötzlich einem Herzkrampf. So endete ein ruheloses Leben, von dem die Nachwelt nichts berichten wird, als die Tragödie des Processes und der grausen Kerkerhaft, und die Geschichte der treuen Frau die den Gatten rettete und an seinem Geschick sich langsam verblutete. Der Frühling des Jahres 1848 führte Vincenzo Gioberti zu kurzem, durch die politische Lage veranlassten Besuche nach Florenz. Noch stand er auf der Höhe der Popularität, die bei Tausenden mit vollständiger Unkenntniss seiner Ansichten verbunden aber umso lärmender war, und nach kurzer Zeit, als Ideen und Thatsachen aufeinander stiessen, in Nichts zerfiel. Die Crusca nahm ihn als Mitglied auf, eine Huldigung wohlverdient von dem geistvollen Schriftsteller, welcher in der Literatur eine tiefe Spur zurücklassen würde, wäre selbst seine literarische Thätigkeit nicht von so gewaltigem Einfluss auf eine vorübergehende aber in die Weltgeschichte eingreifende Geistesrichtung gewesen.

Im Sommer 1827 war Alessandro Manzoni in Toscana gewesen. Es war die Zeit, wo ganz Italien von der Bewunderung widerhallte, welche die „Verlobten" geweckt hatten. Ein Vierteljahrhundert verging, bevor er den Apennin wieder überstieg. Er kam um seine Tochter Vittoria zu besuchen, die mit Giovanbatista Giorgini, Rechtslehrer in Pisa, Sohn eines mit Capponi engbefreundeten Mannes, verheiratet war, Gaetano Giorgini's, aus angesehener lucchesischer Familie, vormaligen Zöglings der pariser polytechnischen Schule und in verschiedenen

bedeutenden Aemtern, unter anderm als Proveditor der pisaner Hochschule und als Chef des Unterrichtswesens in Toscana vielfach thätig. Manzoni wollte Florenz nicht berühren, und in Varramista fand die Begegnung der Freunde statt. Im J. 1856 wurde der Besuch wiederholt, und ein andermal noch, im Frühling 1864, wo Manzoni über eine Woche in Capponi's Wohnung in Florenz verweilte, ungeachtet seiner einundachtzig Jahre noch in voller Geistesfrische, mit jener so heitern wie ruhigen Zuversicht in der Betrachtung von Welt und Ewigkeit, die einen bezeichnenden Zug seines Wesens bildete. Der grosse Dichter war in späten Jahren der eifrigste Grammatiker geworden. Seit er in dem 1840 erschienenen Druck der „Promessi Sposi" den berühmten Roman in sprachlicher Beziehung einer durchgängigen Revision unterzogen, nicht immer zur Befriedigung der alten Freunde des Buches, hatte er sich mehrundmehr in philologische Studien vertieft. Philologisch war auch überwiegend der Stoff der Unterhaltungen in dem ruhigen Varramista, für Capponi Gegenstand von Studien mit denen wir ihn seit mehren Decennien beschäftigt sahen, für Manzoni ein verhältnissmässig jüngeres Lieblingsthema, mit dem er nun aber unter Anwendung umso schärferer Dialektik und mit umso grösserer Energie rang. Die Freunde waren keineswegs eins in Anschauungen und Bestrebungen. Manzoni hat die seinigen nachmals in einem Programm niedergelegt, welches mancherlei Fragen angeregt und Opposition geweckt hat. Aber schon bei jenem Zusammensein wurde nicht minder die alte Frage der Bildung der Schriftsprache als die des Geistes und der Form des Wörterbuchs derselben ausführlich besprochen. Manzoni erklärte sich für den modernen Sprachgebrauch als Richtschnur unter Annahme der von der französischen Akademie ihrer Arbeit zugrundegelegten Form, Capponi glaubte der Autorität der Schriftsteller wie der Beibehaltung auch gewöhnlich nicht mehr üblicher Worte oder Wortformen nicht entrathen zu können.

In letzterer Beziehung ist es denn doch zu einer Art Compromiss zwischen Beiden gekommen, und als die Akademie der Crusca die neue Ausgabe ihres Vocabulars nach der oben erwähnten Unterbrechung des Druckes in Angriff nahm, verwies sie die völlig obsoleten Worte und Redeformen in ein besonderes Glossar und machte die Aufnahme von Vocabeln legitimen Gepräges und Bürgerrechts nicht von schriftlichen Zeugnissen abhängig. Manzoni aber entwarf schon damals in Varramista ein Specimen eines Wörterbuchs nach seinem Sinne, dessen Ausarbeitung nach manchen Jahren von Giorgini im Verein mit Andern unternommen ward. Im J. 1870 begann in Florenz die Herausgabe des „Novo Vocabolario della lingua italiana", mit einer Manzoni's Ansichten ausführlich erläuternden Einleitung von der Hand seines Schwiegersohns. Diese Einleitung hat die Form eines Schreibens an Quintino Sella, nicht nur den fähigsten unter den vielen Finanzministern des Königreichs Italien, sondern einen der geistvollsten, thätigsten und vielseitig gebildetsten Söhne des Landes, und einen der wenigen seiner Generation, die noch eine lohnende politische Zukunft haben. Der Anfang versprach ein jedenfalls tüchtiges und willkommenes Werk, aber so viel mir bekannt ist dasselbe in neun Jahren nicht über die Mitte des Buchstabens D hinausgelangt. Andere, wie Fanfani und Riguttini, haben dann wenn nicht nach gleichen doch nach vielfach ähnlichen Grundsätzen gearbeitet.

Einer der beständigsten Gäste jener Zeit war ein anderer Mailänder, Gaetano de Castillia. Der junge classisch gebildete Rechtsgelehrte war in die Pläne verwickelt, welche die verunglückte piemontesische Schilderhebung zur Krisis brachte. Auf dem Spielberg hat er Confalonieri's und Pellico's Geschick getheilt. Als die Stunde der Begnadigung schlug, vertauschte er den mährischen Kerker mit dem Boden der nordamericanischen Freiheit. Endlich ward auch ihm Italien wieder zugänglich und er brachte

im Verlauf der Zeit einen Theil des Jahres regelmässig im Capponi'schen Hause zu. Wenige Männer machten einen solchen Eindruck äusserer Ruhe und innern Friedens. Man erkannte, dass er eine Schule durchgemacht hatte, in welcher der Mensch zugrunde geht oder von den irdischen Schlacken geläutert wird. Hochgewachsen, mit edlen Zügen und mildem Ausdruck, mit sibergrauem Haar, gesellig, mittheilsam, heiter, voll herzlichen Wohlwollens. In seinen letzten Jahren litt sein Gehör. „Seht", sagte Capponi, „wie es uns armen Sterblichen ergeht! Castillia, der die Gesellschaft liebt, ist taub, ich, der ich mich mit der Einsamkeit so leicht zurechtfand, bin blind." Von seiner Gefangenschaft erzählte er ohne eine Spur von Bitterkeit, klagte niemand an, versuchte nichts zu rechtfertigen. Während meines Aufenthalts in Gaeta und Neapel war mir etwas ähnliches bei einem Manne verschiedener Natur und Stellung vorgekommen. Er war General Baron Zucchi, welchem der romagnolische Aufstand des Jahres 1832 schwere Kerkerhaft, der oberitalische Krieg von 1848 Freiheit gebracht hatte, indem er aus einem Gefangenen in Palmanova Befehlshaber in der Veste, nachmals päpstlicher Kriegsminister wurde, als welcher er nach Pius' IX. Flucht in Benevent und Pontecorvo die geringe Mannschaft in Ordnung hielt. Der graue napoleonische Krieger, mit einunddreissig Jahren auf den teutschen Schlachtfeldern zum Divisionsgeneral ernannt, sagte, er habe den Tod verdient; — bevor er die nachgesuchte Entlassung aus dem östreichischen Militärdienst erhalten, in welchen er mit den übrigen Oberitalienern 1814 eingetreten, hatte er im Februar 1831 das Commando der Insurgenten übernommen und war bei Ancona gefangen worden. Zwanzig Jahre auf Munkacs' Veste, wo einst Alexander Ypsilanti gesessen, war Gnade für ihn. Er bemerkte, die Kette die ihn lange an die Kerkerwand schloss, sei minder drückend gewesen, als die stete Gegenwart der Schildwache; Palmanova sei ihm wie Erlösung erschienen. Ich weiss nicht, ob seine

von Nicomede Bianchi herausgegebenen Denkwürdigkeiten denselben Geist der Milde und Ergebung athmen, der sich in seinen Mittheilungen im J. 1849 aussprach.

Seit manchen Jahren erschien wiederholt Cesare Cantù. Ein namhaftes vielseitiges Talent und reiches Wissen, eine Leichtigkeit der Production die verführerisch werden konnte, historischer Sinn im Erfassen und Beherrschen des Allgemeinen und in der treffenden Charakteristik des Besondern, in der Poesie nicht originell und doch über die Nachahmerclasse erhaben, in ganz Italien bewandert und mit dem Auslande, seinen Sitten und Anschauungen, seiner Literatur bekannt. In der Politik der patriotische Lombarde, der das Beste der engern Heimat voranstellte und unter mancherlei Formen und Bedingungen zu erstreben bemüht war, ohne das Ganze aus den Augen zu verlieren. Aus Ueberzeugung katholisch und heftiger Gegner des Sectenwesens welches vom politischen Boden aus den kirchlichen bedrohte und überzog. Ein vielfach bewegtes Leben, voll Kämpfe und Contraste, welche Lust und Kraft der Productivität umso wunderbarer erscheinen liessen. Gino Capponi schätzte an Cantù den Menschen wie den Autor, das warme Herz und den klaren Verstand wie den Reichthum der Anschauungen, und wenn ihm am Schriftsteller die Fruchtbarkeit das Mass zu überschreiten schien und er namentlich dem Hauptwerk, der Weltgeschichte, mehr originales Studium und Feile der Form gewünscht hätte, so erkannte er daran doch das ungewöhnliche Geschick in Auffassung und Darstellung wie in der Gruppirung, worin bei Büchern dieser Art eine besondere Schwierigkeit wie namhaftes Verdienst besteht.

Zwei Ausländer sind Capponi besonders nahe getreten, Beide Franzosen, der Eine mehr im persönlichen Umgang, der Andere vorzugsweise durch seine Werke. Es waren zwei intime Freunde, von denen der Jüngere dem Aeltern viel verdankte, Ampère und Ozanam. Jean Jacques Ampère hat einmal gesagt, man könne sehr wohl die Meisterwerke

der Poesie studiren ohne sein Cabinet zu verlassen, aber diesem Studium werde immer etwas abgehn, wenn man die Heimat der grossen Dichter, die Natur an der sie sich gebildet nicht kennen gelernt, die Wirkung ihres Colorits sei verloren wenn man ihre Sonne nicht geschaut — Worte, die vor wie nach ihm von Manchen vernommen worden sind. Er war aber der lebendige Beweis einer andern Wahrheit: dass ein vollkommenes Erkennen eines Menschen ohne persönliche Beziehungen schwer ist. Wer Ampère nur aus seinen Schriften kennt, kennt ihn nur halb. Seine Schriften, mit Ausnahme der frühesten, zeugen, mehr als ihnen förderlich ist, von einer gewissen Unruhe die ihn erfüllte und nach allen Himmelsgegenden trieb, nach dem germanischen Norden, nach America, nach Aegypten und Kleinasien. Wie seinen Wanderungen, ist es auch den literarischen Producten derselben ergangen, und während er Ausgezeichnetes und Bleibendes zu leisten vermocht hätte, wäre er der Geschichte seiner heimatlichen Sprache und Literatur treu geblieben, haben seine Leistungen unter der Vielzahl seiner Aufgaben gelitten. Lebendige Beobachtung, rasche Auffassung, geistvolle Apperçus, bei einem nicht zu verkennenden Mangel an wahrer Gründlichkeit. Gino Capponi sagte von ihm, in seiner Jugend sei er einer der ernst nachdenklichsten Franzosen gewesen die er gekannt, in spätern Jahren habe er aber reichlich eingeholt was er einst an Lebendigkeit zu zeigen unterlassen hatte.

Eine lange Reihe von Jahren hindurch, war er oft und viel in Florenz, und in den letzten Zeiten noch, als die Geschichte Roms ihn ganz in Anspruch nahm, kam er wol auf Monate, um in besserer Luft freier zu arbeiten. Seine Art zu arbeiten war eigenthümlich. Nachdem er die spätern Tagesstunden gesellig zugebracht, setzte er sich an den Schreibtisch und im Frühling oder Sommer war es unter seinen Fenstern schon lebendig, bevor es ihm einfiel sich zur Ruhe zu legen. Er componirte sein Geschichtswerk, von zahllosen Zettelchen umgeben, Citate wie Beob-

achtungen und Eindrücke. Wenige, jedenfalls unter den Autoren, sind ihm an Annehmlichkeit der Unterhaltung gleich gekommen. Er hatte die alte und neue Welt durchwandert, sich in allen Gesellschaftskreisen bewegt, Tausende kennen gelernt. Sein Gedächtniss wetteiferte mit der Lebendigkeit der Schilderung, wie die Vielseitigkeit mit dem guten Geschmack, die Grazie mit dem ethischen Sinn, der Geist mit dem Herzen. Denn er bewahrte Wärme ja Naivität der Empfindung in den Jahren in denen sie sich bei den Meisten abkühlt, und hing mit rührender Treue an den Freunden, von denen Ballanche, Tocqueville, Ozanam, Loménie genannt werden mögen, um die Vielart der Beziehungen zu bezeichnen. In seinen religiösen Anschauungen gab sich ein langsamer Wechsel kund. Ein Weltkind wie die Mehrzahl der Zöglinge der napoleonischen Zeit, schien er die tiefern Eindrücke von Lehren und Beispielen jüngerer wie späterer Jahre nur allmälig empfunden zu haben. Rom mit seiner mächtigen Einwirkung, verbunden mit dem Umgang mit Dupanloup und Augustin Cochin machte ihm vieles klar, was vielleicht Decennien früher in seine Seele gelegt worden war, und bei seinem letzten Aufenthalt in Italien, 1862, war er mit der Composition dramatischer Scenen aus dem Leben des Apostels Paulus beschäftigt, in jener losen an L. Vitet erinnernden Form, die er in seinem „César" angewandt hatte. Seine Kindheit war unter dem Kaiserreich verstrichen, seine Jugend und besten Mannesjahre unter den beherrschenden Einflüssen des doctrinären Liberalismus. Er hatte die Gefahren desselben in der Verbindung mit Louis Philippe's dominirenden Tendenzen sehr wohl erkannt, aber er stand dem Napoleonismus neuer Auflage mit einem Hass gegenüber, der etwas krankhaftes gehabt haben würde, wäre er nicht mit dem vollständigsten Verzicht auf eigene Interessen zur Wahrung seiner Selbständigkeit verbunden gewesen. Gino Capponi hat nach seinem Tode einen Stoss von versifizirten politischen Invectiven

verbrannt, welche er bei ihm zurückgelassen hatte. Die Leichtigkeit womit er in Versen schrieb, ist ihm nicht immer vortheilhaft gewesen.

Von jeher empfand Ampère grosse Vorliebe für Toscana. Die glorreiche Vergangenheit zog ihn ebenso an wie die milde Sitte. Er hatte sich vorgenommen, die Geschichte der Renaissance zu schreiben, bevor er zu Roms Geschichte im Alterthum zurückging, für welche er nicht gehörig vorbereitet war, indem er sich schmeichelte, das Localinteresse welches er mächtig empfand, werde seine ungenügenden classischen Studien ersetzen. Was für anziehende Artikel in der Revue des deux mondes hingereicht hatte, reichte nicht für ein mehrbändiges Werk. Sein „Voyage Dantesque" ist mit toscanischen Reminiscenzen gefüllt. Einen grossen Theil der Wanderung, so durch Umbrien, machte er mit Pietro Capei, wie er im J. 1838 die Fahrt nach Rom mit Capponi, dessen letzte, machte. Wiederholt war er in Varramista, in der ländlichen Ruhe der angenehmste Gesellschafter; tausend Erzählungen, Charakterzüge, treffende Bemerkungen, der Witz durch Gutmüthigkeit temperirt, mit einem Anflug von Zerstreutheit, die dem „laisser aller" der heitern zwanglosen Conversation nicht schadete. Er brachte es nicht zu hohen Jahren — am 27. März 1864 starb er, nach kurzer Krankheit, zu Pau in Béarn, wo er mit Freunden ein dem römischen ähnelndes Klima aufgesucht hatte.

Die entschiedenen und enthusiastischen katholischen Anschauungen Frédéric Ozanam's hatten die wärmste Freundschaft zwischen ihm und Ampère, dessen Vaterhaus für ihn wie das seinige gewesen war, nicht behindert, und als der Jüngere dem Aeltern vorausging (Ozanam war 1813 geboren und starb 1853), widmete dieser ihm Worte die in den Herzen nachklangen. In einem Literaturfach, in welchem vielmehr das Zuviel als das Zuwenig zu beklagen ist, hat der junge Franzose mit seinen Büchern über die katholische Philosophie in Dante's Zeitalter und über die

Dichter des Franciscanerordens gewissermassen neue Bahnen eingeschlagen und in Italien selbst das lebendigste Interesse geweckt. Auf Männer von so verschiedenen Tendenzen und Ansichten wie Ginguené, Fauriel, Villemain folgend, zeigte er den Zusammenhang der Kirche mit Wissen und Schaffen in dem grossen Zeitalter, das den Horizont des Menschengeistes mächtig ausdehnte, wie er deren Einwirkung auf die Anfänge der Civilisation der nordischen Völker nachwies. Beide Bücher Früchte einer ersten italienischen Reise und in Italien wenigstens ebenso fleissig wie in Frankreich gelesen, Werke eines jungen Mannes dessen Glaube ebenso lebendig und fest, dessen Thätigkeit im lehrenden Wort und in helfender That ebenso unermüdlich war, wie in ihm das Bewusstsein der Nothwendigkeit der christlichen Milde und Duldung im Interesse des Glaubens selber wurzelte. Ozanam's Gesundheit gab schon zu Bosorgnissen Anlass als er von dem Unterrichtsminister Salvandy im J. 1846 literarische Aufträge nach Italien erhielt, eine Mission der man die vier Jahre später erschienenen „Documents inédits pour servir à l'histoire littéraire de l'Italie depuis le VIIIme siècle jusqu'au XIIIme" verdankt. Aus den Handschriften der Laurentiana entnahm er die uralte römische Stadtbeschreibung sowie Dino Compagni's Dichtung „L'Intelligentia". Es war während des längern Aufenthalts in Florenz dass er Gino Capponi, der sich warm für ihn interessirte, häufig sah, während er dort wie in Rom Zeuge der durch Pius IX. hervorgerufenen Bewegung war, wie er denn im Vorwort zu letzterwähntem Buche des gütigen Antheils des Papstes gedenkt, „inmitten der Wohlthaten und des ersten Glanzes einer Regierung, die so schnöden Undank zu erfahren bestimmt war". Als er im Herbste 1852 nach Toscana zurückkehrte, geschah es um einem schon unheilbaren Leiden in Pisa Einhalt zu thun. Im folgenden Frühling sah er Capponi in Florenz wieder, wo die Akademie der Crusca ihn zugleich mit Cesare Balbo unter ihre Mitglieder auf-

nahm, denen sie auch Ampère zugesellte. Aber sein Lebensziel war nahe und von Antignano bei Livorno brachte man einen Sterbenden nach Marseille, seine Hülle heimischem Boden zu übergeben.

Noch ein Franzose ist in diesen Kreis getreten, aber Ansichten und Wesen standen ihm bei Gino Capponi im Wege, obgleich dieser den Fähigkeiten des Mannes Anerkennung nicht versagte. Es war A. F. Rio. Schon im Herbste 1831 war er in Florenz gewesen, mit Tommaséo bekannt und bereits mit den Studien beschäftigt, aus denen sein vielgenanntes Buch über die christliche Kunst erwuchs, nach dem anfänglichen mit jugendlicher Ueberschwänglichkeit entworfenen Plane nur eine Abtheilung eines umfassenden Werkes über die christliche Poesie. Damals stand er in Beziehungen zu der Familie La Ferronnays, die er viele Jahre später in einem sogenannten Epilog zur christlichen Kunst, in Wirklichkeit eine Autobiographie, geschildert hat, nachdem Mrs. Craven, durch das rührende Buch „Récit d'une Sœur" die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihre Angehörigen gelenkt hatte. Im Herbste 1859 kehrte Rio nach Florenz zurück, wo er, fast ans Haus gefesselt, den Winter verbrachte. Eine eigenthümliche Natur, warmfühlend, enthusiastisch, leidenschaftlich, ideenreich, mit zu leichter Combinationsgabe, was umso bedenklicher da er sich oft von vorgefassten Meinungen leiten liess; ein fleissiger Forscher und doch keineswegs zuverlässig in seinen Resultaten, umsoweniger weil seine historischen Kenntnisse fragmentarisch, seine Anschauungen und Urtheile parteigefärbt waren. Denn von Jugend an entschiedener Parteimann, vermochte er es nicht einen freien Standpunkt einzunehmen, und während er im Lauf der Jahre auffallenden Wandlungen unterlag, entäusserte er sich nie eines gewaltsamen Zuges, der immer hervortritt, mag er die Jugend-Abenteuer der „Petite Chouannerie" erzählen oder die florentiner Ereignisse zur Zeit Fra Bartolommeo's von San Marco schildern.

Charaktere dieser Art sind Gino Capponi nie homogen gewesen. Er empfand den innern Widerspruch auch bei einem Manne, den die Ereignisse des Jahres 1848 nach Florenz zogen, wo er aber schon seit manchen Jahren wohlbekannt und gernegesehen war, Francesco Palermo, Schwiegersohn des berühmten Astronomen und Optikers Giovan Batista Amici, der seit 1832 von Modena übergesiedelt war. Scharfsinnig und gründlich, ein Jurist und Philosoph, hatte Palermo in dem der Geschichte Neapels gewidmeten Bande des Archivio storico seine Bekanntschaft mit den heimischen Dingen ebensowie seine Gewandtheit in der Auswahl des Wichtigen an den Tag gelegt. Im J. 1849 berief ihn der Grossherzog zur Leitung der Biblioteca Palatina, deren Aufseher, der um Geschichte und Literatur der Geographie und Statistik verdiente Schwede Grâberg von Hemsö im Herbste 1847 gestorben war, und in dieser Stellung hat er bis zu der Umwälzung gewirkt, welche die Palatina aus dem Palast Pitti verwies. Herbe und rechthaberisch, verdarb Palermo zu leicht die Ergebnisse seiner schönen Kenntnisse und seines musterhaften Fleisses, und während er bei der Ausarbeitung des von Leopold II. mit grosser Liberalität ihm übertragenen Katalogs der Handschriftensammlung auf seltsame Abwege gerieth, schadete er seinen übrigen literarisch-kritischen Schriften durch leidenschaftliche Hyperkritik und oft schwerverständliche Darstellung. Diese Herbheit that auch der Annehmlichkeit geselliger Beziehungen Abbruch, wodurch ein tüchtiger Mann, namentlich unter ihm widerwärtigen politischen Verhältnissen immer mehr isolirt wurde.

Ich würde nicht enden, wenn ich Alle oder auch nur die Meisten derer nennen wollte, welche in diesen Jahren, längere oder kürzere Zeit in Florenz verweilend, mit Gino Capponi in Berührung gekommen sind. Staatsmänner und Gelehrte mancher Nationen wechselten einander ab. Thiers, zwischen Politik, historischer Literatur und Kunst getheilt,

für Alles scharfes und oft originelles Urtheil mitbringend, stets angeregt und anregend. Lord Minto, nicht mehr politisch thätig wie er 1847 gewesen, und alternd, war zweimal zu längerm Aufenthalt anwesend. Lord John Russell verbrachte den Winter von 1858—1859 auf der Capponi'schen Villa vor Porta San Gallo, und hat sich hier in Anschauungen befestigt, die nicht ohne bestimmenden Einfluss auf die Wendung der englischen Politik in letzterm Jahre geblieben sind. An Beziehungen zu Nordamerica mangelte es nicht. Mit William H. Prescott, an dessen Arbeiten ebensowie an seinem, dem eignen ähnlichen Geschick Capponi lebendigen Antheil nahm, fanden nur briefliche Beziehungen statt, aber der treffliche George Ticknor, Verfasser der spanischen Literaturgeschichte, verweilte in den fünfziger Jahren in Florenz, während er mit der Erweiterung seiner schönen Stiftung, der öffentlichen Bibliothek in Boston beschäftigt war, für welche Eugenio Albèri, mit dem ich ihn in Verbindung brachte, ihm in Bezug auf italienische Literatur jahrelang an die Hand gegangen ist.

Manche Teutsche kehrten ein. Carl Witte, der im J. 1819 zuerst die Alpen überstiegen hatte, erschien wiederholt, immer und überall ein gerngesehener Gast, zu mehren Florentinern, namentlich zu Capei, in intimen Beziehungen, durch seine Arbeiten über Dante, welche ihm die Aufnahme in die Crusca eintrugen, fortwährend an Freunde und Bibliotheken gewiesen. Von allen unsern Landsleuten derjenige dessen Namen man am häufigsten jenseit der Alpen vernimmt, dessen Autorität in Bezug auf den grössten italienischen Dichter die am neidlosesten anerkannte ist, der nie literarischen oder politischen Parteiansichten geschmeichelt und in allen Lagern Freunde erworben und bewahrt hat. Das Jahr 1839 führte zwei teutsche Historiker herbei, beide mit und in Italien bekannt, der Erste seit langen Jahren, Friedrich von Raumer und Gervinus. Döllinger, der in spätern Jahren mit seinem jungen

Zögling Sir John Acton kam, frischte Capponi's münchener Erinnerungen wieder auf, während seine seltnen Kenntnisse im Fache ältester kirchlicher Literatur und Geschichte bei diesem, dessen Lieblingsstudium sie einst gewesen, nachhaltiges Interesse weckten. Mittermaiers wiederholte Besuche, die ihn mit allen bedeutenden Männern in Verbindung brachten, trugen Italien ein Urtheil an, das man oft ein zu vortheilhaftes genannt hat, welches aber wesentlich auf gründlicheren Anschauungen als bei der Mehrzahl der Reisenden beruhte und auch heute Beachtung verdient, wenn man sich über die wirklichen Zustände vor dem Jahre 1848 und die namhaften Fortschritte in allen Theilen der Halbinsel unterrichten will. Zu demselben Zweck sind auch die statistischen Arbeiten John Bowring's zu gebrauchen, welchem Capponi werthvolle Aufzeichnungen über die ökonomischen Verhältnisse in Toscana mittheilte. Zu den Berührungen mit jüngeren teutschen Gelehrten gehören auch die mit Carl Hegel, der in Florenz seine gründliche Arbeit über die Städteverfassung des Mittelalters vorbereitete, mit Dönniges, der sich vorzugsweise mit der Zeit Heinrichs VII. beschäftigte, und verschiedenen Andern.

Im Frühling 1853 hatte die durch ihre astronomisch-mathematischen und naturhistorischen Arbeiten berühmte Mrs Somerville sich mit ihrer Familie in Florenz niedergelassen, wo sie beinahe ein Decennium lang eines der an den Capponi'schen Garten stossenden Häuser bewohnte. Ein freundschaftliches Verhältniss hat sich zwischen dem Nachbar und dieser merkwürdigen Frau hergestellt, die mit den seltensten Kenntnissen auf dem weiten Gebiete der Naturwissenschaften die grösste Einfachheit und Anspruchlosigkeit der Haltung und ächte Weiblichkeit vereinigte. Seine Vorliebe für England und Engländer und seine hohe Meinung von den socialen und politischen Verhältnissen des Landes sind stets dieselben geblieben. Seine jugendlichen Anschauungen hatten manche Modification

erfahren müssen, namentlich sofern es sich um Anwendbarkeit englischer Vorbilder auf continentale Zustände handelte, und seine Bekanntschaft mit englischer Literatur war, infolge des traurigen Verhängnisses das ihn betroffen, unvollständig geworden. Aber er hatte immer noch gesucht den Zusammenhang zu bewahren, und englisches Land und Volk sind ihm stets als die glücklichsten, englische Geistesrichtung als die gesundeste, englische Institutionen als die rationellsten erschienen.

9.

Königreich Italien.

Die Ereignisse des Jahres 1859 haben Gino Capponi insoferne nicht überrascht, als er von der politischen Lage und der Stimmung der Gemüther, nicht der Bevölkerung im Grossen und Ganzen sondern der zum Handeln entschlossenen und darauf vorbereiteten Partei, zu genaue Kenntniss hatte, um an der Explosion zu zweifeln, sobald der längst drohende Bruch zwischen Oestreich und Piemont erfolgte.

Die von letzterm Staate gemachten Anstrengungen, Toscana zu sich herüberzuziehen, waren offenkundig: ebenso offenkundig war die ablehnende Haltung der grossherzoglichen Regierung. Um die von Piemont im Lande angeknüpften geheimen Verbindungen wussten Viele, deren An- und Absichten weit auseinandergingen. Constitutionelle von 1848, welche das damals misglückte Unternehmen wiederbeginnen wollten, Republikaner und Mazzinisten die zunächst nach dem Umsturz strebten, worauf dann der Geschicktere oder Schlauere das Feld behaupten würde. Diesen schwebte die Föderativ-Republik vor, jenen ein Staatenbund unter piemontesischer Leitung. Wieder Andere sannen einfach auf eine Erhebung ohne bestimmtes poli-

tisches Programm, welches sich schon finden würde. Graf Cavour hat sich Aller bedient und ist trefflich bedient worden. Im October 1858 hatte er mit dem ein Jahr zuvor constituirten Nationalverein, welcher das Miniren auf sich nahm, den Plan für den Aufstand verabredet, welcher am 1. Mai 1859 zum Ausbruch kommen sollte, und wobei die Verwendung der verschiedenen Mittel, der militärischen wie der finanziellen, genau bestimmt wurde. Den Winter hindurch war dann, unter Betheiligung mehr als eines piemontesischen Diplomaten, zu diesem Zweck das unterirdische Treiben mit lebendigster Thätigkeit fortgesetzt worden, und die consequente Verführung der dienstpflichtigen lombardischen Jugend fand ihr Corollar in der Subornirung von Individuen und Mannschaften in andern Nachbarstaaten. Nicht sowol von der Gegenpartei, den Unterliegenden, ist dies Treiben enthüllt worden, als durch die frohlockenden Geständnisse und die Correspondenzen der Faiseurs, welche alle wünschenswerthe Klarheit gebracht haben. Die grossherzogliche Regierung machte sich über das Bedenkliche der Lage keine Illusion, aber sie war weit entfernt zu ahnen, in welchem Grade der Boden gelockert war. Von London, namentlich von Paris aus wurde sie in dem Glauben, neutral bleiben zu können, bestärkt als die Mine zum Auffliegen bereit war. Sie vertraute auf die Truppen welche Leopold II. geschaffen hatte! Leopold II. aber hatte so wenig eine Ahnung von der drohenden Gefahr, dass er nicht lange zuvor, nachdem der ominöse Neujahrsgruss der Tuilerien und König Victor Emanuels Parlaments-Eröffnungsrede vom 10. Januar die Lage deutlich genug gekennzeichnet hatten, mit seiner ganzen Familie ruhig zu längerm Besuche nach Neapel ging, als man schon die Fundamente seines Throns zu vernichten beschäftigt war.

Man weiss wie alles in ein Paar Stunden gleich mürbem Zunder auseinanderfiel.

Gino Capponi hat mir gestanden, in welcher peinlichen

Aufregung er die Nacht vom 26. zum 27. April verbrachte. Er wusste um die Absicht den Grossherzog mit allen Mitteln zum Anschluss an Piemont zu vermögen — er glaubte Leopold II. zu gut zu kennen, um sich von solchem Drängen nach irgendwelcher Seite hin Erfolg zu versprechen. Dass die Truppen erkauft waren und die Emeute somit auf keinen thatsächlichen Widerstand stossen würde, scheint er nicht gewusst zu haben. Er hat es empfunden, welcher Mangel an Würde dem ganzen Drama anklebte, welches sein Vetter Ridolfi, einer der Hauptacteurs, als „Geschichte von vier Stunden" geschildert hat. An den blitzschnell auf einander gefolgten Vorgängen hat er keinen Antheil gehabt. Es genügte denen, die an der Spitze standen, sagen zu können, er pflichte dem bei was im Sinne des Anschlusses an Piemont und des Kriegs geschah. Um die Angelegenheiten hat er nur so viel gewusst als man ihn wissen lassen wollte; für manches von dem was vorgegangen ist, schmeichelte man sich seinerseits keiner Indemnitätsbill. So schritten die Dinge rasch vorwärts ohne seine directe Betheiligung.

Der Moment kam aber, in welchem sein Name und seine Autorität sehr nützlich erachtet wurden, das was geschah in möglichst günstigem Lichte erscheinen zu lassen.

Am 8. Juli setzte der Waffenstillstand von Valleggio dem mörderischen Kampfe in der Lombardei ein Ziel. Drei Tage darauf proclamirten die Präliminarien von Villafranca, unter Abtretung der Lombardei, die Bildung einer italienischen Conföderation. Am 21. Juli dankte Grossherzog Leopold zu Gunsten seines Sohnes ab. Am 29. wurden von dem bisher durch einen piemontesischen Commissar, den frühern Gesandten König Victor Emanuels gebildeten und geleiteten toscanischen Gouvernement, an dessen Spitze nach der Abkunft von Villafranca der Baron Ricasoli getreten war, die Electoral-Comitien zur Abgabe eines Votums über die künftigen Geschicke des Landes berufen. Zu Anfang August fanden die Wahlen statt. Gino Capponi

nahm ein Mandat als Deputirter von San Miniato an. Am 16. August votirte er mit den übrigen 167 Deputirten im grossen Saale des Palazzo vecchio die Ausschliessung der Lothringisch-Habsburgischen Dynastie. Vier Tage später erfolgte die Erklärung, Toscana verlange den Anschluss an die unterdessen durch die Lombardei vergrösserte piemontesische Monarchie. Am 30. September flatterte die Tricolore mit dem savoyischen weissen Kreuz im rothen Felde auf dem Thurme des Palazzo vecchio. Finis Hetruriae initium Italiae.

In jenen Tagen bin ich wenig mit Gino Capponi, kaum mit ihm allein gewesen. Wie er die Dinge ansah, würde ich durch gemeinsame Freunde, die nicht alle gleicher Meinung waren, gewusst haben, hätte seine Annahme des Wahlmandats es nicht kundgethan. Er seinerseits kannte vollkommen meine Anschauungen. Nie hatte ich ein Hehl aus meiner Anhänglichkeit an die Dynastie und die bestehende Ordnung der Dinge in Toscana gemacht, bei der ich das Wohl des Landes sicherer gewährleistet, seine Interessen einsichtiger und homogener vertreten, seine Hülfsquellen richtiger entwickelt und verwerthet, seine vollberechtigten Eigenthümlichkeiten und Traditionen sorgsamer geschont glaubte, als unter irgendwelchen andern Umständen und Formen. Ich hatte aber ebensowenig meine Ansicht verschwiegen, dass die Gestaltung Italiens seit 1815 eine verfehlte und unvortheilhaftere als die vor der französischen Revolution bestandene politische Form, dass die fast feindselige Isolirung der zumtheil unselbständigen Einzelstaaten auf die Dauer immer unhaltbarer, dass die Umgestaltung in föderativem Sinne die einzige zu erwünschtem Ziele führende sei. Eine künftige Lösung der bestehenden Verhältnisse habe jedoch, so schien es mir, auf friedlichem Wege zu erfolgen, sollte nicht, zum Nachtheil der ganzen Halbinsel, das historische Recht dem revolutionären Princip weichen, welches in nothwendigem Fortschritt alles Andere in Frage stellen müsse. Endlich

hatte ich mich nicht über das Bedenkliche und Falsche in der Stellung des Grossherzogs seit seiner Rückkehr von Gaeta getäuscht. Ich erkannte sehr wohl die Gefahr, in welche er, bei der rastlosen Thätigkeit der nach Realisirung des einst von ihm acceptirten Programms von 1847 strebenden Partei, sich nach den Vorgängen von 1849 durch Aufhebung der Verfassung begab, wie immer dieser Schritt seitens der Regierung motivirt werden mochte.

Länger als mir lieb habe ich bei dieser Erläuterung verweilen müssen, um zu zeigen dass ich mit Gino Capponi ungeachtet mancher Divergenzen gemeinsamen Boden besass, abgesehen von meiner seit so vielen Jahren ihm bekannten warmen Liebe zu seiner schönen Heimat. In spätern ruhigeren Zeiten hat er sich wiederholt über die Dinge von 1859 gegen mich ausgesprochen. Er gehörte — es braucht im Grunde hier nicht wiederholt zu werden — seit seinem frühen Mannesalter zu der Partei, welche Italiens Unabhängigkeit und seine politische Neugestaltung anstrebte. Er hat dies nie verheimlicht: er war nicht der Mann sich für etwas anderes zu geben als er war. Er hielt diese Anschauung und dies Bestreben mit seiner Loyalität für vollkommen verträglich. Nie hat er sich an Factionen, Geheimbündlerei, Conspiration irgendwie betheiligt. Er war dafür zu gewissenhaft und zu vornehm, er empfand aber auch einen zu entschiedenen Widerwillen gegen Alles was dem Adeptenwesen anklebt. Ueberdies war er viel zu einsichtig, um von den gewohnten Umwälzungen, die durch Conspiration, militärische oder bürgerliche, ins Werk gesetzt werden sollten, etwas in seinem Sinne Erspriessliches zu erwarten. Die bei den Revolutionen Neapels und Piemonts und den mailänder Verschwörungen gemachten Erfahrungen hatten ihn darin bestärken müssen. Der Boden Toscana's erschien ihm, wir sahen es, der ungeeignetste für solche Experimente. Ein paar schwache Versuche hat er eitle Kindereien gescholten.

Wie das Jahr 1847 seine Hoffnungen belebte, ist be-

richtet worden. Er glaubte das Nahen des Moments zu gewahren, den er mit edlen Freunden, mit Manzoni, mit Balbo, mit Tommaséo, mit Azeglio herbeigewünscht hatte. Aber Ungeduld und Unverstand der Einen schreckten ihn bald ebensowie das versteckte Ziel Anderer, und der Zusammensturz hat ihn kaum befremdet. Er empfand, wie viel noch an der politischen Reife der Nation fehlte, und wie viele Seifenblasen aufgeflogen waren. Das Mislingen und mit demselben das Scheitern verständiger und ausführbarer Föderationspläne hat ihn tief geschmerzt.

Gino Capponi ist nie piemontesisch gesinnt gewesen. Er hatte in Piemont manche Freunde, er verkannte nicht die tüchtigen Eigenschaften von Volk und Regierung. Wir sahen wie er glaubte, das kräftigere subalpinische Element, italienisch mit gallisch gemischt, sei nöthig dem geschwächten Temperament der übrigen Bevölkerung Ton zu geben. Piemont, schrieb er im J. 1853, wiegt um so schwerer und vermag umsomehr, je sorgsamer es die Keime unversehrt bewahrt welche mehre Jahrhunderte gewissermassen unter dem Boden gezeitigt haben, bürgerliche Gesittung, Festigkeit und Treue, Gehorsam und Disciplin. Aber in den piemontesischen Nationalitäts-Bestrebungen hatte er zu starke Beimischung selbstischer Zwecke, in der piemontesischen Politik, mochte sie manche schöne Momente gehabt haben, eine Versatilität erkannt, die seinem Wesen zuwider, freilich aber von der alten Stellung des Staates und seinen Traditionen unzertrennlich war. Im J. 1848 hatte er auch amtlich erprobt, wie kleinlich, wie wenig freundnachbarlich Piemont gesinnt war. Es hat eine Zeit gegeben, wo in seinem Freundeskreise zwischen Nationalitäts-Bestrebungen und Piemontesenthum eine scharfe Grenzlinie gezogen war. Letzteres ist überhaupt in Toscana eine modern importirte Pflanze gewesen, die aber auch keine Wurzeln geschlagen hat. Die Cavour'sche Politik machte Eindruck auf ihn: ihre Wege und Mittel konnten nicht umhin ihm vielfach Bedenken zu erregen.

Dies ist jedoch nicht der Fall gewesen mit Piemonts Betheiligung am Krimkriege. Die Opportunitätsfrage, soferne die politische Stellung im europäischen Concert und künftige Vortheile eines Zusammengehens mit den Westmächten in Betracht kamen, hat in seiner Anschauung die völkerrechtliche überwogen und begründeten Skrupeln Schweigen geboten. Als es dann 1859 zum Handeln kam, musste allerdings auf den italienischen Patrioten die Betrachtung niederschlagend wirken, dass das stolze „L'Italia farà da se" nach zehnjähriger Vorbereitung sich in französische Hülfleistung verwandelte. Wie er aber nicht gar lange vorher, während er zu vorsichtiger Berechnung concreter Verhältnisse und künftiger Chancen mahnte, einem Freunde geschrieben hatte, er könne die Hoffnung nicht aufgeben, den Gedanken seiner ganzen Vergangenheit nicht verleugnen, so klammerte er sich nun, zögernd erst und dann stets entschiedener, an eine Combination an, welche, von ihm nicht gesucht, ohne äussere Gewaltsamkeit eingetreten, ihm am späten Abende seiner Tage die Erfüllung der Sehnsucht seines langen Lebens zu verheissen schien.

Ein warmer italienischer Patriot, war er ein nicht minder warmer Freund seines engern Vaterlands. Er lebte und webte in dessen glorreicher Vergangenheit, und empfand tief und lebendig was die Welt Toscana verdankt. Er schalt und liebte dies Land zu gleicher Zeit. Er schalt es wegen der lässigen Selbstgenügsamkeit und weichlichen Genusssucht, die nicht selten regem Aufschwung und freudigem Wirken im Wege standen; er liebte es wegen seiner milden Cultur, wegen seines geistigen Elements, wegen des Vorwaltens rechten Masses in Institutionen und Gewohnheiten, Ergebniss wie Beweis altherkömmlicher politischer und Lebens-Weisheit. Mit tieferm Schmerze als er blicken liess, hat er nachmals Einrichtungen zerstören gesehen, die auf heimischem Boden erwachsen, die weit besser waren als was an deren Stelle trat. Wenn Männer die ihm nahe standen, mit heroischer Gleichgültigkeit Dinge

über Bord warfen, welche Jahrhundertelang hochgehalten worden waren und denen das Land nicht geringen Dank schuldete, so haben sie wahrlich nicht auf seine Zustimmung gerechnet.

Man muss sich die politische Lage des Sommers 1859 vergegenwärtigen. Von dem Moment an, wo die grossen Mächte die längst geplante Einmischung Frankreichs in die italienischen Angelegenheiten ruhig geschehen liessen, Oestreich, um sich der zersetzenden Wirkungen der von den Nachbaren geförderten unterirdischen Revolution in seinen italienischen Provinzen zu erwehren, den Handschuh hinwarf, hing das Geschick der kleineren Staaten von dem Ausgange dieses Kampfes ab. Nicht auf dem Felde von Solferino aber ist der Würfel gefallen — er fiel in Villafranca. Nach Solferino hätte für die beiden gegen Oestreich Verbündeten die schwierigere Hälfte der Arbeit begonnen — Villafranca gab ihnen gewonnen Spiel. Der von Frankreich in und auf Italien gewonnene Einfluss ist nun allerdings nicht so dominirend gewesen, wie teutsche Patrioten befürchteten. Napoleonische Doppelzüngigkeit und Habsucht hat selber dafür gesorgt, indem sie die Abtretung Savoyens und Nizza's erzwang, ersteres eine Schmach für die Familie die sich nach ihrem ältesten Besitzthum nannte, letzteres eine Demüthigung für die italienische Nationalität. Italiens Grossmachtstellung hat jedenfalls das Gute gehabt, dass es sich von dem Nachbar nicht ans Gängelband nehmen liess. Dennoch hat es im J. 1870 an einem Haar gehangen, dass Italien, uneingedenk der Ereignisse von 1866, im französischen Interesse hunderttausend gegen Teutschland ins Feld stellte, nicht sowol weil das Land sondern weil sein Beherrscher Dienst mit Dienst vergelten wollte.

Der 27. April warf Toscana in die Arme Piemonts — der Tag von Villafranca band es fester. Ersteres war geplant und vorbereitet; der piemontesische Gesandte in Florenz, in dessen Wohnung die Entscheidung gefallen

war, acceptirte es sogleich als fait accompli und dankte dafür. Es wäre aber in jedem Falle dazu gekommen. Dritthalb Monate lang hing die Regierung des Landes von Turin ab, weckten die französisch-piemontesischen Fortschritte die stolzesten Hoffnungen der Freunde und Theilnehmer der Umwälzung, während sie den geringen Muth der Gegner völlig niederschlugen, kämpften Toscaner an Seite der Piemontesen, überwog die Meinung es sei von Restauration nicht mehr die Rede, schwirrten durch die Luft Stimmen von der Möglichkeit eines Napoleoniden, welchen niemand wollte. Wer erlebt hat, welchen Eindruck die Geschützsalven nach dem Tage von Solferino machten, begreift die Wirkung der Kunde von Villafranca und der dort stipulirten Rückkehr der Dynastie.

Gino Capponi sah in dieser Restauration ein Unglück. Er hielt sie aber auch für eine Unmöglichkeit. Er hat sich die Frage vorgelegt, ob, nach dem Vorgefallenen, ein Erzherzog beim besten Willen im Stande sein werde, unter thätiger Zustimmung des Volkes zu regieren, den Glauben an aufrichtige Betheiligung an dem Werke der nationalen Constituirung zu wecken und lebendig zu erhalten, ein wahrhaft italienischer Fürst zu werden. Er hat diese Frage in allen Punkten verneint. Er ist hinwider zu dem Schlusse gekommen, die Dynastie sei mit dem Lande fürder unverträglich, eine Restauration werde kein Vertrauen mehr wecken, keinen Boden mehr finden, sie werde bestenfalls eine abgeschwächte Wiederholung des letzten Decenniums sein. Was man schaffen werde, sei unhaltbar. Früher oder später werde man nochmals da stehn wo man am 27. April gestanden, und die Arbeit neubeginnen müssen. Wenn er angeblichen napoleonischen Absichten eines mittelitalischen Staates, die am Ende nur den Anschluss an Piemont gefördert haben, keine Bedeutung beimass, so trug dazu auch der Umstand bei, dass er aus der Unterhaltung mit dem corsischen Vertrauten des Imperators, Pietri, der zu geeigneter Zeit sich die italienischen

Dinge anzuschauen kam, den Schluss zog, ein solcher Plan sei nicht viel mehr als ein Gaukelspiel dieser camäleontischen Natur, von deren Beständigkeit er ebenso geringe Meinung hatte wie er deren Können nicht überschätzte. Zu allen diesen Betrachtungen gesellte sich bei ihm der Glaube, mit dem alten Toscana, „la Toscanina" wie er sich ausdrückte, sei's zu Ende. Die Bewegung der Geister habe die engen Ufer überflutet: die Strömung lasse sich nicht mehr eindämmen. Auch in dieser Beziehung sei die Restauration unmöglich. Man müsse neue Formen staatlicher Existenz finden. In wehmüthigem Rückblick, welcher am deutlichsten zeigte wie wenig er zu denen gehörte die das Alte geringschätzten, hat er dies wiederholt gegen mich ausgesprochen.

Neun Jahre nach den hier geschilderten Ereignissen hat er Lage und Stimmung jener Wochen in der Kürze geschildert. „Italien ist in dem Monat nach Villafranca entstanden, weil es mit einemmale dem lebendigen Theile der Nation in den Sinn kam es zu wollen, weil die vielfachen Hindernisse, äussere wie innere, nicht unüberwindlich erschienen, so wie man sie Stück für Stück betrachtete. Was der französische Kaiser wollte, wusste niemand. Er selber wusste es nicht recht, denn wenn am Ende dies Italien erstand, war es etwas Neues: man musste die alten Karten verbrennen und sich aufs Rathen verlegen. Unter uns gab es Männer welche wollten und schafften, aber es fehlte an gemeinsamer Richtung, bevor der Mann wieder auftrat, der diese Richtung zu geben fähig war. Cavour ist es dann gewesen, der allmälig Europa zur Einsicht brachte, ein zerrissenes Italien sei ein Aergerniss und ein Hemmniss, ein geeinigtes Italien kein Anlass zu Besorgniss."

Diese Ansichten und Erklärungen Gino Capponi's, schriftliche wie mündliche, gebe ich hier einfach wieder, ohne Bemerkung noch Discussion, überzeugt dass er nach langem ernsten ja schmerzlichen Nachdenken völlig mit sich einig

wie er innerlich vollkommen frei war. Kaum dürfte in ihm das Bedenken aufgestiegen sein, seine persönliche Lage könnte ihn an allseitiger Erkenntniss und richtiger Beurtheilung der wirklichen Zustände und Stimmungen hindern. Die meisten derer welche Capponi umgaben, keineswegs Alle, vertraten die Meinung, welcher er durch sein Votum das Siegel aufdrückte. Im Verlauf der Dinge hat man übrigens seiner Ansicht oder seinen Wünschen wenig Rechnung getragen, mochte er, durch sein Zartgefühl geleitet, in der Aeusserung derselben immer noch so scheu oder enthaltsam sein. Er hat nie Einfluss zu gewinnen gestrebt und ist ohne thatsächlichen Einfluss geblieben.

Aeussere Ehren, ja, sie haben ihm nicht gemangelt. Alle Orden des Königreichs welche Civilisten zutheil werden können, die Senatorswürde, die Ehrenpräsidentschaft des neubegründeten florentinischen Instituts für höhere Studien — er hat sie nicht geringgeschätzt, aber sein Lebenlang hat er auf Aeusserlichkeiten kein Gewicht gelegt. Die Theilnahme am Senat — ich schliesse hier die Erwähnung seiner spätern öffentlichen Thätgkeit an — hat er ernst genommen. Die Verlegung der Hauptstadt, die ihm sonst wegen ihres Ursprungs, ihrer Opportunität und ihrer voraussichtlichen Dauer Bedenken einflösste, hat er nicht nur als Florentiner, und weil ihm die Stadt mit ihrer ruhigen Haltung für legislative Versammlungen vorzugsweise geeignet schien, sondern auch aus persönlichen Gründen froh begrüsst. Sie bot ihm die Möglichkeit der Betheiligung am politischen Leben auf grösserer Schaubühne, eine späte und beschränkte Erfüllung vielmehr der Wünsche als der Hoffnungen seines frühen Mannesalters. Diese Betheiligung wurde ihm bald zur lieben Gewohnheit, der Ideenaustausch mit Landsleuten aus allen Theilen der Halbinsel, unter denen viele tüchtige Männer waren, mit Ministern und Diplomaten führte lebendige Anregung mit sich und brachte Abwechslung in seine stille Existenz. Die Salons des Senats in den Uffizien

sahen ihn oft, und ich fürchte dass er die bittern Klagen Bonaini's, dessen geistigem Gleichgewicht die durch Wegnahme dieser Räume erfolgte Dislocirung des Staatsarchivs den letzten Stoss versetzte, mit halbem Ohr vernommen hat, weil er für den Senat keine andere gleich geeignete Localität kannte.

An den Commissions-Berathungen hat er oft, an der Discussion nur ein paarmal theilgenommen. In der Conversation war seine Redeweise gemessen, so ruhig wie lebendig, überlegt, mit einer gewissen Fülle, nicht frei von Abschweifungen noch von Schwerfälligkeit die bei der gehobenen ungewöhnlich kräftigen Stimme in Monotonie zu verfallen drohte. Es fehlte ihm nicht an Lebendigkeit der Erwiderung vereint mit Raschheit der Auffassung, aber zur parlamentarischen Verhandlung, selbst in einer Versammlung wie eine erste Kammer zu sein pflegt, würde schon sein physischer Zustand ihn ungeeignet gemacht haben. Die wenigen von ihm gehaltenen Reden waren durchdacht und inhaltreich. In gewissem Sinne war er schon einmal aufgetreten, während Turin noch Hauptstadt war. Als der Siegelbewahrer im Spätherbste 1863 den Gesetzentwurf betreffend die Einführung der Civilehe nach französischem Muster einbrachte, richtete er an Gaetano de Castillia ein ausführliches Schreiben, das im Grunde eine Parlamentsrede ist.

Wie er zu dieser Frage sich stellen würde, konnte Niemandem zweifelhaft sein, der die sein Leben lang kundgegebenen religiösen Ueberzeugungen kannte. Seine Forderung war: Civilehe, doch verbunden mit kirchlicher Trauung. Dem Staate sein Recht, ihr Recht auch der Kirche. „Halten wir Rechte und Gewalten geschieden. Indem wir das souveräne und unbestreitbare Recht des Staates in Kraft erhalten, können wir die wahre Civilehe mit jenen Regeln und Formen bei uns einführen, über welche die Gesetzgebung zu bestimmen haben wird. Sie wird den Heiratsact bilden sofern das Gesetz dabei be-

theiligt ist, und insoferne dasselbe, ich sage nicht Befugniss und Recht, sondern Kraft und Vermögen hat, im Gewissen der Contrahirenden wie in der Meinung der Mitmenschen die Vorstellung zu erzeugen, dass dieser bürgerliche Act zwischen den beiden Theilen eine wahre und wirkliche Ehe constituirt. Damit aber eine solche Ehe bestehe, sage das Gesetz auch dass der bürgerliche Act nicht vollkommen ist so lange der religiöse sich nicht mit ihm verbindet, gemäss dem Ritus des Bekenntnisses der Brautleute. In unserer Legislation giebt es andere Acte, welche, obgleich ihrem Wesen nach vollständig und abgeschlossen, der legalen Gültigkeit entbehren, bevor ein secundärer Act ihnen Kraft verleiht. Mag in den Augen des Gesetzes letzterer immerhin als Form erscheinen, so kommt es darauf an dass diese Form eine substantielle sei. Denn im Bewusstsein aller Menschen und aller Nationen war und ist die Civilehe nichts als ein Contract, und wird nie etwas anderes sein; ein Contract welcher Normen und bürgerliche Wirkungen des ehelichen Zusammenlebens regelt, zwischen den Brautleuten jedoch kein wahrhaftes Band mit der Verpflichtung des bleibenden Zusammenlebens bildet. Ich spreche es offen aus: die blosse Civilehe ist vor der öffentlichen Meinung nichts als ein Concubinat. Sie kann nichts anderes sein. Stellt nicht eine legale Fiction dem Gewissen entgegen. Denket an Stellung und Würde der Frau: machet die Ehe nicht zu einem Contract, den ihr den übrigen Contracten des Gesetzbuchs anreiht. Zerstöret nicht die Grundprincipien auf denen die Verfassung des bürgerlichen Lebens beruht. Ersparet Italien, das so viele Schwierigkeiten zu überwinden hat, einen immensen Scandal, der vielleicht zu Anfang minder laut, in Zukunft unsere bürgerliche Gesellschaft schwächen wird, welche der Kraft und Einheit bedarf, um den Schlägen zu widerstehn die nicht ausbleiben werden."

Als er erläuterte, unter welchen Zeitumständen und Wirren die Civilehe in die napoleonische Gesetzgebung auf-

genommen worden sei, wie sie sich unter dem französischen Gesetz gestaltet, wie die protestantische Welt nicht an Entchristlichung der Ehe gedacht habe, da ahnte er nicht, dass im tiefen Frieden, ohne irgendeine Nöthigung, trotz ernster Warnungen, das protestantische Teutschland das traurige Beispiel solcher Entchristlichung geben würde. Eine Zerrüttung der Ehe wie überhaupt des Lebens, welche bei dem vielfach angefochtenen Fundament der protestantischen Kirchenverfassung und der geringeren Einwirkung der Geistlichkeit, in kürzester Zeit in eine Verwilderung ausgeartet ist, welche Familie wie Staat bedrohend zur Abhülfe mahnt, und vor welcher das katholische Volk zu seinem Glück auch in schlimmsten Tagen bewahrt blieb.

Als der Senat in Florenz tagte, ist er zweimal in demselben aufgetreten. Beidemale ist es in der römisch-päpstlichen Frage geschehen.

Inbetreff der weltlichen Souveränität, theilte Gino Capponi keineswegs den Standpunkt seines Freundes Balbo. Er hatte nicht gleich diesem Unnatur und Gewaltsamkeit napoleonischer Zustände in nächster Nähe zu einer Zeit kennen gelernt, in welcher die Eindrücke am dauerndsten zu sein pflegen. Er hatte nicht einen beraubten und gefangenen Papst und einen unter der Geissel der Willkür muthig ausharrenden Clerus im Mittelpunkt der katholischen Welt beobachtet wie der edle Piemontese, welcher bekannt hat, es sei für ihn ein grosses heilsames Moment gewesen, das seine Anschauungen für ein ganzes Leben bestimmt habe. Der Liberalismus der Restaurations-Epoche hatte Capponi's Anschauungen beeinflusst: die Uebelstände der weltlichen Papstgewalt waren ihm offenbarer als ihre guten Seiten, ohne dass er darum letztere ganz verkannt oder, wie wir sahen, den legitimen Ursprung in Frage gestellt hätte. Historischer Sinn und gründliche Studien bewahrten ihn davor, obgleich seine Beurtheilung der Sachlage in seiner spätern Zeit zu sehr den lediglich politischen Standpunkt einnahm. Hiebei zog er aber eine sehr

bestimmte Grenzlinie. Ein grösserer, von einem geistlichen Oberhaupte mit überwiegend geistlichen Kräften und unter überwiegend geistlichen Gesichtspunkten regierter Staat erschien ihm in dem modernen politischen System Europa's eine Anomalie. Aber er erachtete die vollkommene Unabhängigkeit dieses geistlichen Oberhauptes von irgendwelcher Gewalt für dessen kirchliche Stellung, Autorität und Ausübung seiner Pflichten unbedingt nothwendig.

Er wollte ihm Rom mit seinem Umkreise von jeder Fessel frei gewahrt wissen.

Es war eine Ansicht die er mit Vielen theilte, mochten immerhin die Modalitäten verschieden sein, unter denen die Einzelnen sich die Sache als möglich und erspriesslich vorstellten. Die Frage ist wiederholt praktisch an ihn herangetreten. Im J. 1860 ist er mit vielen Andern in den Irrthum verfallen, in der Haltung und den Massregeln Pius' IX., welcher gegen die seit der Umwälzung Neapels ihn und seinen Staat von beiden Seiten bedrohende Gefahr sich zu schützen genöthigt und verpflichtet war, eine Aggression gegen die schon grosse und mächtige piemontesische Monarchie zu sehen, und mithin die Ueberrumpelung und Wegnahme Umbriens und der Marken für gerechtfertigt zu erachten. Im J. 1869 hat er mit Allen die für Ehrlichkeit und Anstand in der Politik noch Verständniss bewahrten, den unter Connivenz des Rattazzi'schen Ministeriums in Scene gesetzten Garibaldi'schen Putsch, der mit Mentana endete, als völkerrechtswidrig getadelt. Er hat aber nicht beachtet, dass zwischen dem einen und andern Unternehmen kein principieller Unterschied bestand. Der teutsch-französische Krieg führte die Piemontesen nach Rom — die Kanonenschüsse, mit denen General Cadorna, zur Unterstützung der moralischen Aspirationen, Porta Pia demolirte, haben in Gino Capponi's Seele schmerzlichen Widerhall geweckt. Aber er hat es unterlassen sich selber zu sagen, dass dasjenige was er zugegeben, das was ihm

peinlich war als unvermeidliche Consequenz nach sich ziehen musste.

Nun hatte auch Rom die gewohnte Abstimmung, und der Mann der dem Könige von Italien das Ergebniss derselben überbrachte, war ein alter Bekannter Capponi's, sein Schicksalsgenosse im Mangel des Augenlichts, Michelangelo Caetani Herzog von Sermoneta. Der Repräsentant des mit den Colonna und Orsini ältesten der römischen Geschlechter, welche die päpstlichen Schlüssel ihrem Wappen beifügen, stellte sich an die Spitze derer welche das Aufhören der weltlichen Papstgewalt heischten. Ein bedeutender Mann, aber ein warnendes Beispiel einer verfehlten Carrière, oder, wenn man will, ungünstiger politisch-socialer Zustände. Mit lebendigem strebendem Geist, rascher Fassung, natürlicher Beredtheit, treffendem zugleich schlagfertigem und graziösem Witz begabt, gründlich gebildet, einer der eindringendsten und sinnreichsten Dantekenner, eine Künstlernatur welche seltnes Wissen mit feinstem und sicherstem Formensinn und reicher Erfindungsgabe verband, mit tüchtigen Eigenschaften im Privatleben und der anregendste Gesellschafter, so war der Sprössling des Stammes der einen der hochstrebendsten Päpste zu den Seinigen zählte. Die beständige Negation des specifisch römischen Witzes rächte sich endlich an dem, der diesen Witz gewandter als Irgendeiner zu handhaben verstand. Als die ersten Zeiten Pius' IX. ihn zum Antheil an der Verwaltung beriefen, erkannte er selber dass hier nicht seine Bestimmung war. Nachdem er an der Spitze der dem Papst-Könige feindlichen Römer einen andern König Roms proclamirt hatte, schaarte er sich in böser Stunde zu Malcontenten, die seiner Gesellschaft in jeder Beziehung unwürdig waren, und ihn zu niedern Zwecken gegen die Regierung misbrauchen wollten, welche er selbst herbeigerufen hatte. Es braucht nicht hinzugefügt zu werden, wie Gino Capponi eine Verirrung beklagt hat, die mit Michelangelo Caetani's Stellung und Haltung so schlecht stimmte.

Nachdem Rom sein Plebiscit formulirt hatte und nun die Berathung des betreffenden Gesetzentwurfs an den Senat kam, rieth er in einer am drittletzten Tage jenes Kriegsjahres gehaltenen Rede zur Vertagung der ganzen Frage. Die Rede möge hier folgen, weil sie seine Ansicht von der Sachlage vollständig ausspricht:

„Meine Herren Senatoren! Ich habe das Wort verlangt, um mich dem gestern von dem Senator Menabrea gemachten Vorschlage inbetreff des Aufschubs der Abstimmung über den auf das römische Plebiscit bezüglichen Gesetz-Entwurf anzuschliessen. Die Gründe, welche mich hierzu bewegen, sind, in der Kürze bezeichnet, zwei: die hohe Bedeutung der Sache, wie die Würde der Convenienz des Senats, welcher berufen ist, seinen mässigenden Einfluss geltend zu machen, namentlich bei Dingen von solcher Tragweite, deren Discussion mehr denn ein Mal, nicht durch Schuld Einzelner, sondern infolge der allgemeinen Sachlage, übereilt worden ist. Im Monat August trennten wir uns Alle in dem festen Glauben, dass nichts geschehen werde, als was der Moment unumgänglich erheischte, dass dies mit grösstem Ernst der Ueberlegung auf sittlicher Grundlage geschehen werde, und dass das Ministerium selbst es sich zum Gesetz mache. Heute sind wir zusammenberufen, über das römische Plebiscit abzustimmen. Es liegt mir ferne, irgend Jemand anzuklagen, das Ministerium anzuklagen, welches ich achte. Es giebt Lagen, an denen nicht dieser oder jener Schuld trägt. Hat man einen Weg eingeschlagen, so führt ein Schritt zum andern, eine Concession zieht eine andere nach sich, und eine Regierung wird nur zu leicht zum Misbrauch ihres eigenen Princips verleitet. In diesem Falle, so meinen Manche, befinden wir uns heute. Der Minister des Innern bezeichnete uns gestern zwei Motive, die mir ernst scheinen in ernster Sache: er wies auf Gefahren im Innern hin, auf Gefahren von aussen. Meine Herren, sprach er mit dem ihn charakterisirenden Freimuth, was wollen Sie? Wir hatten

Garibaldi, wir hatten Mazzini. Wir mussten Vorsorge treffen, wir mussten uns beeilen.

Diese ernsten Gefahren (ich citire die Worte) veranlassten uns zu dem, was als Verwegenheit erscheinen kann. Mit aller, so dem Manne wie dem Amte schuldigen Rücksicht bemerke ich, dass ein Minister des Innern Tag auf Tag eine Maschine zu lenken hat, deren Bewegung anhaltend, aber bisweilen rascher als gewöhnlich ist und Bedenken Raum geben kann, die ein solcher Minister zu berücksichtigen verpflichtet ist. Garibaldi und Mazzini konnten zu diesen gehören, und da der Minister des Innern inmitten aller seiner Tagesarbeiten diesen Garibaldi und diesen Mazzini vor sich sah, darf es nicht Wunder nehmen, wenn er ihnen eine Wichtigkeit beilegte, die sie in Wahrheit nicht haben. Ich gestehe, ich weiss nicht, welche Gefahr Mazzini uns brachte, den wir mit gleicher Leichtigkeit verhaftet wie befreit haben. Die Bewachung Garibaldis war mehr als hinreichend; jedenfalls konnten wir Truppen nach dem römischen Gebiete senden. Diese Truppen wären nothwendig für unsere eigene Sicherheit gewesen, nothwendig für die Bewahrung der Ruhe im Innern, wie dem Auslande gegenüber. Ich gebe dies bereitwillig zu; aber ich glaube auch, dass diese Truppen vollkommen hingereicht haben würden, jeden Anschlag eines Garibaldi oder Mazzini zu vereiteln, und dass es nicht nöthig war (ich wiederhole eine Phrase des Ministers) Porta Pia in den Grund zu schiessen. Man hätte Civitavecchia und Velletri, ja das ganze Gebiet militärisch besetzen lassen können ohne ernste Uebelstände.

Die Frage des Umfanges des weltlichen Gebietes der Kirche ist, wenn ich mich nicht täusche, mit nichten diejenige, welche uns, welche Italien und dem Auslande vorzugsweise am Herzen liegt. Wir hätten dabei kein Aergerniss gegeben. Die Schwierigkeiten, meine Herren, beginnen an den Thoren Roms. Hier kommt, in Wirklichkeit oder im Volksglauben, die päpstliche Unabhängigkeit ins Spiel.

Hier ist der Augenblick für uns Katholiken, für das katholische Italien, für die Millionen Katholiken in allen Theilen der Welt, auf welche auch solche Regierungen Rücksicht nehmen müssen, die keine Lust dazu haben. Hier liegt die Frage, welche die Katholiken politisch interessirt, welche viele derselben auch religiös interessirt, welche selbst die Freidenker nicht unbeachtet lassen können. Ich bemerke offen, das Verfahren des Ministeriums war hier durch keine wirkliche Nothwendigkeit bedingt. Den rechten Zweck konnte man mit geringerem Kraftaufwande erreichen.

Einen anderen Grund noch hat der Minister namhaft gemacht. Er hat auf den verhängnissvollen Krieg im Westen hingewiesen, gleichsam als hätten wir um deswillen mehr denn sonst für die eigene Sicherheit sorgen müssen. Ich wünsche Discussionen zu vermeiden, welche in die allgemeine Politik einschlagen, und frage bloss, ob unser Einzug in Rom in diesen Zeiten unsere Stärke gemehrt hat? Die einfache Anregung der Sache genügt mir. Der Minister gestand gestern, nicht der Einzug in Rom sei schwer gewesen: das Bleiben daselbst könne seine Schwierigkeiten haben. Diese Schwierigkeiten beständen in drei Punkten: Einwilligung des Papstes, reife Ueberzeugung der italienischen Katholiken, Zustimmung der fremden Mächte. Um aber diese Erfordernisse in der einzigen wünschenswerthen Weise zu erlangen, gilt es, eine vor allen andern wichtige Frage zu erledigen. Dies sind die von uns dem Papste zu stellenden Bedingungen, die Freiheit, kurz die Mittel zur Sicherung jener Unabhängigkeit, die wir verlangen und welche das Ministerium zu finden bestrebt ist. Da eine günstige Wendung der ganzen Angelegenheit nur von solchen Bedingungen zu erwarten steht, so wünschte ich die Besprechung derselben mit der Discussion des Plebiscits verbunden zu sehen. Da dies nicht geschieht, wäre ein Eingehen meinerseits in dieselben am ungeeigneten Orte. Das

grösste Hinderniss für diese Bedingungen besteht aber darin, dass wir nach Rom gegangen, dass wir genöthigt sind, dort zu bleiben. Vor Allem handelt es sich darum, dass nun in dieser Stadt zwei Häupter sind, ein geistliches und ein weltliches. Hiervon hängen alle Schwierigkeiten ab, denen wir begegnen. Es ist Thatsache, meine Herren, nur die Unabhängigkeit des Papstes sichert in Rom unsere Unabhängigkeit. So lange dieselbe nicht festgestellt ist, können wir, ich sage hier nichts Neues, Rom nicht moralisch, noch sicher besitzen. In der Stadt der Paläste werden Sie genöthigt sein, für sich Paläste zu suchen, aber alle werden niedriger sein als der Vatican, welchen Jahrhunderte mit jenem Hebel, der mächtiger als alle anderen ist, mit der Religion emporgehoben haben. Der Bewohner dieses Palastes kann Keinen über sich anerkennen — die Leere dieses Palastes würde erschreckende Einöde sein! Dies sind Dinge, um deren Beherzigung ich bitte, ohne länger bei denselben zu verweilen.

Nun bleibt noch die Frage unserer äusseren Stellung. Keiner kann mir sagen, dass sie uns rechte Sicherheit gewährt. Das Grünbuch hat mich keineswegs beruhigt; es hat mir nur gezeigt, dass unser auswärtiger Minister die Lage klar erkennt. Ueber unsere Zukunft hat es mir nichts gesagt, konnte es mir nichts Befriedigendes sagen. Es thut mir leid es aussprechen zu müssen: die Stimmung der europäischen Mächte gegen uns dünkt mich nicht besonders günstig. Wir haben eine Revolution durchgemacht, die uns einen Platz beim Bankett der Nationen verschafft hat. Die in den Dingen begründete Nothwendigkeit treibt uns nun zu Schritten, welche von Andern als specifisch revolutionär bezeichnet werden. Hierbei sind Kategorien von Individuen aufgetaucht, welche das conservative Europa zu fürchten pflegt, und die nicht geeignet sind, guten Ruf zu verschaffen. Dies gewinnt uns keine Freunde, kann uns keine gewinnen. Es kommt aber noch ein anderes Moment in Betracht, worüber mich zu äussern, mir noch

schwerer fällt. Um dieser heiklen römischen Angelegenheit willen werden wir, sicherlich ohne Schuld der Regierung, wegen einer gewissen Leichtfertigkeit, womit wir selbst die ernstesten Dinge behandeln, wegen Masslosigkeit in Worten, wegen unpassenden höhnischen Tons, im Auslande für ein leichtfertig irreligiöses Volk gehalten. Ein irreligiöses Volk aber, ich bedaure es sagen zu müssen, gilt häufig als etwas noch Niedrigeres. Wiederholt ist die Anklage gegen uns ausgesprochen worden. Gewisse Mängel unseres öffentlichen Erziehungswesens, worüber manche Familien klagen, sind dazu gekommen. Alles dies bildet einen Complex, der uns nicht zum Vortheil gereicht. Die Angelegenheit, die uns heute beschäftigt, hat dazu mehrfach Anlass geboten. Ich will die Vergangenheit nicht herbeirufen, bitte aber das Ministerium, die Sache ins Auge zu fassen, denn sie ist ernst genug. Den Senat bitte ich, seine ganze vermittelnde Autorität einzusetzen, denn keine Frage ist grösser, ergreifender, schicksalschwerer als die, welche uns in diesem Augenblicke vorliegt."

Die Stimme verhallte ungehört. Was Graf Cavour einst dem Heisshunger der Parteien hingeworfen, mehr noch um sich etwas Ruhe zu verschaffen, als weil er über die Ausführung ernstlich mit sich zu Rathe gegangen, nun wurde es Thatsache. Gino Capponi hat dann an der Berathung über das päpstliche Garantiegesetz theilgenommen. Er machte unter anderm auf die Inconvenienz ja Odiosität der Beschränkung aufmerksam, die das Gouvernement, indem es dem Papste vollkommene Unabhängigkeit in der Ausübung seines geistlichen Amtes zu sichern vorgab, durch Placet und Exequatur sich reservirte. Was er damals als unausbleibliche Consequenz bezeichnete, dass die Regierung dem vom Papst geweihten Bischofe Wohnung und Einkommen vorenthalten, das Volk aber, wenn er sich mit evangelischer Armuth begnügend erscheine, ihn in der Ausübung seines Hirtenamtes anerkennen werde, dies neue von der weltlichen Macht geschaffene Misverhältniss

hat er wiederholt erlebt. Mehre Fälle sind ihm nahegegangen, indem sie ihm bekannte würdige Prälaten betrafen. Nicht lange vor seinem Ende hat er es mit Freuden begrüsst, dass man bei der Wiederbesetzung des florentiner Erzbischofstuhls, Dank dem verständigen und versöhnlichen Geiste der Peruzzi'schen Communal-Verwaltung, ein Auskunftmittel fand. Denn er sagte sich selber, das florentinische Volk, seiner immensen Mehrzahl nach kirchlich gesinnt, werde es nicht ertragen, seinem geistlichen Oberhirten die Thore seines Palastes vor der Nase zuschlagen zu sehn.

Wiederholt habe ich ihm vorgehalten wie das alles so kommen müsse, wie die Consequenzen der Politik, der er mit manchen Andern ein „bis hieher und nicht weiter" zurufen zu können meinte, nothwendig zur Depossedirung des Papstes führen mussten. Ich habe ihm auch gesagt, wie dies Garantiegesetz, worauf er grossen Werth legte, die Negation der päpstlichen Unabhängigkeit und Autorität sei, und dass der Papst an das Fundament derselben selbst Hand anlegen würde, wenn er die Garantie annähme, und somit einem Staate, welcher immer er sei, eine Befugniss einräumte, wie Italien sie sich beimass. Was Italien heute dem Papste an Rechten zugestand, konnte es ihm morgen nehmen — die Geschichte hat nur zu sehr documentirt, in welchem Lichte weltliche Regierungen die mit dem heiligen Stuhl vereinbarten Abmachungen ansehen. Die von radicaler Seite gegen die vom Papste ignorirten Garantien versuchten Sturmläufe haben meiner Auffassung der Sachlage schwerlich Unrecht gegeben.

Die Sache ging Gino Capponi zu nahe, um ihm nicht die schweren Uebelstände der durch das Jahr 1870 geschaffenen Lage der Dinge zu offenbaren. Er ist immer der Ansicht geblieben, man hätte nicht nach Rom gehn sollen. Begreiflich ist jedoch, dass er ebenso die mit jedem Jahre sich steigernde Schwierigkeit — nach seiner Ansicht Unmöglichkeit — einer Aenderung erkannte,

und, nun man einmal dort, sich und Andere auf das beneficium temporis vertröstete. In seinen letzten Zeiten äusserte er auch wol, er habe nicht geglaubt, dass die Zahl der mit dem Hingehn Einverstandenen so gross gewesen sei. Es war jedoch ein Hysteron-proteron: er vergass dass er hier die nothwendige Folge von Beziehungen und Interessen aller Art vor sich hatte, wie die vollendete Thatsache des Besitzes sie von Tag zu Tag in steigendem Masse mit sich bringt. Hat doch, um nur Einen Umgestimmten zu nennen, der vormalige päpstliche Minister Terenzio Mamiani della Rovere, welcher als Mitglied der constituirenden Versammlung, der Mutter der Mazzini'schen Republik, Anfang Februar 1849 auf dem Capitol mit Emphase erklärte, in Rom könne nur der Papst oder Cola Rienzi herrschen, sich 1871 mit König Victor Emanuel im Quirinalischen Palast ganz leidlich zurechtgefunden.

Gino Capponi war kein Unitarier. Wenn seit Machiavell's Tagen etwas Unitarisches in der florentiner Luft gelegen hat, so war dies etwas Ideales das mit der Praxis nichts zu thun hatte. Er pflegte zu sagen, er habe in seinem langen Leben nur zwei Männer gekannt, welche, jeder auf seine Weise, an der Erfüllung der Geschicke Italiens in einheitlichem Sinne nie gezweifelt hätten, Manzoni und Mazzini. Die politische Strömung der Zeiten, in denen er an Politik regen wenngleich nicht selbstthätigen Antheil nahm, war diejenige welche Italiens Unabhängigkeit und Selbständigkeit als Endziel voranstellte. Mit Sehnsucht wartete er auf den Moment, wo das italienische Volk sich wieder Nation würde nennen können. Wir sahen wie bei ihm rechtlicher Sinn und politische Voraussicht der Betheiligung an den Bestrebungen widersprachen, die bis gegen das Jahr 1846 sämmtlich mit Carbonarismus und sonstigem Sectenwesen zusammenhingen. Das Jahr 1847 liess die föderative Idee dominiren, und er hat dieselbe auch praktisch mit allem Eifer zu der seinigen gemacht. Vom Frühling

1859 bis zur Proclamation des Königreichs Italien am 17. März 1861 hatte die Idee des Gesammtstaates sich mit der Aufeinanderfolge der Thatsachen naturgemäss entwickeln müssen. Die Thatsachen waren dennoch rascher fortgeschritten als die Anschauungen derer, welche die gewohnten Gesetze der Staatenbildungen inmitten dieser Ueberstürzung nicht aus den Augen verloren. Wie Gino Capponi die Dinge ansah, mögen die Worte eines Derjenigen sagen die ihm in seinen spätern Jahren nahestanden, Worte die im Namen des Senats an seinem Sarge gesprochen wurden. „Sein Greisenalter wurde durch das grosse Factum des geeinigten unabhängigen Italiens getröstet, das er von Jugend an in Gedanken geschaut hatte. Mit lebendiger Theilnahme sprach er über die gegenwärtigen und die künftigen Geschicke des wiedererstandenen Vaterlandes, und während er der Ansicht war, die Einheitsidee, als die einfachste, müsse alle Hindernisse besiegen, verhehlte er sich nicht die Gefahren, welche die neue Richtung des italienischen Gedankens auf Pfaden bedrohten, von denen er nicht glaubte dass sie zur wahren Freiheit führten."

Das Zeugniss Marco Tabarrini's ist unverfänglich. Es war eine neue Richtung. Was sie zunächst brachte, und was sich in steter Wiedergeburt der Irrthümer fortgepflanzt hat, war jedoch ein Dementi der Ansicht, die absolute Einheit sei das Einfachste. Gino Capponi erkannte sehr wohl, was in der fieberhaften Hast der Umgestaltung und Assimilirung Bedenkliches lag. Er erkannte es, als der Süden, mit Einschluss der immer particularistischen Insel Sicilien, mit Waffengewalt annectirt, und hiemit dem neugebornen, mit den grossen Schwierigkeiten der innern Organisation kämpfenden oberitalischen Staate ein Ferment zugeführt wurde, das sich heute, nach neunzehn Jahren, nicht minder gefahrvoll erweist, als zur Zeit wo man vor Capua und Gaeta allen völkerrechtlichen Begriffen Hohn sprach. Er erkannte es, als urplötzlich in Turin die Meisterhand

fehlte, die seit Jahren all die Fäden so kunstreich verschlungen, mit Geist, Schlauheit, Kühnheit, Energie die Dinge geleitet hatte. Er erkannte es als ein Ministerium nach dem andern, trotz der Fähigkeiten und des redlichen Willens Einzelner, Mangel an Initiative wie an Consequenz nebst der Unfähigkeit, das Gleichgewicht im Innern herzustellen und die üppiger aufschiessenden Parteien zu beherrschen, offenbarte, während das specifische Piemontesenthum auf der ganzen Halbinsel immer unbeliebter wurde. Er ermass die Schwierigkeiten der Lage. Aber er kam nicht dazu sie aus ihrer Quelle, der Permanenz der siegreichen Revolution herzuleiten, glaubte zu sehr an die Wirksamkeit politischer Axiome, machte sich Illusionen über die Dringlichkeit von Gefahren, weil sein gerader Sinn sich von den ins Werk gesetzten Schlechtigkeiten und der dadurch erzeugten Demoralisation keinen entsprechenden Begriff machte. Er hat in seiner letzten Lebenszeit die steigende Macht des Radicalismus und die zunehmende Schwäche der durch eine Menge von Eifersüchteleien gelockerten sogenannten Moderirten wohl erkannt, und geahnt, dass Ersterer Letzteren das Heft aus der Hand nehmen würde. Aber er hat die Zähigkeit und die Hülfsmittel des Radicalismus unterschätzt und all das Unheil nicht berechnet, womit dessen Herrschaft Land und Volk bedrohte.

Die Ansicht, die Einheitsidee sei die einfachste, ist mir, ich gestehe es offen, immer wie das Zweimal zwei macht vier vorgekommen. Die Schwierigkeiten einer italienischen Conföderation lagen allerdings auf der Hand, Schwierigkeiten unter denen der Dualismus der beiden grossen Staaten und die Stellung des Papstes, selbst im Fall des Aufhörens aller Fremdherrschaft nicht die geringeren waren. Aber ich hielt sie für geringer als die aus der Ueberstürzung der einheitlichen Constituirung entsprungenen Unverträglichkeiten und Uebelstände, wie ich denn nicht glaube dass ein Volk seine Geschichte ungestraft auf den

Kopf stellt. Was immer die Zukunft in ihrem Schoose bergen mochte, die Gegenwart, so schien es mir, hätte sich bei der Bundes-Einheit am besten befunden. Das Bundesverhältniss, welches die, nicht wie in Teutschland an Zahl übermässigen Territorien mit den meist durch die geographische Conformation vorgezeichneten Grenzen wahrte, hätte die gesammte Nation zustimmend gefunden. Es hätte geeint und versöhnt, statt die Gewissen schwer zu bedrängen, hunderttausende der Redlichsten zu verletzen und zu entfremden, und so die Nation moralisch zu schwächen, Factionen jeder Art zu schaffen oder zu verstärken, den Süden in seinem Innersten umzuwühlen. Es hätte vermieden, die materiellen Interessen zu schädigen, das Land der Projectenmacherei und dem Schwindel zu überliefern und durch grenzenlose Verschleuderung zu ruiniren, eine Menge bewährter Institutionen zu vernichten, die Bedeutung und den legitimen Einfluss mehrer grossen Centren zu mindern, unversöhnte (hoffentlich nicht unversöhnliche) Antipathien hervorzurufen oder zu verschärfen. Das Bundesverhältniss würde die Stellung des Gesammtlandes nach aussen hin würdig zu repräsentiren, seiner militärischen Sicherheit zu entsprechen vermocht haben. Es würde in den Einzelvertretungen den berechtigten particulären Bedürfnissen vollständiger genügt, hunderte von Fragen geklärt, die Gesammtvertretung vor chaotischer Zusammensetzung und somit vor der Zerklüftung bewahrt haben, welche die parlamentarische Thätigkeit des jungen italienischen Gesammtstaates ebensowie seine oberste Verwaltung mit Impotenz geschlagen und der ganzen Welt zum warnenden Beispiel hingestellt hat.

Sollten die hier geäusserten Ansichten als feindselig gegen Italien gescholten werden, es würde mich nicht beirren. Niemandem, namentlich Gino Capponi nicht, habe ich sie verhehlt, nicht vom Standpunkt des praktischen Politikers sondern von dem des Historikers aus, und ohne unter der zwingenden Macht vollendeter Thatsachen, von

posthumer Verwirklichung dessen zu träumen, was mir, und ich glaube Vielen mit mir, als das am meisten zum Heil Italiens Führende erschienen war.

Noch eins aber. Findet Italien in der politischen Form die es sich gegeben hat, Frieden und Glück, Festigkeit und Grösse, ich will mich dessen freuen aus tiefer Seele.

Hoc erat in votis.

Vierter Abschnitt.

Letzte Lebensjahre.

1.

Beginnende Umgestaltung.

Der späte Lebensabend war angebrochen. Gino Capponi war siebenundsechzig alt, als die grosse Umwälzung begann, und während körperliche Gebrechen sich mehrten, traf ihn Schlag auf Schlag. Seine Familie wurde schwer heimgesucht. Im Februar 1860 starb sein älterer Schwiegersohn später der andere, mehre Enkel und Urenkel folgten. Endlich erschütterte ihn aufs tiefste ein Verlust anderer Art. In der einzigen ihm gebliebenen Tochter kam die in der Familie ihrer Mutter erbliche krankhafte Seelenstimmung nach langem wiederholten Drohen zum Ausbruch und entzog sie dem Umgang mit Vater, Kindern, Freunden, denen sie mit ihrem Scharfsinn, mit treffender Beobachtungsgabe und vielseitigem Wissen zur Seite gestanden war. Den Seinigen mit rührender Anhänglichkeit zugethan, empfand er die Verluste aufs schmerzlichste. Er hatte nichts als die Stimmen von Kindern vernommen, auf deren Haupt er die Hand legte — die Stimmen verstummten und es schlossen sich frische Gräber. Von den alten, selbst von den jüngern Freunden ward Einer nach dem Andern abberufen. Wenn man alt wird, sagte er, stirbt man stückweise. Er vereinsamte nicht. Familienglieder und Freunde

schlossen sich ihm umso enger an, in seinen letzten Jahren ist sein Haus vielleicht geselliger als früher gewesen.

Auch brachte das Jahr der Umwälzungen ihm einen grossen Trost. Im Lauf desselben kehrte Niccolò Tommaséo nach Florenz zurück. Er war siebenundfünfzig alt, als er wieder in die Stadt einzog die er als Einunddreissigjähriger verlassen und nur einmal, 1847, auf kurze Zeit wiedergesehen hatte. Nach wechselreicher Fahrt lief er wie in den Hafen ein: er hat das Haus nicht wieder verlassen welches Vieusseux für ihn wählte, am obern Lungarno, gegenüber dem Hügel von San Miniato. Vieles hatte er erlebt. Nach längerm Verweilen in Paris war er nach Corsica gegangen; es war französische Herrschaft aber italienischer Boden. Früchte dortigen Verweilens sind die corsischen Volkslieder und die Briefe Pasquale's de' Paoli, eine reichhaltige Quelle für die Geschichte des 18. Jahrhunderts mit ausführlicher Einleitung. Tommaséo war ein scharfsinniger Beobachter von Menschen und Zuständen, voll origineller, oft wahrer, nicht selten speciöser ja paradoxer Ansichten und Urtheile, ein pikanter Erzähler — Historiker war er nicht. Ihm fehlte die Gabe der ruhig consequenten Entwicklung der Thatsachen wie der objectiven Betrachtung der Ursachen. Er konnte sich weder gewagter Sprünge enthalten noch der ebenso gewagten Einmischung subjectiver Anschauungen, auch wo es sich um Darlegung und Erläuterung fremder Ansichten handelte, welche somit begreiflicherweise eine fremdartige Färbung erhielten. So ist es ihm in einer sonst schönen und interessanten Arbeit ergangen, in der umfassenden Einleitung zu den Briefen der heiligen Caterina von Siena (1860), deren neuen Druck Capponi, welcher die demüthige und starke Tochter des Volkes den einzigen Mann der Restaurationszeit des avignonischen Papstthums nannte, mit lebhafter Freude begrüsste. Wir werfen hier manchen Blick in Wesen und Eigenthümlichkeit einer gleich aussergewöhnlichen wie anziehenden Persönlichkeit und gährender

Zeit, ohne uns dem Zweifel entziehn zu können ob die schwärmerische und doch in ihrer Energie klare und praktische Dominicanerin und die zwischen frommer Obedienz und keckem Ungehorsam getheilte Epoche sich in ihrer Charakteristik immer wiedererkennen würden.

Die bei Kaiser Ferdinands lombardischer Königskrönung im J. 1838 verkündete Amnestie hatte Tommaséo in seine Heimat zurückgeführt, erst nach Sebenico, dann nach Padua und Venedig, wo er sich niederliess. Hier entwickelte er die erstaunlichste Productivität, Aelteres überarbeitend und sammelnd, Neues in Masse schaffend, das Verschiedenste umfassend, einen die Quellen der theologischen und philosophischen Anschauungen Dante's erläuternden Commentar der Divina Commedia und die Volkslieder-Sammlungen aus Heimat und Wanderjahren, Schriften über Erziehung und Schilderungen der Euganeischen Hügel. Ein so lebendiger Geist konnte der Bewegung von 1847 nicht ferne bleiben; ein so eigenthümlich constituirter Geist musste Bahnen einschlagen, die sich mit den dominirenden Tendenzen oft kreuzten. Zehn Jahre vorher hatte er in einem anonymen Buche, einer angeblichen Sammlung inedirter Schriften Savonarola's, das Erscheinen eines Papstes verkündet, der zu den Völkern sprechen würde: „Zum Segnen bin ich berufen, den Segen kann ich nicht hindern." Eines Papstes dessen Stimme, im Bewusstsein seiner Kraft, stärker sein würde als alle Waffen der Welt, wenn er das Gesetz der Liebe zu predigen, das Evangelium zu lehren, die Worte seiner eignen Vorgänger zu bewahrheiten käme, denen (so schien es ihm) nicht blos in weltlichen Dingen sondern in der kirchlichen Verfassung je nach dem Bedürfniss das Abwägen, Ausgleichen, Mildern zustehe. Er stellte die Religion als Fundament der Freiheit auf, die Pflicht als Wurzel des Rechts, als Gewähr des Gelingens nicht Hass und Verachtung, nicht Sucht nach Genuss und Reichthum, nicht Grossthun und Verschwörungen, sondern moralische Kraft und Opferwilligkeit, strenge Disciplin und Eintracht,

Arbeit und würdevolle Demuth. Als Heilmittel gegen eingewurzelte Uebel, verbesserte Erziehung welche nicht blos den Geist, sondern das Herz bildet, den Körper stählt; Wiederbeleben der municipalen Institutionen, nicht Bruch mit den Traditionen sondern Wiederanknüpfen an deren Ursprung zur Erfüllung der Hoffnungen von der Zukunft, zur Sicherung der wahren Civilisation, welche nicht in den Gesetzen sondern in den Gewohnheiten des Lebens und Wirkens besteht. So hatte Niccolò Tommaséo geschrieben als er noch in Frankreich das Brod des Exils ass.

Im J. 1847 ging er nach Rom, dem Papste seine Ehrfurcht zu bezeugen, und bei dieser Gelegenheit sah er auch die florentiner Freunde wieder. Nach Venedig zurückgekehrt, gerieth er in neue Conflicte. Die Gelehrtenversammlung hatte Oel ins Feuer gegossen. Eine Motion zur Erlangung der Pressfreiheit führte ihn in eine Untersuchungshaft, aus welcher ihn der Aufstand im Frühling 1848 befreite, um ihn zum Mitglied der provisorischen Regierung dann zum Unterrichtsminister zu machen. Ein Gegner der Vereinigung der neuen Sanct-Marcus-Republik mit Piemont, weilte er als Vertreter dieser Republik mehre Monate lang in dem einst ihm so wohlbekannten und nun so umgewandelten Paris. Seine Thätigkeit in dieser leidenschaftlich bewegten Zeit ist verschiedentlich beurtheilt worden — ob sein College Manin ihn jemals ernstlich acceptirt hat, ist fraglich. An seinem Patriotismus und gänzlichem Mangel an Selbstsucht hat auch damals niemand gezweifelt. Die Capitulation Venedigs führte ihn, den mitleidenden Zuschauer von Belagerung und Vertheidigung nach Corfu, wo er auf verwandtem Boden, von venetianischen Traditionen und den unvertilgbaren Zeugnissen italienischer Cultur umgeben, fünf Jahre gelebt hat. Mehre Bände „Schriften des zweiten Exils“ sind dort entstanden. Mit einer Ionierin verheiratet, nach den Küsten Italiens blickend, die das Auge dessen sucht welcher am olivenreichen Weststrande der Insel das tiefblaue Meer

zu seinen Füssen hat, vergass er der eignen Heimat nicht. Im J. 1854 siedelte er nach Turin über, wo piemontesische Gastfreundschaft ihm seine Opposition von 1848 nicht anrechnete. Hier begann das Augenleiden, das sich mit der Zeit bis zu fast völliger Blindheit steigerte. Im Herbste 1859 kam er in Florenz an, und in fünfzehnjährigem beständigen Umgange haben die alten Beziehungen zu Gino Capponi sich immer fester und fruchtbarer gestaltet.

Das ereignissschwere Jahr schritt vorwärts. Nach der Aufregung des Frühlings und der ersten Sommerwochen trat etwas mehr Ruhe ein. Wenn mit dem Züricher Friedensschluss, der die Rechte der Depossedirten einfach reservirte und Piemont freie Hand liess, die Lage sich nicht klärte und das trügerische Memorandenspiel zwischen Turin und Paris ungestörten Fortgang nahm, so hatte die Bewegung doch ihren acuten Charakter verloren, und war in ein dilatorisches Studium getreten, ohne von Direction zu wechseln. Zu Anfang October ging Gino Capponi wie gewöhnlich nach Varramista, wohin ich ihn mit Ampère, Capei, Vieusseux begleitete. Es war die angenehmste Villegiatur, Ampère in seiner liebenswürdigsten Laune, Politik so viel als möglich ausgeschlossen. Der Winter wurde infolge des schon berührten, nach langer Krankheit erfolgten Todesfalls für Capponi zu einem äusserst traurigen. In der Arbeit suchte und fand er Beruhigung und Ermunterung. Endlich fiel das Loos über die Geschicke Toscana's. Am Sonntag dem 11. März 1860 fand die Volksabstimmung statt. Nicht zwischen Piemont und dem alten Herrscherhause stand die Wahl frei — das alte Herrscherhaus war beseitigt — sondern zwischen Piemont und einem nebelhaften „Separatstaat", von welchem niemand sich eine Vorstellung machte noch zu machen kümmerte. Am ersten Frühlingstage reiste Baron Ricasoli nach Turin, dem Könige Victor Emanuel die Wünsche des toscanischen Volkes zu überbringen. Am Abende des folgenden Tages verkündeten

Artilleriesalven die Annahme. Am 16. April war der König im Palast Pitti.

Am 20. April brachte ich mit Pietro Capei die letzten Stunden bei Capponi zu: zwei Tage darauf schied ich von Florenz nach Beendigung meiner Mission welche beinahe neun Jahre gewährt hatte — für mich, abgesehn von dem schweren über meinen guten König hereingebrochenen Geschick, bis zum vorausgegangenen Frühling eine glückliche Zeit.

So schwankend auch immer in den letzten Monaten die politischen Zustände sein mochten, Gino Capponi hat nie ernstlichen Zweifel an dem Ausgange gehegt. Die nach Villafranca zum Durchbruch gekommene Strömung erachtete er für stärker als alle Schranken, welche er doch nur in den Tuilerien sah, wo man sich mit der schon in Plombières stipulirten Bezahlung für geleistete Hülfe abfinden liess, während im Lande nirgend activer Widerstand sich kundgab, und es sich bei den langwierigen Verhandlungen über Regentschaft und Commissariate um kaum anderes als Formalitäten handelte. Die Ruhe womit Baron Ricasoli, eine Zeitlang wenn nicht dem Namen nach doch in der That Dictator, das Annexionswerk betrieb, machte Eindruck auf ihn. Im schmerzlichen Rückblick auf sein eignes stürmisches Ministerium lieh er wol dem Bedauern Worte, dass es ihm damals nicht gelungen eine solche Kraft für sich zu gewinnen. Er hatte Recht, nur hätte unter damaligen Umständen derselbe Mann solche Dienste auch nur annähernd zu leisten nicht vermocht. Der Grossherzog hätte seine Natur wechseln müssen, um mit ihm auszukommen.

Die von Bettino Ricasoli im J. 1859 an den Tag gelegte Consequenz machte ihm einen Namen. Sein turiner Ministerium hat den Ruf gemindert. Ricasoli ist kein Staatsmann. Selbst unter den Talenten zweiten Ranges die nach Cavour's Tode mit einander im Präsidium wechselten, ist seine Stellung keine hervorragende. Das zu sein

wofür man ihn ausgab, fehlt ihm fast Alles mit Ausnahme der Festigkeit des Vorsatzes. Allerdings eine treffliche Eigenschaft, die wohl dazu dienen konnte, auf einem von allen Seiten offenen Terrain wie das toscanische war, über thatenlose Antipathien, kleinliches Gezänke und Eifersüchteleien namentlich unter den Collegen sich hinwegzusetzen, sich durch französische Tergiversationen und ostensible piemontesische Reticenzen nicht beirren zu lassen, sondern ruhig auf ein Ziel hinzusteuern, von dem er wusste dass es das in Turin erstrebte war, auch wenn man es nicht offen bekannte, während Mazzini'sche Umtriebe ihm keine ernsten Sorgen zu bereiten brauchten. Hierin, und in der nicht schweren Berechnung, dass die allgemeine politische Lage ihm freie Hand liess, kein anderes Project beim Todtgeborensein der Stipulation von Villafranca und Zürich eine mögliche Chance hatte, liegt die Erklärung von Ricasoli's Success. Seine Festigkeit des Vorsatzes wird jedoch durch keine staatsmännischen Eigenschaften unterstützt, am wenigsten durch solche welche in stürmischen Zeiten und in grossen Positionen zur Leitung erforderlich sind. Ricasoli's Blick ist scharf, aber nach Einer Richtung hin. Er besitzt ebenso wenig Gesammtübersicht wie Combinationsgabe und Accommodationsvermögen. Bis zum Jahre 1847 ohne Antheil an öffentlichen Dingen, hatte er seine politischen Ideen meist von seinem Freunde Salvagnoli empfangen, ohne dieselben mit dessen Versatilität zu versetzen. Gleich manchen andern improvisirten Politikern der Zeit, hatte auch er damals mit den landläufigen Vorstellungen an die Regierung, gutgemeint und unpraktisch, begonnen. Als im folgenden Jahre Capponi seine Unterstützung nachsuchte, hatte er abgelehnt.

Bedeutende administrative Kenntnisse hat Bettino Ricasoli nicht an den Tag gelegt. Die Finanzverwaltung der von ihm geleiteten Regierung, welche der grossherzoglichen das Zeugniss grösster Ordnung und Regelmässigkeit ausstellte, störte sogleich das sorgsam bewahrte Gleichgewicht.

Sie trägt ihren Theil der Schuld an dem nachmals über die Hauptstadt hereingebrochenen Ruin, durch anderweitige Verwendung von Geldern welche zur Abtragung einer dieselbe drückenden Schuld bereit lagen. Er ist auch einer derer gewesen, die über der Erreichung des Hauptzwecks alle Rücksicht auf die speziellen wohlbegründeten Interessen des Landes ausser Acht gelassen haben. Sein Charakter als Staatsmann war wie sein Charakter als Privatmann, schroff und herrisch, unabhängig, durchaus ehrenhaft aber unbequem, dabei ohne genügende Kenntniss so der innern Verhältnisse wie der auswärtigen Beziehungen. Positive wie negative Eigenschaften, welche, als er nach dem gewandten, geschmeidigen, heitern, geistvollen Cavour in Turin das Präsidium übernahm, zwiefach auffallen mussten, und selbst unter normaleren Umständen seiner Thätigkeit ein kurzes Ziel gesteckt haben würden. Dem moderirenden toscanischen Element hat er nur einmal Geltung verschafft — es geschah in der Behandlung kirchlicher Angelegenheiten, worin er einen verständigen Weg einzuschlagen begann, der nicht verfolgt worden ist.

Capponi und Ricasoli sind einander persönlich nicht nahe getreten: sie waren zu verschiedene Naturen. Ein anderer Mann aber, der unter den improvisirten Staatsmännern des Königreichs Italien eine Rolle gespielt hat, schloss sich Ersterm immer enger an. Sein Name ist mehrmals genannt worden: Carlo Matteucci. Er war zu Forlì geboren, Sohn eines Arztes. Nachdem er zu Bologna Naturwissenschaften, namentlich Physik studirt, ging er 1829 nach Paris, verliess die französische Hauptstadt kurz vor dem Ausbruch der Juli-Revolution die schon in den Köpfen der lernenden Jugend spukte, aus welcher viele derer hervorgingen welche Casimir Delavigne, ein Dichter und kein Seher, als „ces vieux généraux de vingt ans“ besang. Seinem guten Glück verdankte er's, wenn er, mit der Mehrzahl der Häupter des romagnolischen Aufstands vom Februar 1831 bekannt, sich von Betheiligung freihielt

und von den darauf folgenden scharfen Repressivmassregeln unbehelligt blieb. Seine Lage und Stimmung waren darum nicht heiter. Bemühungen mancher Art sich eine Stellung zu verschaffen, schlugen fehl. Während seine gelehrten Arbeiten ihm namentlich im Auslande einen Namen machten, steigerte sich seine Ungeduld über die Beengung häuslicher Verhältnisse. Im Sommer 1834 in Florenz, wo er Capponi und dessen Kreis kennen lernte, sehnte er sich nach einer Professur in dem als Italiens Eldorado gepriesenen Lande. Als endlich 1840 der Lehrstuhl der Physik zu Pisa frei ward, wählte der Grossherzog Matteucci, wozu eine warme Empfehlung Alexanders von Humboldt, der ihn 1837 in Paris kennen gelernt hatte, nicht wenig beitrug. „Professor Matteucci", schrieb Leopold II. lange nachher an den berühmten Gelehrten durch den nach den arktischen Regionen entsendeten Botaniker Filippo Parlatore, von Ihnen empfohlen, ist ein eifriger und glücklicher Erforscher der Natur, der die Wissenschaft fördert und Instrumente baut, welche ihr ihre Geheimnisse entlocken. Eben jetzt steht er im Begriff wichtige Entdeckungen zu machen."

Der von dem Grossherzoge an Matteucci's Arbeiten genommene Antheil war lebendig und ungeheuchelt. Es hat nicht an dem Souverän gelegen, wenn das persönliche Verhältniss nachmals nicht dasselbe blieb, während Matteucci nie über die Regierung zu klagen gehabt hat. Er war von einer innern Rastlosigkeit beherrscht, die mit reizbarem Nervensystem zusammenhangend sich mit der Zeit krankhaft steigerte, und auf seinen Lebensgang wie auf seine wissenschaftlichen Leistungen störend eingewirkt hat. Nicht nur dominirte ihn diese Unruhe in den Jahren, als er nach einer ihm zusagenden Stellung strebte und sich mit allerlei Expatriirungsgedanken trug. Als die Stellung erlangt, seine Bahn klar vorgezeichnet war, brachte der leidige Hang zur Einmischung in die Politik ihn aus dem Gleichgewicht. Es war Schade, denn er war ein Mann vielseitigen Wissens

und gewandter Mittheilung. In seinen elektro-physiologischen Untersuchungen, denen er sich namentlich in frühern Jahren vorzugsweise widmete, gerieth er in vielfache Meinungsverschiedenheiten, erst mit Leopoldo Nobili dann mit Emil Dubois Reymond; sein nach langer Discussion mit dem Berliner Gelehrten abgelegtes offnes Geständniss seines Irrthums hat seinem Rufe nicht geschadet. Er hat kein grösseres Werk vollendet, aber keiner seiner Landsleute, Macedonio Melloni ausgenommen, hat so lebendigen und für seine Heimat fruchtbaren Wechselverkehr mit der auswärtigen Gelehrtenwelt unterhalten, wovon seine zahlreichen Beiträge zu französischen und englischen Sammlungen und Zeitschriften, denen sich die italienischen anschliessen, und seine zum Theil intimen Beziehungen zu Faraday, Orfila, Arago, Humboldt, Daniell, Agassiz u. M. Zeugniss ablegen.

Auch ihn ergriff mächtig die 1846 in Pisa beginnende Aufregung. Anfangs war er besonnen genug einzusehn, wohin all der Lärm und Festjubel führte. Aber schon sprach auch er auf dem Katheder statt von Physik von Politik, wenngleich noch im moderirenden Sinne, und liess drucken, die Regierung habe nur noch Einen Weg, die Creirung einer Nationalvertretung. Zu Anfang 1848 gehörte er zu den Ungeduldigen über deren Drängen Capponi klagte, und als dieser sich redlich mühte die für Toscana passende politische Form zu finden, schrieb Matteucci: „Bewirkt eine Revolution, keine Reform, und bewirkt sie rasch — denkt an Italien und nicht an Toscana allein!“ Es ging überhaupt seltsam zu in Pisa. Der Professor der Anatomie, Carlo Pigli, begann eine Vorlesung über das Herz indem er von den äussern Einwirkungen und von den Affecten sprach die dessen Zustände bedingen, stand mit einem Sprunge mitten im Thema von Knechtschaft und Freiheit, und declamirte einen Dithyrambus auf letztere unter dem Beifallsturm der Zuhörer die auf solche Weise Anatomie studirten. Der eloquente Professor war einige

Monate später guerrazzi'scher Gouverneur von Livorno und verschwand in der Fremde. Matteucci sah sehr wohl ein wie schwach es mit den Mitteln stand, über welche Toscana im Fall eines Losbruchs verfügte. Als aber der März 1848 den Losbruch herbeiführte, war auch er auf die Aufforderung eines tumultuirenden Haufens, mit oder ohne Bewilligung der Regierung in den Krieg zu ziehen, nach wenigen Stunden mit einem Studenten-Bataillon bereit. Die Regierung bestellte ihn nun zum Civilcommissar bei der Mannschaft: als solcher bewirkte er die Annexion von Massa-Carrara. Die vom Ministerium Ridolfi ihm ertheilte Instruction war ein Meisterstück der mit allen Cautelen verbrämten Sucht nach fremdem Gut mitsammt der Besorgniss, Piemont könne das Prävenire spielen, Alles im Namen des „Ottimo Principe" den man unvermerkt die schiefe Ebne hinabgleiten liess um ihn dann stecken zu lassen.

Hiemit begann Matteucci's politische Laufbahn. In demselben Jahre hat Gino Capponi ihn auf derselben weitergefördert, indem er ihn nach Frankfurt sandte, auch er im Irrthum befangen, zu politisch-diplomatischer Thätigkeit bedürfe es keiner Schule noch Praxis, und ein Professor der Physik oder ein tüchtiger Landwirth sei ein Legatus natus. Diese neue Carrière hat Matteucci bis 1849 wie seit 1859 nach Mailand, nach Teutschland, nach Gaeta, nach Turin, nach Paris geführt. In seiner Passion dafür glaubte er überall sein zu müssen, ohne zu fragen ob seine Gegenwart opportun war. An Alle, an Staatsdiener und Souveräne schrieb er, sich erschöpfend in Ausführungen und Rathschlägen. Mit Mühe erwehrte Graf Cavour sich im J. 1860 seiner fieberhaften Ungeduld, als er die römische Frage mit Pius IX. durchaus erledigen wollte. Uebrigens leuchtete ihm damals sehr wohl ein, dass „mit Lamoricière's Leuten uns herumzuschlagen, nichts Schönes sein und Europa wenig behagen würde". Zwei Jahre später, als Europa nicht mehr an Lamoricière's Leute dachte, Graf Cavour zu frühe für seine Schöpfung, zur

rechten Zeit für seinen Ruhm zur Ruhe gegangen, seine Erbschaft für Alle zu schwer war, erlangte Matteucci was lange sein wacher Traum gewesen, das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts.

Keiner der zahlreichen Minister, die das Königreich Italien für dies Fach verbraucht hat, ist mit umfassenderen Reformplänen, den Früchten vieljährigen ernsten Nachdenkens und aufmerksamer Beobachtungen in manchen Ländern, praktischer Erfahrungen in der Heimat, an seine Aufgabe herangetreten. Wenige, wenn überhaupt Einer, sind auf solchen Widerstand gestossen, sei es dass die Umgestaltung des vielköpfigen Universitätswesens, wobei ihm namentlich teutsche Muster vorschwebten, sei es dass der Gymnasialunterricht und die Volksschule in Betracht kamen. Die Hast seines Schaffens, bei der Vielseitigkeit der Aufgabe und den grundverschiedenen, die Schwierigkeiten verdoppelnden Bedingungen und Bedürfnissen, Mitteln und Traditionen in den verschiedenen Provinzen, ist ihm im Wege gestanden. Zu rechter Entwicklung irgendeines Theiles ist es nirgend gekommen — wer wird ihm aber einen Vorwurf machen, bei der Erwägung, wie wenig heute, fast zwei Decennien später, im Unterrichtswesen erreicht ist? Trotz guten Willens und Thätigkeit, vermochte Matteucci nicht zu erreichen, was Capponi einmal als nothwendig bezeichnete: die Ideen innerhalb des Kreises der Thatsachen unterzubringen. Diese in Allem unerlässliche Oekonomie hat ihm immer gefehlt. Aber Capponi hat mit Recht an ihm gerühmt, dass keiner seiner Collegen sich von Systemsucht freier gehalten, sich mehr auf Erfahrung, freilich überwiegend fremde, gestützt habe, dass er der „grausamen farbenwechselnden Pedanterei der Secten fern geblieben sei, weil er erkannte dass bei allen Parteien Wahres ist, die Uebertreibung aber eben vom Parteiwesen herrührt." Matteucci's Ministerium hat nicht ein Jahr gewährt — sein florentiner Freund war der Ansicht, er sei mehr als ein Anderer im Stande gewesen,

dem Unterrichtswesen eine zum Einsammeln von Erfahrungen für die Zukunft geeignete Gestalt zu geben, wäre er länger im Amte geblieben. Fünf Jahre später, am 24. Juni 1868 ist er, erst siebenundfünfzig alt, auf einer Villa bei Livorno einem ihn längst bedrohenden Herzleiden erlegen. „Seine Fehler", sagt Gino Capponi, „waren leicht erkennbar, aber auch das wahre Wohlwollen, der Wunsch Andern zu helfen oder zu nutzen, das warme Mitgefühl sprachen sich in Miene und Haltung aus."

2.

Scheidende Freunde.

Erst um Mitte October 1861 sah ich Florenz wieder. Die Stadt war voll Leben und Bewegung. In dem vormaligen Stationsgebäude der livorneser Eisenbahn am Eingange der Cascinen und dessen provisorischen Nebenräumen fand die erste italienische Industrie-Ausstellung statt, welche von allen Seiten zahlreiche Besucher herbeizog. Man verdankte sie namentlich Cosimo Ridolfi. Der Zweck war ein doppelter. Die Ausstellung sollte die erste friedliche Manifestation der gemeinsamen Thätigkeit des Königreichs Italien sein, welches am 17. März des Jahres in Turin proclamirt worden war. Sie sollte zugleich der in ihren materiellen Interessen durch die politische Umwälzung bedeutend verletzten und noch mehr bedrohten Stadt momentane Entschädigung leisten. Florenz zeigt sich gerne und zu seinem Vortheil im Festkleide, und wenn ihm dasselbe nicht ganz so wohl anstand, als z. B. bei der Gelehrtenversammlung des Jahres 1841, so trug dazu die ernstere Stimmung bei, welche die Erfahrungen der letzten Jahre, und das Bewusstsein dass der Friede nach so gewaltsamen Erschütterungen noch auf schwachen Füssen stehe, im Volke erzeugt hatten.

Gino Capponi war der Erste, der mich im Gasthofe auf-

suchte, worauf ich mit ihm, mit Tommaso Gar den ich kurz vorher in seiner Vaterstadt Trient begrüsst hatte und der von Genua aus mein Reisegefährte gewesen war, u. A. bei Vieusseux den Abend verbrachte. Die Ereignisse waren rasch fortgeschritten seit unserm letzten Zusammensein. Im September 1860 hatten die Piemontesen unter den Generalen Cialdini und Fanti den Kirchenstaat, Marken und Umbrien, ohne eine Spur von Provocation gewaltsam überzogen und das von Lamoricière befehligte kleine päpstliche Heer bei Castelfidardo vernichtet, während Kaiser Napoleon nochmals eine seiner diplomatischen Comödien zum Besten gab, und seine Beziehungen zu dem widerspänstigen turiner Hofe abbrach, worüber dem Grafen Cavour kein graues Haar wuchs. Am 11. Mai war Garibaldi in Marsala gelandet, hatte am 7. Juni Palermo, am 28. Juli Messina in seine Gewalt gebracht, war am 7. September in Neapel eingezogen. Am 15. Februar 1861 hatten die königlich neapolitanischen Truppen das vom Bombardement hart beschädige Gaeta verlassen, den letzten Punkt wo König Franz II. sich noch in seinem, keine zwei Jahre vorher ihm anheimgefallenen Reiche gehalten hatte.

Nach wenigen in Florenz zugebrachten Tagen ging ich nach Lamporecchio, dem schönen Landsitz des Fürsten Rospigliosi auf der südwestlichen Abdachung der Pistojeser Hügel, verweilte dort bis tief in den November hinein, und blieb dann in Florenz bis Anfang Januar 1862, worauf ich das römische Winterquartier bezog. Im Juni verweilte ich, auf dem Wege nach Teutschland wenige Tage, im Herbste einige Wochen in Toscana, kurze Zeit in Florenz, meist in Lamporrecchio, von wo ich Capponi in Varramista aufsuchte. Seine Lebensweise war unverändert; er arbeitete fleissig und freute sich der Resultate, als er ein Werk, in späten Jahren unternommen, Form gewinnen sah. An diese Arbeit sich anschliessend, betraf unsere Conversation meist toscanische Geschichte. Ich hatte mich eben mit Kervyn's de Lettenhove Ausgabe der Commentare

Carls V. beschäftigt und las den über diese Publication für das Archivio storico geschriebenen Aufsatz vor. Zu Anfang December ging ich nochmals nach Rom, nicht ahnend dass ich denjenigen der Freunde zum letztenmal gesehn, der seit langen Jahren den Mittelpunkt des literarisch-geselligen Lebens bildete.

Am 28. April 1863 starb, beinahe vierundachtzig alt, J. P. Vieusseux, vier Tage zuvor von einem Schlaganfall getroffen der ihm sogleich das Bewusstsein raubte. Bis ans Ende thätig, hatte er eine Abnahme seiner Kräfte vielmehr geahnt als empfunden. Repräsentant einer Zeit gegen die er öffentlich und im geheimen Opposition gemacht, die ihm aber in ihrem Wesen und ihren Traditionen homogener war als er selber wusste, erlebte er eben noch die Morgenfrühe einer neuen Epoche, die er herbeigewünscht, in die er sich jedoch bald nicht mehr hineingefunden haben würde. Längst dachte er sich von den Geschäften zurückzuziehen, und stand im Begriff in Bezug auf die Redaction des Archivio storico eine veränderte Anordnung zu treffen. Dann wollte er sich, so sagte er, ein Paar Jahre lang ruhig hinsetzen, um die colossale Correspondenz zu sichten die sich bei ihm aufgehäuft hatte, unschätzbares Material zur Gelehrtengeschichte der letzten vier Decennien, wol nicht ohne Aufschlüsse über die politischen Dinge. Die Gewohnheit des Lebens und des Schaffens war bei ihm so alt, dass er über Zeit und Kraft verfügen zu können glaubte.

Wie immer hatte er am 24. April bis um die zehnte Abendstunde gearbeitet, war in das Lesecabinet gegangen um sich einige Journale zu holen die er spät durchzusehn pflegte, und hatte eben die Schwelle des Schlafzimmers überschritten als er niederstürzte um nicht wieder zu erwachen. Die von ihm gelassene Lücke konnte keiner ausfüllen, nicht für nahe und ferne Freunde, nicht für das literarische Leben in Florenz, nicht für die wissenschaftlichen Anstalten, Unternehmungen, Interessen, die er mit

nicht erkaltendem Eifer, stets bereitwillig, stets warmen Herzens, immer milder in seinem Urtheil, uneigennützig und friedliebend mit Rath und That förderte. Er war die lebendige Chronik der literarischen Bewegung von der Restaurationsepoche an bis zu dem Anfang der grossen Umwälzung, kein Autor und doch ein Vordermann. Als er begann, umgaben ihn grossentheils Männer die das vorige Jahrhundert gebildet, solche welche der Napoleonischen Aera ihre literarische Signatur gegeben hatten. Er hatte Vieles vermittelt und ausgeglichen, nicht Alles. An den Differenzen zwischen den Philologen und Antiquaren, wie Ciampi, Zannoni, Micali, Inghirami, Valeriani scheiterte seine Mediation, und der florentinische Patrizier Lorenzo Mancini, der den Homer in achtzeiligen Stanzen übersetzt hat, ereiferte sich gegen ihn bis zum Vorwurf, die Gerechtigkeit selber wende ihm den Rücken — vor dem Palazzo Buondelmonti steht nämlich die grosse Granitsäule der Antoninischen Thermen mit der Porfyrstatue der Justitia! Er überlebte die Letzten dieser Generation, und sah eine neue um sich, aufgewachsen unter Verhältnissen, zu deren Gestaltung er wesentlich beigetragen hatte. Denn es konnte nicht fehlen dass die von ihm ausgegangene Anregung auf die ganze Umgebung Einfluss übte. Wie dieser Einfluss ein wohlthätiger war, ist wiederholt ausgesprochen worden. Aber er konnte von Nachtheilen nicht frei bleiben. Mit dem Ueberwiegen der französischen Journalistik musste auch der Geist der französischen Literatur überwiegen, und im Verein damit hat die der Tagespresse eingeräumte übermässige Bedeutung bedenkliche Folgen gehabt, ebensowie die Verquickung der Politik mit der Literatur häufig vom Uebel gewesen ist. Dies hat Gino Capponi sehr wohl erkannt und seine Ansicht nicht verhehlt. Eines ist Vieusseux hoch anzurechnen. Er hat die Würde der Literatur stets hochgehalten, so in den Tagen der Beschränkung wie in denen der Licenz, welche mehr als Beschränkung die Literatur herabzieht. In dieser

Beziehung hat er auf die periodische Literatur überwiegend gut gewirkt. Die von ihm zwölf Jahre lang, oft unter schwierigen Verhältnissen geleitete Zeitschrift wird ein cultur- wie ein literarhistorisches Interesse bewahren und hat eine Bedeutung gehabt, welche keine andere in späterer Zeit und unter günstigeren Bedingungen ins Leben gerufene zu erreichen vermochte.

Zu seinem achtzigsten Geburtstage hatte der Prinz-Regent von Preussen auf den Antrag des Unterrichtsministers von Bethmann-Hollweg ihm den Rothen Adlerorden verliehen, und ein grosser Freundeskreis hatte eine schöne Denkmünze prägen lassen. Derselbe Freundeskreis, so viele in Florenz anwesend waren, barg seine sterblichen Reste in einem Marmorsarkophage auf dem akatholischen Friedhofe vor Porta Pinti. Für Capponi ist der Verlust unersetzt geblieben, und er hat in seine Lebensgewohnheiten aufs tiefste eingegriffen. Mehr denn vierzigjährige Beziehungen, die beständige Vermittlung für literarisch-wissenschaftliche Interessen, die Gewohnheit täglichen Umgangs und des belebenden Zusammenseins mit Bekannten und Vorüberziehenden, alles das hatte zwischen zwei in mancher Hinsicht grundverschiedenen Naturen immer grössere Intimität erzeugt. Nun nahm es plötzlich ein Ende.

Neunzehn Monate früher, am 20. September 1861, war Giovan Batista Niccolini, fast achtzigjährig, aus dem Leben geschieden. Seit längerer Zeit war das geistige Gleichgewicht in ihm gestört, und die unstät scheue Neigung zu Abgeschlossenheit war durch die wechselnden Momente von Erregung und Abspannung gesteigert worden, bis die Abgeschlossenheit nothwendiges Uebel wurde, wollte man nicht eine Ruine vor sich sehn. Ein Glück wäre es für ihn gewesen, wenn seine Umgebung begriffen hätte, dass die Producte einer nicht mehr durch Verstandesklarheit geleiteten und gezügelten Einbildungskraft ebensowenig vor das Publikum gehören wie die musikalischen Versuche eines den Harmoniegesetzen nicht mehr gehorchenden

Stimmorgans. In wehmüthiger Erinnerung an einen einst glänzenden Geist, nahm dies Publikum die übelberathene Herausgabe längst veralteter mythologischer Vorträge ebenso mit Stillschweigen auf, wie die weit schlimmere Veröffentlichung ungeniessbarer dramatischer und lyrischer Erzeugnisse eines geschwächten Greisenalters. Wie der alte Bund zwischen Niccolini und Capponi sich gelöst, ist erzählt worden. Im J. 1860 sind sie einander noch einmal begegnet. Der Dichter hatte den König Victor Emanuel bei dessen Anwesenheit in Florenz poetisch begrüsst; sein Bruder, ein vormaliger Offizier, bewog ihn nun zu einer Zusammenkunft mit dem alten Freunde, der ihm die Herzlichkeit vergangener Tage entgegentrug. Gino Capponi mochte den scharfen Contrast zwischen Vormals und Jetzt tief empfinden, indem sein geistiges Auge die Bilder längstgeschwundener Zeiten und die Gestalt des Freundes in seiner Dichterkraft an sich vorüberschweben liess. Tiefbewegt stand er, ein Jahr später, in Sta Croce an dem Sarge, wer weiss in welche Betrachtung versenkt, als ein Mann, vor dessen Geist und Wissen er Achtung hegte, dessen Meinungen und Richtung ihn betrübten, ein Priester der das priesterliche Gewand abgelegt hatte, dem Dichter des Arnaldo die Leichenrede hielt.

Das Jahr 1865 brachte zwei Verluste die ihm nahe gingen. Cosimo Ridolfi und Vincenzo Antinori gehörten abgesehen von Familienbeziehungen zu den Jugendfreunden. Von Ersterm ist vielfach die Rede gewesen. Er und Capponi bildeten in den meisten Dingen diametrale Gegensätze. Der Eine war ebenso rasch im Entschliessen und hastig im Ausführen, wie der Andere abwägend und zögernd. Auch in ihrem Wesen waren sie die verschiedensten Leute, und der Eine hatte nichts von der Gentilezza des Andern. Dennoch waren sie vertraute Freunde. Ein anderer Mann war Antinori. Seit längerer Zeit von der Welt zurückgezogen, war er einst in vielfachen geselligen und literarischen Beziehungen zu Capponi gestanden, dessen Freundes-

und Familienkreise er angehörte, Schwiegersohn Gio. Batista Baldelli's dessen Name mehrfach genannt worden ist. In physisch-mathematischen Wissenschaften wie in italienischer Sprachkunde gründlich bewandert, eine Reihe Jahre hindurch Director des naturwissenschaftlichen Museums, Mitglied der Akademie der Crusca, im J. 1849 Gouverneur der jungen Erzherzoge und nach der Vermälung des ältesten dessen Obersthofmeister, ist Antinori in seinen verschiedenen Stellungen eine Zierde der toscanischen Aristokratie gewesen, hochgebildet, anspruchslos, zuvorkommend, loyal, pflichttreu. Seine Schriften sind nicht zahlreich, zeichnen sich aber ebenso durch reichen Inhalt aus wie durch schöne Form. Zur florentiner Gelehrtenversammlung, welche die Eröffnung der unter seiner Leitung geschaffenen Galilei-Tribüne sah, schrieb er die Geschichte der mediceischen Accademia del Cimento, welcher er in späten Jahren eine Darstellung des Systems und der wissenschaftlichen Entdeckungen des grossen Naturforschers folgen liess, nicht in der einst beabsichtigten vollen Entwicklung noch mit der Geschichte der Schule verbunden, aber ein würdiges, einer thätigen und fruchtbaren Zeit gesetztes Denkmal.

Wenige Monate waren vergangen als Gino Capponi ein Freundes-Andenken erhielt, eine Marmorbüste Ambrogio Spinola's. Der von dem das Andenken kam, war Massimo d'Azeglio. Der 15. Januar 1866 war sein Todestag; er zählte nicht über siebenundsechzig Jahre, aber seine nicht starke Gesundheit war längst zerrüttet. Der Freund hat ihm aufrichtig nachgetrauert. Obgleich Azeglio's publicistische Thätigkeit und persönliches Wirken in Rom im Winter und Frühling 1847—1848 Bedenken einzuflössen geeignet waren, vertraute Capponi auf dessen edle Natur und auf die unter leichter Aussenseite verhüllte aber nicht erstickte Besonnenheit und Mässigung. Aus der verderbten römischen Luft, die schon die Ereignisse des folgenden Herbstes und Winters ahnen liess, wurde Azeglio damals zu seinem Glück durch den Krieg gerissen. Was er dann

nach dem Waffenstillstande vom August 1848 in der engern Heimat wie im Herbste in Toscana erlebte, heilte ihn gründlich von Uebertreibung. In Turin sah er Cesare Balbo als altersschwachen Mann verlachen, Gioberti nahezu als Verräther brandmarken. Es war eine Zeit parlamentarischer Anarchie und gouvernementaler Ohnmacht. Der Kampf bei Novara und Carl Alberts Thronentsagung folgten. Am 7. Mai 1849 wurde Azeglio an die Spitze der Verwaltung gestellt. Man brauchte einen populären und geachteten Namen: diesen wie den Ruf politischer Ehrlichkeit brachte er mit. Die Durchschnittsdauer ministerieller Existenz war auf wenige Wochen gesunken: dem Künstler und Dichter, der nie an einer Verwaltung theilgenommen, gelang es Fuss zu fassen. Die Kammer war radical, die lauten Parteien weigerten sich der factischen Lage irgendwie Rechnung zu tragen. Das eben erst aus einem ruinösen Kriege hervorgegangene Land war mit ernsten Verfassungskrisen bedroht. Unter solchen Umständen beugte Azeglio innerm Umsturz vor und schloss am 6. August den Friedensvertrag mit Oestreich. Verdankte sein Vaterland ihm sonst nichts, es wäre eine schöne Bürgerkrone.

Bis zum Herbste 1852 blieb Azeglio am Ruder. Der Ausdruck ist kaum ein richtiger, denn er beherrschte die Situation nicht mehr und empfand es, lange bevor er, leidend und müde abtrat. Er hatte sich durch mehre seiner Collegen weit mehr nach Links drängen lassen als er bei sich selber verantworten konnte, und der talentvollste dieser Collegen, derjenige der am meisten zur Linksschwenkung beigetragen hatte, der Finanzminister Graf Cavour liess ihn sitzen, als die Schwierigkeiten sich häuften. Er hätte sich eher zurückziehen sollen. Die Kunst, seine alte und erste Freundin, zog ihn wieder an sich. Das Jahr 1859 rief ihn noch einmal auf die öffentliche Schaubühne und er war eine Zeitlang Gouverneur von Mailand. Sonst lebte er als Privatmann, in Piemont wie

in Toscana, in der Stadt wie auf dem Lande. Wenn er nach Florenz kam, war er mit Capponi in beständigem Verkehr. Er übte auf diesen einen wohlthätigen Einfluss. Seine Natur war elastischer, und er stand dem vollen Zauber der Aussenwelt offen, die für den Freund nicht mehr da war. Ueber die unter seinen Augen vorgehenden Verkehrtheiten setzte er sich, so sehr er sie beklagte, leichter hinweg: an die Zukunft Italiens glaubten Beide. „Danken wir Gott", schrieb er nach dem Garibaldi'schen Tollhäuslerstreich der mit Aspromonte endete, „dass bei den Italienern die Civilisation im Blute sitzt, sonst weiss Gott was erfolgt wäre. Darum sehe ich auch nicht schwarz und erhoffe einen guten Ausgang." (Von ihm ist das Wort über Garibaldi: Cœur d'or, tête de buffle.) Und nach den Klagen über andere innere Uebel: „In solchen Dingen wird's noch eine Weile schlimm gehn, doch es konnte weit schlimmer kommen. Wir Alten, und auch wol Jüngere noch, werden wenig geniessen, aber das Grosse und Dauernde wird mit Schmerzen und nicht mit Freuden begründet." Er blieb immer thätig und theilnehmend an dem was vorging, in fleissigem brieflichen Verkehr, malend und schreibend. Spät noch war er mit den Erinnerungen seines Lebens beschäftigt, die nach seinem Tode gedruckt so grosses Glück gemacht haben.

Es ist nicht diese oder jene besondere Richtung, es ist noch viel weniger dieses oder jenes einzelne Werk, was Massimo's d'Azeglio Eigenthümlichkeit und Bedeutung ausmacht. Der Künstler, der Schriftsteller, der Staatsmann sind von Vielen übertroffen worden. Der Verein von Eigenschaften die sich bei ihm in seltenem Grade zusammenfanden, machte ihn zu der interessantesten und gewinnendsten Erscheinung. Ein klarer Kopf und ein warmes Herz, Reflexion und Phantasie, Geradsinn und Feinheit verbanden sich bei ihm ebensowie energisches Handeln und ruhiges Studium, Vornehmheit und Leutseligkeit, Eleganz und Einfachheit. Es war in ihm etwas „von jener Jugend die

uns nie verfliegt": ein poetischer Hauch belebte und erwärmte sein ganzes Wesen. Die Welt that Alles ihn zu verziehen, und er war keineswegs geneigt ihre Lockungen abzuweisen; aber nie hat sie ihn durch Schmeichelei und Genuss dem Verfolgen eines edlen Ziels untreu werden lassen. Man konnte, in der Politik wie in andern Dingen verschiedener Meinung sein. Man mochte an dem Publicisten Träume, an dem Minister Irrthümer und Mangel an Vorsicht und Voraussicht, wie ein gewisses Sichgehnlassen tadeln, das auf Mangel an rechtem Ernst schliessen liess und nicht unverfänglich war. Niemand aber hat ihn unedler Gesinnung, niemand niederer Mittel geziehen, niemand ihm selbstische Absichten zur Last gelegt. Die Anmuth seines geselligen Verkehrs trug wesentlich dazu bei, ihm grosse Popularität zu gewinnen. Wer vielleicht an den Galanterien des Ministerpräsidenten Anstoss nahm, war geneigt sie mit dem Künstler und Dichter verträglich zu finden. Massimo d'Azeglio hat, inmitten mancher Prüfungen, wozu in spätern Jahren nicht ungestörte Häuslichkeit und sehr gestörte Gesundheit kamen, ein glückliches reiches schönes Leben geführt, glücklich auch darin dass eine nicht gewöhnliche Mischung von leichtem Sinn und Ernst in seinem Charakter ihn, den Feind aller Uebertreibung, stets eine mittlere Linie einhalten liess, und dass er, ohne in erster Reihe zu stehn, in einem Masse wie Wenige auf seine Zeit und Nation gewirkt hat und von ihr verstanden und geliebt worden ist.

3.

Die Hauptstadtverlegung.

Ehe man an einen Septembervertrag dachte, war Massimo d'Azeglio der erste gewesen, der dem Geschrei nach Rom in den Weg trat, indem er — für den vornehmen Piemontesen ein starkes Stück — zur Verlegung der Hauptstadt nach Florenz rieth, wo heute der schönste Square eines neuen Stadttheils seinen Namen trägt. Es war, irre ich nicht, sein letztes Auftreten als Publicist, auch ein Beweis dass er sich nicht scheute, dem Lärm der Parteien gegenüber seine Meinung zu äussern und seine Popularität aufs Spiel zu setzen. Was Azeglio vorschlug vollzog sich, aber unter ganz verschiedenen Umständen und unter einer für die Nation verletzenden äussern Pression. In Gino Capponi's Lebensweise brachte, wie gesagt, die Hauptstadtverlegung weit grössere Abwechslung. Sein Umgang erweiterte sich bedeutend. Man weiss welcher Andrang plötzlich in Florenz stattfand, wie viel um- und neugeschaffen wurde, die zuströmenden Menschenmassen aufzunehmen, den Behörden Räumlichkeiten zu verschaffen. Gerade um seine Wohnung herum entstand, aus Kloster- und andern Gärten und auf dem Raum der fallenden Stadtmauern, Gräben und Wälle, ein neues Viertel. Die neuen

Namen in der unmittelbaren Umgebung erinnerten zugleich an Florentinisches und Italienisches, Via Micheli, Cherubini, Venezia, Piazza Goldoni und d'Azeglio, Via Alfieri, Silvio Pellico, Niccolini, Farini u. a. Namen welche mit andern ähnlichen in verschiedenen Stadttheilen mehr oder minder geeignet wie ungeeignet erscheinen mochten, während Capponi's gesunder Sinn sich gegen die Umtaufe alter Strassen, wie gegen Wiederbelebung von Traditionen sträubte, die er als lächerliche Pedanterei und Gelehrtenlaunen bezeichnete. Es würde ihn gequält haben, hätte er ahnen können dass man die Strasse, in der er wohnte, ihm zu Ehren umtaufen würde. Es ist dem heiligen Sebastian, nach dessen Kapelle bei der Annunziata sie benannt war, schlimm ergangen. Der Patron der Kapelle verkaufte das an einen Gino Capponi des 15. Jahrhunderts erinnernde Bild der Marter des Heiligen, das Meisterwerk Antonio Pollajuolo's, nach England, und am Ende verlor die anstossende Strasse auch den Namen.

Hätte Gino Capponi die Veränderungen anschauen können, nicht mit allen würde er einverstanden gewesen sein, am wenigsten mit allerlei in Hast ausgeführten Umbauten. Aber er würde auch manches Schöne und Zweckmässige gesehen, und der nachmals so hart und schonungslos verklagten Stadtverwaltung in vielen Fällen eine Indemnitätsbill ertheilt haben, wenn das, was er den monumentalen Sinn der Florentiner nannte, im Wetteifer mit den edlen Werken der Vorzeit über stricte Nothwendigkeit hinausgehend altem Ruhme Rechnung trug. Von allen Seiten kamen Gäste; so viel man auch baute, immer noch entsprach es nicht dem Bedürfniss. Alle Preisverhältnisse waren mit einem Schlage verändert, und die Stadt hat die anormale Lage, welche Einzelnen mehr als der Gesammtheit zugute kam, nachmals schwer gebüsst.

Manche Piemontesen folgten ihrem Könige. Die Meisten weil ihr Amt sie rief, sehr wenige aus freien Stücken. Im Allgemeinen kam ihnen der Wechsel hart an. Nach-

dem sie die Annexionen so eifrig gefördert und dazu applaudirt, glaubten sie ihnen geschehe schweres Unrecht, als an sie die Forderung eines Opfers herantrat. Zu den Freiwilligen gehörten die Alfieri di Sostegno, die sich in Florenz ankauften. Der Chef der Familie, Marchese Cesare, ist schon genannt worden. In politischen wie in religiösen Ansichten hatte er mit Capponi zu grosse Uebereinstimmung, als dass ihr Verhältniss nicht ein immer engeres hätte werden sollen. Einst Minister König Carl Albert's, dann mehre Jahre hindurch Senatspräsident, welt- und geschäftserfahren, war er durch diese Erfahrung in den durch strenges Pflichtgefühl und ererbte Loyalität geleiteten Anschauungen seiner Jugend bestärkt worden und vereinigte mit angeborner Mässigung reife Bildung, Courtoisie und Vornehmheit der Haltung, warmen erleuchteten Patriotismus. Leider war ihm ein nur kurzer Aufenthalt in der neuen Heimat beschieden, denn schon im Frühling 1869 wurde er abberufen. Seine Schwiegertochter Josephine Benso di Cavour, Nichte des Ministers, heute die Letzte ihrer Familie wie ihr Gemal der Letzte der Alfieri ist, lebendigen Geistes, voll Interesse an Literatur und Kunst wie an dem was die Welt bewegt, eine Weltdame die einen eleganten Salon ebensogut zu halten wie eine ernste Conversation zu führen versteht, war für Florenz eine Acquisition, und ihr Haus bei San Marco ein angenehmer Versammlungsort.

Der hervorragendste unter den Piemontesen die mit dem Könige kamen, war Alfonso La Marmora, welcher Capponi's naher Nachbar wurde. Die kurze unglückliche Campagne von 1866 hatte seinem in den Jahren 1848 bis 1849 in Mailand wie in Genua, im Krimkriege, im Feldzuge von 1859 erworbenen militärischen Rufe geschadet. Eine Flut von Beschuldigungen, politischer wie militärischer Natur, von italienischer wie von fremder Seite, hatte sich über ihn als Minister wie als Generalstabschef ergossen. Er hatte vollkommen Recht, indem er in seiner ersten Schutzschrift sagte: wenn einem Bürger die Pflicht obliege,

für Fürst und Land Stellung, Habe, Leben zu opfern, so könne und dürfe ein solcher nie gestatten dass seine Ehre angegriffen und mit Füssen getreten werde. Er war berechtigt wie verpflichtet, diese Ehre zu vertheidigen: ob er bei dieser Vertheidigung Schriftstücke veröffentlichen durfte, die er seiner amtlichen Stellung verdankte, ist eine andere Frage. Wenn nicht zu seiner Rechtfertigung, wird seine Lage zur Erklärung wie Entschuldigung dienen. Aergsten Anklagen, mündlichen wie in Schriftstücken und in der Presse blosgestellt, sah er sich von denen preisgegeben, die um die Wahrheit wussten und ihn schützen mussten. Von teutscher Seite sind theilweise so falsche Urtheile ausgegangen, dass sie sich, wo nicht Leidenschaftlichkeit im Spiel war, nur durch Misverständnisse erklären lassen. Der Mann, der wie kein Anderer das preussische Heerwesen studirt und dessen Vorzüge erkannt, der den in der preussischen Armee herrschenden Geist seit lange gewürdigt hatte, ohne dessen im Gegensatz zu Vielen bewahrtes und geltendgemachtes Vertrauen in die Tüchtigkeit der noch in keinem grossen Kriege erprobten preussischen Organisation das Bündniss von 1866 nie zustande gekommen wäre, ist in den Augen Vieler nicht viel besser als ein Verräther gewesen.

Es ist begreiflich dass das Erscheinen des im Juli 1873 geschriebenen Buches „Un po' più di luce" Manche empfindlich berührt hat. Auch diese Schrift weckt oder verstärkt die Bedenken gegen die Zulässigkeit der namentlich seit dem Krimkriege eingerissenen Sitte von Veröffentlichungen, welche zweischneidige Schwerter sind. Das Urtheil des Einzelnen wird in solchen Fällen immer nur ein einseitiges sein, bei den Regierungen aber wechseln die Positionen oft in kurzer Zeit zu sehr, als dass nicht auch die Anschauungen über momentane, oder erst in der Entwicklung begriffene Verhältnisse wechseln, manche Publicationen ernste Uebelstände haben sollten. Hätte man dies hüben wie drüben reiflicher erwogen, eine Menge unerfreu-

licher Recriminationen, die in den Schwierigkeiten und Ungewissheiten der Verhandlungen über das Bündniss vom Frühling 1866 ihren Urquell hatten, würde vermieden worden sein. Man würde aber auch vermieden haben, einen Mann von Ehre einestheils schwer zu verletzen, anderntheils ihm sein Recht zu verweigern.

Man mag der Ansicht sein, Alfonso La Marmora sei kein grosser Feldherr gewesen. In Wahrheit hat er keine Gelegenheit gehabt es zu zeigen. Er hat nie ein Generalcommando geführt, auch im J. 1866 nicht, wo die Dreitheilung der Autorität zwischen dem Könige, General Cialdini und ihm nicht wenig zum Mislingen beigetragen hat. Mit Leib und Seele war er Soldat. Es gab in ganz Italien keinen so kenntnissreichen Offizier, keinen der in ganz Mittel-Europa Kriegsgeschichte und Chancen eines Feldzugs umfassender und gründlicher auf dem Terrain studirt, sich in der kriegswissenschaftlichen Literatur fleissiger umgesehen hätte. Alle die ihn kannten, wussten um seine ernsten und eifrigen Arbeiten. Als Unterlieutenant in der Artillerie siebzehnjährig im J. 1822 aus der turiner Militärakademie hervorgegangen, konnte er acht Jahre später bei der Umwandlung seiner Waffe an der Creirung der reitenden Artillerie thätigen Antheil nehmen. Fünfzehn Jahre hindurch, von 1830 an, benutzte er stets seinen Urlaub, in den verschiedensten Ländern umherreisend, zu militärischen Studien. Aus seinen dem Kriegsministerium eingereichten Berichten ergiebt sich, wie er die Mängel an dem damals hochgefeierten französischen Heere richtig erkannte, und so in Bezug auf militärische Kenntnisse wie auf moralische Eigenschaften dem preussischen den Vorrang einräumte. Der Commandirende des Artilleriecorps, General Casazza, pflegte ihn, wenn es sich um Urtheile über die Waffe handelte, halb ironisch zu fragen: „Nun, La Marmora, macht man's so in Preussen?“

Ich erinnere mich sehr wohl, preussische Offiziere über ihren piemontesischen Waffenbruder zu einer Zeit, wo dessen

Name noch ungenannt war, aufs vortheilhafteste reden gehört zu haben. Dieses vortheilhafte Urtheil wurde in meiner Erinnerung lebendig, als am Abende des 5. August 1848, während König Carl Albert mit dem Herzog von Genua und mehren Generalen von dem mailänder Pöbel im Palast Greppi belagert und schon mit Flintenschüssen und Feueranlegen bedroht, Alles rathlos war, der Oberst La Marmora auf eigne Verantwortung mit einem einzigen Begleiter das Haus verliess, durch die wilderregte Stadt das an Porta Orientale befindliche Lager erreichte, ein Bataillon Garde und eine Compagnie Schützen mitnahm, ohne Blutvergiessen mittelst des kräftigen Anpralls der Truppe den tumultuirenden Haufen zerstreute, den König, seinen Sohn und die Uebrigen in später Abendstunde ins Lager führte. Vom Könige ist ihm kein Dank geworden. „Monsieur le Chevalier, vous avez sauvé le Roi. J'en garderai un souvenir éternel." Diese Worte richtete die so stille und einfache Königin an ihn — sie hatte Recht, er hatte grosses Unglück verhütet.

Gleich grosses wenn nicht grösseres verhütete er, als er nach der Schlacht von Novara Anfang April 1849 das empörte Genua mit rascher Entschlossenheit nahm und mit klugem Verhalten beruhigte, in einem Moment wo die Mazzini'sche Partei, mit dem unverbesserlichen Revolutionär Avezzana an der Spitze, ihr Va banque spielte, und La Marmora's Corps von der ganzen piemontesischen Armee das einzige noch leistungsfähige war. Die Reorganisation dieser Armee ist wesentlich sein Werk gewesen, und die nachmalige Versetzung derselben mit, ihm in tiefster Seele verhassten, revolutionären Elementen, wie die planmässige Zerstörung von Allem was er geschaffen, hat nebst dem an ihm begangenen schweren Unrecht an seinem Lebensmark genagt bis es verzehrt war. „La Marmora wird den Rothen nicht gefallen — Geduld!" So schrieb Azeglio am 1. November 1849, als dieser an Bava's Stelle das Kriegsdepartement übernahm. Er hat ihnen nicht gefallen, sie haben's

ihn fühlen lassen. Aber, abgesehen von seinem Wirken, ist sein ehrenwerther Name eine Garantie für das Verhalten des Ministeriums gewesen, und wenn bessere Beziehungen zu Oestreich sich allmälig angeknüpft haben, ist es nicht zum geringeren Theil sein Verdienst. In der östreichischen Armee ist dieser Name zu jeder Zeit ein geachteter geblieben, mochte Freundschaft oder Feindschaft zwischen den beiden Staaten bestehn.

Alfonso La Marmora war der piemontesische Edelmann von ächtem Schrot und Korne, seinem Herrscherhause mit ererbter Treue und Anhänglichkeit zugethan, dem Könige zu dienen bereit auch wo es ihn kostete, und wo er gutmachen sollte was Andere verdorben hatten, streng in der Pflichterfüllung, unermüdet thätig, ein Patriot aber conservativ in seiner Gesinnung, somit Zielscheibe des Hasses aller Umsturzleute und Demokraten in Kammer und Presse. Kein Mann von grosser geistiger Lebendigkeit, aber verständig, unterrichtet, feingebildet, seiner Stellung sich bewusst ohne Ueberhebung, ein Weltmann und ein Ehrenmann im vollen Sinne des Wortes. Seine äussere Erscheinung war geeignet Eindruck zu machen; hochgewachsen und schlank, sein Kopf ein längliches Oval; im Reiten und Fahren gewandt, auch als er den Siebzigern nahe und sein Gesicht geschwächt war. Sein Cabinet in dem hübschen, mit Kunstsachen geschmückten, von Laub umgebenen Gartenhause, welches er mit seiner Frau, einer Engländerin, in Via Micheli bewohnte, war mit militärischen und historischen Werken und Karten gefüllt, in der Mitte ein riesiger berliner Erdglobus. Zu Gino Capponi ist er in freundschaftliche Beziehungen getreten. Dieser schätzte ebenso seine Gesinnung wie er die politische Einsicht, welche La Marmora zehn Jahre lang als College Azeglio's und Cavour's, dann im J. 1864, beim Bekanntwerden der Hauptstadt-Convention an die Spitze der Verwaltung gestellt, gewonnen hatte, und dessen ruhig besonnenes Urtheil hochhielt.

Zu denen welche ihr Amt heranzog, gehörte Luigi Cibrario, der thätigste unter den piemontesischen Historikern der Neuzeit. Einst Staatsminister unter Cavour, war er als erster Secretär der weitverzweigten Verwaltung der grossen Stiftungen des Ordens von Sanct Mauritius und Lazarus — einst in Piemont so hochgehalten und mit der Geschichte des Landes und Staates verwachsen, in jüngster Zeit leider über allen Begriff verschleudert — zu mehrmonatlichem Aufenthalt in Florenz veranlasst, wo der fleissige und verdiente Mann sich nie heimisch gefühlt hat. Neben ihm die Mitglieder des Staatsraths, dessen Präsident der tüchtige und geschäftskundige Des Ambrois de Nevache, Achille Mauri und Domenico Carutti, Beide in der Literatur, namentlich in der historischen gründlich bewandert, wovon Letzterer, früher Ministerresident im Haag, in seinen mit Recht geschätzten Geschichtswerken über die beiden ersten Könige des savoyischen Hauses und in der noch unvollendeten Geschichte der piemontesischen Diplomatie vollgültiges Zeugniss abgelegt hat.

Ein hochgestellter Piemontese, einer von Gino Capponi's älteren Freunden, hat sich seit der Hauptstadtverlegung fast ganz fernegehalten, und ist nur ein paarmal auf kurze Zeit erschienen. Es war Graf Federigo Sclopis. Der Wechsel von 1864 hatte ihn, den damaligen Senatspräsidenten, zu schmerzlich berührt, und er hat die bittere Empfindung über Sache und Modus nie überwunden. Die piemontesische Magistratur hatte keinen tüchtigeren Mann, und mit dem Juristen verband sich in ihm der Historiker, wie mit dem Gelehrten der Weltmann. So hat er auf mehr als einem Felde Dienste geleistet und seinem Vaterlande als Richter, als Repräsentant und Lenker grosser Versammlungen, als Geschichtschreiber, als Obmann in einer wichtigen internationalen Frage Ehre gemacht.

Senat und Deputirtenkammer führten zeitweilig manche willkommene Besucher, zumtheil ältere Bekannte herbei. Graf Agostino Sagredo, der Letzte eines in der politischen

und Literärgeschichte Venedigs oftgenannten Hauses, für Capponi das rechte Conterfei eines Procurators von San Marco, die wandelnde Chronik venetianischer Geschichte über welche er bei grösserer Stetigkeit noch schönere Arbeiten geliefert haben würde, seit Entstehung des Archivio storico wie Wenige um dasselbe verdient, war auf Monate Gast im Capponi'schen Hause. Graf Andrea Cittadella Vicodarzere, der erste Bürger Padua's, gleich ausgezeichnet durch vornehme Herkunft, Adel und Mässigung der Ansichten, durch wissenschaftliche Tendenzen und literarischen Geschmack, in vorgerückten Jahren eine würdige Erscheinung, kam mit seinen Angehörigen zu längerem Verweilen im eignen Casino. Gleich ihm Graf Arese, dessen bekannte intime Beziehungen zum französischen Kaiser seiner Heimatliebe keinen Abbruch thaten. Schon weit früher hatte Graf Giuseppe Pasolini von Ravenna, eines der Mitglieder des von Papst Pius IX. zu Anfang 1848 gebildeten Laien-Ministeriums, sich eingefunden und die vor Porta Pinti schön gelegene Villa Gondi angekauft, ein vielseitig gebildeter ehrenhafter Mann von massvoller Gesinnung, bei welchem eine liebenswürdige, zu frühe abberufene Frau angenehme Geselligkeit schuf. Marco Minghetti war, ehe er sich als Staatsmann einen Namen machte, durch wissenschaftliche Arbeiten längst dem florentiner Kreise nahegestanden. Domenico Berti, einer der zahlreichen Unterrichtsminister und gewiss keiner der unfähigen, theilte seine Zeit zwischen Kammerarbeiten und Studien, auch archivalischen, über die Philosophie der Renaissancezeit. Ich würde nicht enden, wollte ich die wiederbelebten älteren Beziehungen wie die neuangeknüpften alle oder auch nur grösstentheils anführen. Manche der Diplomaten kamen dazu. Henry Elliot war durch seinen Vater Lord Minto wie ein alter Bekannter; Graf Usedom bewohnte die Capponi'sche Villa vor Porta San Gallo. Mit Andern, so mit dem gegenwärtigen französischen Botschafter in Constantinopel, Fournier, wurde auch wol briefliche Verbindung

angeknüpft. Wilhelm von Dönniges, welcher eine Zeitlang Baiern vertrat, schien seine alten literarischen Interessen ziemlich vergessen zu haben.

Manche kamen zu gelegentlichem und öftern Besuch. Ercole Ricotti, der mit seinem Jugendwerk über das Söldnerkriegswesen einen so glücklichen Wurf gethan, und dessen Geschichte der Savoyischen Monarchie zwischen Cibrario und Carutti einen geachteten Platz einnimmt. Giancarlo Conestabile della Staffa aus Perugia, durch Vermiglioli in die Alterthumswissenschaft namentlich die etruskische eingeführt aber an vielseitiger Monumentenkunde und Gründlichkeit dem Lehrer überlegen, mit unermüdlichem Eifer für sein Fach dem er ansehnlichste Opfer brachte, längst ein oft gesehener Gast, dem seine liebenswürdigen Eigenschaften stets freundlichste Aufnahme bereiteten. Alfonso Capecelatro, der gelehrte, fromme, sinnige neapolitanische Oratorianer, trefflicher Biograph San Pier Damiani's und der heiligen Caterina von Siena. Sein Landsmann Luigi Tosti war manche Jahre zuvor in Florenz gewesen, nach der Restauration des Jahres 1849, zu einer Zeit, wo die Bourbonische Regierung die Absicht zu hegen schien, ihn durch schnöde Behandlung zum Austritt aus dem wegen unabhängiger Gesinnung ihr verdächtigen Benedictinerorden zu vermögen, ein Beginnen vor welchem Papst Pius IX. ihn in Schutz nahm. Als Geschichtschreiber durch lebendige Einbildungskraft zu sehr beeinflusst um dem Gange und Charakter der Thatsachen immer gerecht zu werden, bisweilen wol auch strengeres Quellenstudium durch geistvolle Combination ersetzend, hat er nicht selten in seiner freiern dichterischen Auffassung das Rechte erkannt, und durch Wärme des Gefühls Stoffe belebt, die nicht über Gelehrtenkreise hinaus Interesse wecken zu können schienen. Wiederholt fand sich Andrea Maffei ein, der geschmackvolle Uebersetzer, der zierliche Reimschmied wie Cesare Guasti ihn nannte, welcher mehr als Irgendeiner zur Popularisirung der teutschen Literatur, namentlich durch

die gewandten und harmonischen Uebertragungen Schiller'scher Dramen in Italien beigetragen und auch eine so schwierige Aufgabe, wie die Wiedergabe des Goethe'schen Faust, nicht ohne Glück gelöst hat, mag ihm immerhin in Anselmo Guerrieri Gonzaga ein gefährlicher Nebenbuhler entgegengetreten sein.

Im Frühling 1867 verweilte Antonio Panizzi längere Zeit in Florenz. Der junge Rechtsgelehrte, der zu Brescello am Po geboren, zu Reggio und Parma gebildet im März 1821 mit genauer Noth durch Flucht nach der Schweiz der Haft entging und im J. 1823 in Modena in contumaciam zum Tode verurtheilt wurde, endete seine Laufbahn als Oberbibliothekar des Britischen Museums, ausgezeichnet durch die Ritterwürde des vereinigten Königreichs. Als Autor fast nur durch den Versuch über das romantische Epos als Einleitung zu der im J. 1830 erschienenen Ausgabe von Bojardo's Orlando bekannt, erlangte er durch Verwaltung und Umgestaltung des zu seiner Zeit immens gemehrten Bücherschatzes der grossen londoner Sammlungen, durch Einrichtung der als ein Muster geltenden Lese-Rotunda und durch Anlage des neuen Catalogs einen Ruf, wie vielleicht kein anderer Bibliothekar, in England nicht allein, einen ähnlichen gehabt hat.

Ueberhaupt war es eine Laufbahn wie kaum eine andere. Der mittel- und namenlose mit der Sprache des ihn schützenden Landes unbekannte politische Flüchtling, welchen sein Schicksalsgenosse Ugo Foscolo freundlich aufnahm und William Roscoe empfahl, wurde der vertraute Gesellschafter der Elite der überwiegend liberalen londoner Welt. Die Lords Lansdowne, Holland, Ellesmere, Aberdeen, John Russell, Palmerston, Brougham, Macaulay, Sir George Cornwall Lewis, Henry Hallam, Gladstone, Thackeray, Sir Henry Ellis sein Vorgänger als Bibliothekar, waren sein beständiger Umgang. Zum Engländer geworden und mit allen Personal-Verhältnissen Englands bekannt, an das londoner Leben und englische Geselligkeit gewohnt, hing er mit

wärmster Liebe an seinem Heimatlande, und hat seit 1847 an dessen politischen Angelegenheiten regsten Antheil genommen, ein eifriger Verfechter der Cavour'schen Politik der er in England grossen Vorschub geleistet hat. Zahlreiche über den Canal verschlagene Landsleute hat er, eigner Erlebnisse eingedenk, bereitwillig unterstützt und gefördert. Im J. 1865 zog er sich, achtundsechzig alt, von seinem Amte zurück, dessen Verwaltung seine sinkende Gesundheit ihm nicht mehr gestattete. Als er in Florenz weilte wo ich ihn, den ich von London her kannte, häufig bei Capponi sah, war seine geistige Kraft ungeschwächt, aber der einst schmächtige behende Mann, dessen körperliche Gewandtheit vor sechsundvierzig Jahren seine Flucht ermöglicht hatte, hatte eine Corpulenz erlangt welche ihm Bewegung erschwerte. Er liess sich dadurch jedoch an Reisen und Besichtigung nicht hindern. Zu allen Zeiten hat er verneint zur Carboneria gehört zu haben. Er war aber in späten Jahren ein eigenthümliches Specimen eines mit englischem praktischen Wesen und englischem gesunden Menschenverstande versetzten alten italienischen Revolutionärs, zugleich ein im geselligen Umgange ganz angenehmes Gemisch von Literat, Politiker und Lebemann. Soviel mir bekannt, ist es Panizzi's letzte italienische Reise gewesen, aber er hat noch acht Jahre gelebt, bei immer schwererem endlich in Paralysis ausgearteten körperlichen Leiden, das in den letzten Zeiten auch seinen einst so klaren und thätigen Geist umnachtete.

4.

Lebensweise später Jahre.

Von 1866 bis 1875 bin ich jedes Jahr, mit Einer Ausnahme, etwa drei Monate hindurch meist im Frühling Gino Capponi's Hausgenosse gewesen. Ich wohnte in dem Flügel des Palastes den er nie verlassen hatte, im zweiten Geschoss auf der Südseite, mit dem Blick über grosse reichbelaubte Gärten und dem Panorama von den Fiesolanerhügeln bis Bellosguardo. Des Hausherrn Zimmer lagen wie gesagt auf der Nordseite. Ein geräumiger schmuckloser Vorsaal mit einigen grossen stark nachgedunkelten Porträts der Mediceischen Zeit, ein sehr einfaches Vorzimmer, an den Wänden treffliche Federzeichnungen Luigi Sabatelli's, darunter die ergreifende Composition der Pest Boccaccio's, führten in das nicht grosse von Luigi Ademollo grau in grau gemalte Arbeitszimmer, wo er im Lehnstuhl neben dem Marmorkamin zu sitzen pflegte. Der Tisch mit Büchern, an der Wand ein tragbares Repositorium, ein Schränkchen für Handschriften, ein schmales Sopha, ein paar Stühle. Neben dem Arbeitszimmer lagen Schlafgemach und Badecabinet. Auf der Südseite Vor- und Speisesaal, letzterer mit einer grossen Oelskizze Sabatelli's, Francesco Ferrucci bei der Vertheidigung Volterra's gegen die Spanier, des Malers

eignes Bildniss in jugendlichem Alter, einige Majolicaschüsseln in geschnitzten Goldrahmen. Die grosse Bibliothek füllte eine, beide Flügel des Palastes verbindende Gallerie; mehre andere innere Räume dienten als Arbeitszimmer des Secretärs und für die täglich sich häufende Masse der Bücher, Zeitschriften, Papiere.

Gino Capponi's Lebensweise war die allereinfachste. Sein Unabhängigkeitssinn äusserte sich auch in Bezug auf die eigne Person. Von Jugend an war er auf fremde Hülfe so wenig als möglich angewiesen und nahm die Dienerschaft kaum in Anspruch. Erblindet, wollte er sich nicht bedienen lassen, wo es nicht unabweisliches Bedürfniss war. Er ist hierin für sich wie für Andere zu weit gegangen, und sein italienischer Biograph hat Recht wenn er in dieser Hinsicht bemerkt, an seinem letzten Tage sei er so wenig wie am ersten in sein Geschick ergeben gewesen. Bei der Toilette wie bei Tische wollte er möglichst frei bleiben; beim Herumgehn im Hause liess er sich nur in den grossen Räumen leiten. Erst nach gänzlichem Erblinden bequemte er sich dazu auf der Strasse geführt zu werden. Seine Einfachheit, ein Erbtheil der den grossen Herrn und den Bürgersmann in sich vereinigenden Florentiner alter Zeiten, sprach sich in seiner ganzen Weise aus. Wie immer das Wetter sein mochte, er ging zu Fuss in die Kirche, obgleich in seinen letzten Jahren das Gehen ihm Mühe machte. Man sah den hochgewachsenen immer schwarz gekleideten Mann auf einen Knotenstock und den Arm des Dieners gestützt, an Sonn- und Festtagen schwer und langsam nach der Annunziata schreiten, wo er in eine Kapelle trat, und während der Messe an die Marmorwand gelehnt stehn blieb. Musste er während längerer Ceremonien sich setzen, so frug er nicht ob der Aermste sein Nachbar war. Die Tugenden des Patriciats waren bei ihm von dessen Schwächen frei. Hochgesinnt und gegen Alle freundlich, für sich selber haushälterisch und in der Vermögensverwaltung achtsam,

grossartig freigebig für öffentliche oder für wissenschaftliche Zwecke, oder wo, was sehr ja zu oft geschah, an seine Wohlthätigkeit appellirt wurde. Seine fromme Mutter hatte ein Asyl für gefallene Mädchen, nach Art der heute „vom guten Hirten" benannten gestiftet. Als in jüngsten Jahren die Stadterweiterung das bei Porta San Gallo liegende Hospiz abtrug, erwarb er ein ansehnliches Grundstück in der östlichen Ebene, wo, von Nonnen geleitet, eine erweiterte Anstalt entstand, für deren neue Einrichtung und ausreichende Dotirung er, durch einsichtigen Frauenrath unterstützt, mit unablässigem Eifer sorgte. In der Kapelle dieses „Ritiro Capponi" ruhen die sterblichen Reste seiner Mutter. Von dem wohlthätigen Einfluss der weiblichen Orden hatte er einen hohen Begriff, wo es sich um Aufsicht, Lehre, Erziehung der Kinder des Volkes, um Besserung der Verirrten, um Krankenpflege, geistige wie körperliche handelte. Traurige Erfahrung in der Familie liess ihn namentlich die Tüchtigkeit und Thätigkeit der französischen Nonnen hochschätzen, an denen er Ruhe und Festigkeit, Geduld, praktisches Geschick, klaren Verstand ohne Andächtelei und Minauderie zu rühmen pflegte.

Seine Tageseintheilung war regelmässig ohne pedantisch zu sein. Er stand ziemlich zeitig auf und machte nach dem einfachen Frühstück an bestimmten Wochentagen die häuslichen Geschäfte mit dem Maestro di casa, den Factoren, auch wol mit einzelnen Colonen ab, wobei er auf die alten guten Traditionen der einheimischen Güterbewirthschaftung hielt. Hierauf arbeitete er, wenn nicht Sitzung der Crusca ihn abrief, bis gegen zwei, kleidete sich an, fuhr in den Senat, stattete Besuche ab, machte je nach der Jahreszeit wol auch eine Spazierfahrt. Die gewöhnliche Speisestunde war sechs, im Hochsommer auch früher, wo dann die an den Garten stossenden Zimmer des Erdgeschosses gebraucht wurden. Gäste fanden sich häufig ein. Vor dem Essen wurden die Zeitungen durchgesehen, nach demselben kam fast regelmässig Besuch. In der wärmern

Jahreszeit wurde nach den Cascinen, meist nach dem prachtvollen und luftigen neuen Spaziergange der Hügel von San Miniato und Arcetri, gelegentlich auch nach Fiesole gefahren. Abendbesuche waren selten geworden. An Sonntagen und den in Florenz zu häufigen Festen wurde aus der Arbeit nicht viel, da Capponi nie die Kirche versäumte. Vor dem Gottesdienst blieb nun gar keine Zeit, denn dann lärmten die Urenkel in den weiten, sonst so stillen Räumen die von hellen Kinderstimmen widerhallten. An solchen Tagen war dann auch Familientafel, nach den Umständen zahlreich besetzt, da auch manche Hausfreunde, zumtheil die Söhne der Genossen früherer Jahre willkommene Gäste waren. Zu Anfang 1871 war der Verwandtenkreis durch den ältern Sohn der jüngern Tochter, Marchese Lodovico Incontri vergrössert worden, welcher im J. 1859 in die diplomatische Laufbahn eingetreten, längere Zeit als Gesandtschaftsrath in St. Petersburg verweilt hatte, von wo er mit einer Prinzessin Galitzin vermält in die Heimat zurückkehrte. Sein jüngerer Bruder, kurze Zeit im Militärdienst, war mit einer in Florenz gebornen Engländerin verheiratet. Der ganze Zuschnitt des häuslichen Lebens hatte etwas Patriarchalisches, ohne Einwirkung von modernem Luxus, aber traulich und behaglich.

Als der Senat nicht mehr da war, der Tod erbarmenlos aufgeräumt hatte, blieb der Greis wol Tage lang ohne das Haus zu verlassen, den Nachmittag meist allein im Arbeitzimmer, stillem Nachsinnen hingegeben. Den grössten Theil des Jahres über waren die Abendstunden, mit Ausnahme der spätern, die er bei seiner Tochter, dann bei deren Schwiegertochter zu verbringen liebte, der Conversation gewidmet, mochte Einer, mochten Mehre zugegen sein. Oft bin ich ganze Abende mit ihm allein geblieben. Seiner Redeweise wurde schon gedacht. Sein ungewöhnlich volles kräftiges vibrirendes Organ passte sich der leichtern Conversation minder gefügig an, wie es denn für das Recitiren von Versen, deren er tausende, alte wie neue,

in classischen wie modernen Sprachen auswendig wusste, zu schwere Cadenzen hatte. Er discutirte gerne, folgerichtig, mit gewichtigen Gründen, auf Replik bereit, entwickelte aber seine Argumente zu ausführlich und vereinzelt. Sein Gedächtniss war ganz ausserordentlich. Statt im Greisenalter sich abzuschwächen, schien es nur stärker zu werden. Eigene Lebensereignisse und Erfahrungen, historische und philosophische Studienfrüchte, poetische Reminiscenzen, alles in gleicher Fülle und Bereitschaft. Der Mann der von Wien im J. 1800 mit der noch lebendigen Tradition Metastasio's, mit Sonnenfels' Publicistenruf und Heinrich Joseph's von Collin Tragödien, von Alfieri's Tod, von Napoleon und Elise Baciocchi erzählte, der den Hirten des Hermas, Augustinus' Bekenntnisse, Prudentius' peristephanische Hymnen wie Homer und Thukydides, Virgil und Tacitus kannte, in der Divina Commedia zu Hause war und ganze Seiten aus Ariost's Satiren gegenwärtig hatte, auf Machiavell und Guicciardini mit vollkommener Sicherheit verwies, recitirte lange Stellen von Molière und Voltaire, von Shakspeare und Byron, verlor nicht einen Vers aus Manzoni's Chören und Hymnen, wusste hundert Epigramme und satirische Stellen von Parini und Alfieri bis auf Giuseppe Giusti. Er dictirte mir einmal eine längere inedirte Satire d' Elci's auf die Errichtung von Alfieri's Denkmal, die ich in dem Buche über die Gräfin von Albany druckte, für welches er mir zahlreiche Daten lieferte. Die Würze dieser Fülle von Reminiscenzen verschiedenster Art zur Conversation war frei von aller Pedanterie. So ist's bis zum Ende geblieben. Wenn wol die Unterhaltung bisweilen schwerer fortzuschreiten schien, die Abschweifungen sich mehrten, Pausen eintraten welche gewissermassen auf ein Vergessen der Anwesenden zu deuten schienen, so geschah dies nur momentan. Es ist im letzten Lebensjahr häufiger geworden, und wer ihn näher kannte konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, als weile sein Geist bei den vielen ihm Voraus-

gegangenen — wer weiss wie das „quia non sunt“ vor seiner Seele stand!

Welche Gino Capponi's Grundsätze und Ansichten waren, hat die gegenwärtige Darstellung wiederholt klargemacht. Nie hielt er mit seinem Urtheil zurück wo es darauf ankam, nie drängte dies Urtheil sich vor. Der moralische Werth oder Unwerth des Menschen oder der Sache wirkte augenblicklich auf ihn ein und bestimmte seine Ansicht, aber seine ganze geistige Verfassung schützte ihn vor Uebereilung. Ein Menschenkenner in der strengern Bedeutung des Wortes war er nicht. Er hat sich wiederholt falsche Vorstellungen von Personen gemacht, was auch mit seinem physischen Unvermögen zusammenhing. Aber er war äusserst sensitiv, und vertrug Berührungen nicht die seinem Gefühl widerstrebten. Wie in politischen Dingen, hatte er in wissenschaftlichen und literarischen eine Grossartigkeit der Auffassung, die ihn sogleich das Ganze bemeistern liess. Seine Zwecke waren ideale: seine Mittel entsprachen ihnen. Dass manche der neueren Wege der Literatur, Poesie wie Prosa, ihn nicht anziehen konnten, ist begreiflich. Das in Italien neue zünftige Journalistenwesen war ihm ebenso widerwärtig wie die herkömmlichen Zänkereien der Grammatiker. Er hielt sich alles dies ferne, Leute wie Dinge. Freilich unterschätzte er dabei auch wohl die heilsame Bedeutung der periodischen Presse.

5.

Religiöse Anschauungen. Beziehungen zum Ausland und zu dessen Studien.

Gino Capponi's Religiosität war eine tief ernste und aufrichtige. Kopf und Herz hatten gleichmässig Theil daran. Er ist in seinem langen Leben nicht ohne Schwankungen geblieben, aber er ist nicht zu dessen Mitte gelangt, ohne vollkommene Klarheit gewonnen zu haben. Zu Ugo Foscolo's vielen falschen Urtheilen ist zu zählen, was er im Mai 1820 über die Fesseln einer falschen Erziehung und die einfältigen Vorurtheile unwissender Priester und müssiger Edelleute in Bezug auf Capponi schrieb. Seine von frommen Eltern gewählten Lehrer waren keine „priesterlichen Ignoranten" und ihm ist viele Freiheit gelassen worden. Die herrschenden Tendenzen der napoleonischen Zeit, welche den Antagonismus der kirchlich Gesinnten mehrundmehr weckten und steigerten, scheinen nicht stark auf ihn gewirkt zu haben. Wenn sodann die kirchliche Strömung der Restaurationszeit ihm zu viele weltliche Elemente zu enthalten schien, die Vermengung des Religiösen und Politischen ihn der liberalen Doctrin zugänglich machte, die sich angeblich gegen die Anlehnung der Kirche an die weltliche Gewalt, inderthat gegen die Kirche selber richtete, so ist er in dieser Beziehung schon

durch Anschauung der heimatlichen Zustände vor Extremen geschützt worden. In kirchlichen Dingen hat es an Gebrechen und Misbräuchen mancher Art, im Thun und Lassen, in Toscana nicht gefehlt. Aber hier, wo seit alten Zeiten der Clerus geachtet und einflussreich, nicht präpotent sondern populär war, ist im Grossen und Ganzen eine verständige Temperanz befolgt worden, welche von den Reformen des vorigen Jahrhunderts das Verletzende und dem Volksgeist Widerstrebende abgestreift, das Verständige und Fruchtbare bewahrt hat.

Jene liberalen Doctrinen, namentlich aus dem bourbonischen Frankreich importirt, scheinen in Gino Capponi am meisten Boden gefunden zu haben, als er, nach den italischen Reisen, die ihn mit Zuständen, verschieden von denen der engern Heimat, bekannt gemacht hatten, ins Ausland ging. Ob er die Lage Frankreichs, wo die Gegner der restaurirten Monarchie, alte Revolutionäre im Bunde mit depossedirten Bonapartisten, in der Kirche den Staat bekämpften, recht erkannt und gewürdigt hat, ist nicht festzustellen. Seine Bemerkungen über England, namentlich aber über Schottland, deuten auf eine Hinneigung zu den kirchlichen Verhältnissen dieser Länder, die jedoch nicht sonderlich in die Tiefe geht. Eine Hinneigung, welche bei längerm Aufenthalt jenseit der Cheviothügel, bei besserm Erkennen der beengenden Nüchternheit des Presbyterianismus wie der auflösenden Tendenz des Sectenwesens schwerlich von Dauer gewesen sein würde, während der Mangel des Schlusssteins an dem imposanten Gebäude der nicht blos nicht unabhängigen, sondern an den schlimmsten Mängeln des Pfründenwesens krankenden Staatskirche ienem so klaren Kopfe nicht entgehn konnte.

Erst geraume Zeit nachher vertiefte er sich in kirchenhistorische Studien, diejenige Forschung, welche bei ihm Geist und Herz am dauerndsten in Anspruch genommen hat. Er ist über den Gang der Entwicklung der Lehre, wie über die Ausbildung der Verfassung zu klarer An-

schauung gelangt. Noch war er mitten in diesen Studien begriffen, als in Frankreich die Bewegung begann, welche eine Neugestaltung der Kirche bezweckte, indem sie die Machtvollkommenheit ihres Oberhauptes und ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit von der Staatsgewalt zum Ausgangs- und Zielpunkt nahm, aber auf demokratischer Grundlage. Im Gedanken nicht neu, ja im Grunde uralt, aber in Formen gebracht die dem neuerwachten Bewusstsein der Nothwendigkeit der Verinnerlichung entsprachen, trat diese Doctrin einerseits an die theils kalte, theils ängstliche, theils feindliche Aussenwelt, anderntheils an das eben damals von neuer Revolution angegriffene Papstthum mit einer Aufforderung heran, deren bedenkliche ja gefährliche Seite der einen wie dem andern nicht entgehn konnten. Wie immer die Dinge sich in der Theorie ausnehmen mochten, so weckten bereits die ersten praktischen Kundgebungen die seit Jahrhunderten wenn nicht geschwundenen, doch in den Hintergrund gedrängten Schatten mittelalterlicher Secten.

Gino Capponi war zu einsichtig um nicht die Klippe zu gewahren, auf welche diese Bewegung zutreiben musste, mochte immerhin Wahres in ihrem Princip liegen. Er war zu sehr Italiener, um nicht die das Papstthum beherrschenden realen Nothwendigkeiten zu ermessen, die er weit stärker erachtete als die demselben von der neuen Lehre vorgespiegelten glänzenden Aussichten, welche am Ende die Vernichtung des mächtigen kirchlichen Gebäudes involvirten. Er besprach sich mit dem Haupte der katholischen demokratischen Schule, mit Lamennais, als dieser zu Ende 1831 nach Rom ging, zu jener Verhandlung welche eines der ergreifendsten Bücher der neuern französischen Literatur, die „Affaires de Rome" geschildert hat. „Wir werden uns, wie mir scheint", schrieb dieser am 24. Februar 1832, als seine Sache schon so gut wie verloren war und er sich kein Gehör zu verschaffen vermochte, an Capponi, „über manches von grosser Bedeutung

zu besprechen haben, und die Beziehungen die ich mit Ihnen zu unterhalten so lebhaft wünsche, werden, so hoffe ich, für die Menschheit nicht ganz unfruchtbar sein. Grosse Pflichten sind uns Allen auferlegt, in einer Zeit wo, inmitten der Stürme der Uebergangsepochen, der Welt neue Geschicke bevorstehn. Möge dieser Gedanke uns stets gegenwärtig sein, und wenn er unsere Handlungen leitet und unser Leben ausfüllt, so werden wir, geschehe was wolle, nicht ohne Frucht auf dieser Erde vorübergeschritten sein. Wie lange wir hier noch verweilen werden, weiss ich nicht. Das Gewissen neigt sich unsern Lehren zu, aber die Politik fürchtet zu reden. In zwei Worten kennzeichne ich unsere Lage. Der Papst (Gregor XVI.) ist sehr zu beklagen. Man kann nicht besser als Mensch, nicht frömmer als Pontifex sein. Es giebt aber Lagen, wo es so festen Willens zum Aufgeben einer rein passiven Rolle und eines so tiefeindringenden Gedankens zur Führung dieses Willens bedürfte, dass man sich nicht über eine Art von zeitweiliger Unthätigkeit wundert, welche vielleicht in den Absichten der Vorsehung liegt."

Es kann nicht Wunder nehmen, wenn Gino Capponi durch den Miserfolg dieser Bestrebungen nicht überrascht ward, aber auch nicht dass er an denselben ein umso lebendigeres Interesse nahm, je mehr er um sich herum eine weitverbreitete Stagnation gewahrte, die nicht blos die höhere theologische Wissenschaft sondern die kirchlichen Kreise überhaupt beherrschte. Ein Zustand der mit ernsten Gefahren drohte, wenn der Tag der Geisteskämpfe auch auf diesem Gebiete in Italien wieder anbrach, und den Gegnern der Kirche keine ebenbürtigen Vertheidiger gegenüberstanden. Denn er sah klar voraus, dass der in Frankreich die Geister bewegende Kampf mit der Verurtheilung der Lamennais'schen Lehren nicht zu Ende sein würde. Montalembert hat er erst drei Jahre nach dieser Zeit kennen gelernt, als der Bruch seines vormaligen Lehrers und Freundes mit Rom vollendete Thatsache war.

„In Pisa", schrieb er 1835 an den in Paris befindlichen Tommaséo, „sah ich Montalembert, und wir verplauderten einen Abend gemüthlich miteinander. Eine schöne Seele, Euch mit Liebe und Achtung zugethan. Wir verständigten uns besser als ich erwartete." Die parlamentarische wie die literarische Thätigkeit des bedeutenden, stets mit dem Muth der Ueberzeugung begabten Mannes hat er mit lebendigstem Interesse verfolgt, auch wo er nicht mit ihm übereinstimmte. Die Verbreitung seines grossen Werkes durch eine italienische Uebersetzung hat er gefördert, obgleich er das Bedauern nicht unterdrücken konnte, dass die durch das glänzende Gemälde der Einleitung angeregte Erwartung nicht ganz erfüllt wurde, dass übermässige Breite namentlich im legendarischen Theil den Autor nicht dazu kommen liess, den Mann zu schildern, dessen grosse Gestalt ihm vor Augen stand als er das Werk unternahm, das seinem ursprünglichen Gedanken zufolge zum Hintergrund für sein Bild dienen sollte. Dies Bedauern war umso lebhafter, weil er der Schilderung Sanct Bernhards durch einen Katholiken jener von der Hand eines protestantischen Historikers an die Seite gestellt zu sehen wünschte — ich brauche kaum hinzuzusetzen, August Neanders, dessen kirchengeschichtliche Arbeiten er hochschätzte und von dessen Geist er sich sehr angezogen fühlte.

Wie gesagt, seine Studien in Patrologie und Kirchengeschichte befestigten ihn in seinem katholischen Glauben, und er ist zu einer Ruhe und Serenität gelangt, welche ihn inmitten der vielen Kümmernisse und Schicksalschläge seines langen Lebens das Schwerste mit lebendigem Gottvertrauen ertragen liessen. Diese Studien befestigten ihn zugleich in der Anschauung von der Führung der Kirche. Er erkannte den Finger der Vorsehung auch dann, wenn menschlichem Ermessen gemäss in concreten Fällen andere Wege offen gestanden zu sein schienen. Er war Katholik im wahren Sinne, mit weitem Herzen, warmem Gefühl, hochsinnig zugleich und demüthig fromm, ohne Unduld-

samkeit, ohne Kleinlichkeit, ohne Frömmelei, entschieden für seine Kirche eintretend, mit festem Glauben an ihre Zukunft wie er ihre göttliche Pflanzung offen bezeugte. Er war ein Feind aller Secession die ihm ein Verlassen des katholischen Princips erschien, wie der protestantisirenden Bestrebungen, welche er, erst heimlich dann offen, in nächster Nähe immer thätiger werden sah, seiner Ueberzeugung zufolge ein Unglück für das italienische Volk, dem sie nichts als Spaltungen brachten. Einen ebenso entschiedenen Gegner fand in ihm alles zerreissende und beengende Parteiwesen in der Kirche, wie die Vermengung des Kirchlichen mit dem Politischen. „Die Religion", schrieb er einmal an Lambruschini, „schliesst die allgemeine heilbringende Theorie in sich, giesst sie über Welt und Menschen aus wie Himmelsregen. Der Mensch sammelt sie ein und gebraucht sie, nach seiner Natur und seinem Bedarf wie nach den Umständen. Verbinde die Religion, das heisst ihre Moral, mit der socialen Oekonomie, mit der Politik, womit du willst, aber, um alles in der Welt, mache die Oekonomie oder irgend ein sociales System oder eine der Discussion unterworfene Wissenschaft nicht zu einem Theil der Religion, denn ihre Principien stehn über den Thatsachen, und in allem andern können die Thatsachen dir von einem zum andern Moment Unrecht geben. Die Religion darf nie angerufen werden, irgendeine sociale Frage, oder ein politisches System oder ein materielles Interesse zu definiren; das haben Päpste gethan indem sie dieselbe auf den Boden herabzogen, das haben die Saintsimonisten gewollt. Sie verkündet, sanctionirt, veredelt die grossen leitenden Principien, deren praktische Anwendung Sache der Menschen ist. Wenn die Religion die Liebe und die Gleichheit geheiligt, die Menschenwürde anerkannt hat, so hat sie was ihr zustand gethan, um jede wohlthätige Umwälzung zu fördern."

Er erkannte sehr wohl dass die, Kirchliches und Weltliches vermengenden Angriffe auf den heiligen Stuhl und

auf die gesammte kirchliche Verfassung dem Parteiwesen in die Hände arbeiteten wenn sie es nicht erzeugten, und dass sie das Papstthum in seiner nach allen Seiten hin unabhängigen Stellung zu gefährden drohten. Wie er einst abgemahnt, als man Pius IX. auf der politischen Bahn immer weiter drängte, so warnte er nachmals vor einer Feindschaft, welche nach seiner Ansicht die Reaction herausforderte oder verstärkte. Während er in der Ueberfüllung mit Klöstern beider Geschlechter wie in der Ueberzahl des Clerus überhaupt einen ernsten Uebelstand erblickte, sah er in den legislativen Massregeln gegen die geistlichen Orden eine noch schädlichere Uebertreibung. Der Historiker verband sich in ihm mit dem praktischen Manne, ihm die Aufhebung der Orden als ein Unrecht, zugleich als einen Widerspruch gegen Natur und Bedürfnisse des Volkes erscheinen zu lassen. Ein Widerspruch, dessen endliche Lösung seiner Ansicht nach nicht im Sinne der legislativen Massregeln zu erwarten stand.

Die infolge des Vaticanum in Teutschland ausgebrochene Bewegung liess ihn nicht ohne Besorgniss. Er ging in der Infallibilitätsfrage mit der Tradition des europäischen Südens, mochte er auch hinsichtlich der Opportunität der Anregung der conciliaren Entscheidung und der ganzen damit zusammenhangenden Richtung ernste Zweifel hegen. Immer mehr aber fand er sich in der Ansicht bestärkt, dass gedachte Bewegung innerhalb engerer Kreise verlaufen werde, während er in dem Anlehnen der Opposition an die weltliche Macht ein Merkmal ihrer innern Schwäche erkannte. Die hohe Meinung die er stets von Döllinger gehegt und offen ausgesprochen hat, liess ihn doch das Unhaltbare seiner Stellung nicht verkennen, noch über die Zweifel an Richtigkeit und Ausführbarkeit seines kirchlichen Programms sich hinwegsetzen. Die namentlich im Sommer 1874 angekündigte Tendenz der Annäherung an die orientalische Kirche flösste ihm kein Vertrauen ein. „Das ist nichts Neues", schrieb er, „und ich erinnere

mich dass auch Baader in München dahin neigte. Aber schon in dem Verhältniss, in welches die Neuerung eventuell zu Russland gerathen würde, birgt sich ein gefährliches Dilemma. Entweder wird die neue Schule immer nur Schule bleiben, oder aber die von ihr auf das Volksbewusstsein ausgeübte Wirkung wird zu dessen Schwächung beitragen. Je mehr die Opposition ihr Feld zu erweitern sucht, umsomehr bedroht uns anderseits engere Begrenzung. Die Jesuiten, die an politischen Ideen keinen Mangel, im Gegentheil Ueberfluss haben, haben meiner Ansicht nach ganz richtig berechnet, dass es, diesem Streben ihrer Widersacher gegenüber, sich möglichst zusammenzufassen und zusammenzuhalten gilt, worin ich den Hauptgrund neuerer Vorgänge zu erkennen glaube. Politisch haben sie vielleicht recht, im Religiösen möge Gott uns beistehn — und Er wird es."

Wie in andern Dingen, hatte auch in kirchlichen seine Auffassung etwas Grosses und Umfassendes. Er glaubte fest an die ungeschwächte Fortdauer der civilisatorischen Macht der Kirche und an die Erfüllung ihrer Aufgabe im Interesse der geistigen wie der sittlichen Cultur — er glaubte aber auch dies könne nur geschehen, wenn die vollkommene Freiheit der Kirche auf ihrem Gebiete gewahrt, durch weltliche Beziehungen und Conflicte kein hemmender oder verkümmernder Antagonismus heraufbeschworen würde. Mit Bernhard von Clairvaux mochte er ausrufen: „Quis mihi det, antequam moriar, videre Ecclesiam Dei sicut in diebus antiquis!" Wie die grossentheils mangelhafte wissenschaftliche Bildung des italienischen Clerus, auch in seiner nächsten Nähe ihn betrübte, und er in neueren legislativen Vorkehrungen statt Abhülfe nur Verschlimmerung erkannte, begrüsste er froh jede Wendung zum Bessern die sich im Innern der Kirche kundgab, und pflichttreue Bischöfe und Priester haben bei ihm Anregung und Zustimmung gefunden. Er, der die christliche Literatur der ersten Jahrhunderte so gründlich kannte, nahm

an der engen Begrenzung und dem schematistischen Wesen des gewöhnlichen theologischen Unterrichts stärksten Anstoss und wies immer wieder auf die Nothwendigkeit einer Rückkehr zu den Quellen hin, wie er ihr wol in teutschen Schulen begegnet war.

Er hat es einmal ausgesprochen, wie der heilige Bischof von Hippo ihm der Fürst der Philosophen erschien. „Bei diesem ausserordentlichen Geiste", bemerkte er, „ist immer etwas unerwartet Hervorbrechendes, mit der Wärme des Affects und dem Lichte der Divination. Selbst in den Controversschriften wandelt er nicht die öden Pfade der Dialektik, begnügt er sich nicht mit der Arbeit der Deduction, sondern belebt sie mit etwas Neuem worauf man nicht gefasst war. Man muss sich aber hüten in den Anforderungen zu weit zu gehn. Augustinus war der erste Begründer einer auch in Form und Haltung ganz christlichen Philosophie und Theologie; Lehre wie Sprache der Schule erreichten gewissermassen ihren Abschluss durch seine mächtige Hand. Die ältern Kirchenväter waren Zöglinge heidnischer Schulen, griechische wie lateinische; von dort entlehnten sie das Rüstzeug für ihre Studien wie für ihre Bücher. St. Justinus ist so griechisch dass er Abraham und Elias Barbaren nennt. In Alexandrien hatte die griechische Philosophie die christliche Lehre verunstaltet. St. Hieronymus klagt sich selber des Ciceronianismus an. Augustinus sieht von der alten Welt nur die Gebrechen. Die Griechenschulen sind gefallen, das Römerreich ist zu Tode getroffen, ein anderes genus humanum erstand, die Welt der Christen." Als, wenige Jahre vor seinem Tode, Enrico Bindi's Erzbischofs von Siena schöne Uebertragung der Confessionen erschien und in kurzer Zeit zwei Auflagen erlebte, freute er sich herzlich darüber, dass eines der trefflichsten Bücher seinen Landsleuten in einer Gestalt geboten wurde, welche ohne Beeinträchtigung der Treue die grossen aus der Entwicklung des philosophischen Gedankens und der Fein-

heit der Analyse wie aus der eigenthümlichen Natur der mit dem Stoffe ringenden Sprache hervorgehender Schwierigkeiten besiegte und den Inhalt dem Leser nahe brachte.

Obgleich so lange auf seine Vaterstadt, ja auf das Haus beschränkt, blieb er mit ganz Italien, mit der ganzen europäischen Welt in lebendigem Zusammenhange. Die vielen und vielfachen persönlichen Beziehungen trugen dazu bei, seine nicht gewöhnliche Kunde politischer Verhältnisse erleichterte es. Wer von namhaften Ausländern nach Florenz kam, Fürsten, Staatsmänner, Gelehrte, suchte ihn auf. Die verschiedensten Doctrinen und Meinungen begegneten sich mit den seinigen in einer Wechselwirkung, die vielleicht nie eine unfruchtbare gewesen ist, so reich und manchfaltig waren seine Anschauungen, so reif seine Erfahrung. Vom frühen Mannesalter an bewahrte er eine entschiedene Vorliebe für England, Nation, Verfassung, Literatur. Seine politischen Ideen hatten sich grossentheils nach den englischen gemodelt. Er ging gerne mit Franzosen um, deren geistige Beweglichkeit wie ihre angenehmen Umgangsformen ihm zusagten, aber die Individuen sagten ihm mehr zu als die Nation. Es ist ihm leicht geworden sich in teutschen Geist zu finden, obgleich gewisse Eindrücke frühester Jugend ihm im Wege standen, während manche allerdings nicht immer massvolle Ansprüche teutscher Wissenschaft ihn ungeduldig machen konnten. Unsere grossen Schriftsteller von Lessing, unsere hervorragenden Historiker von Johannes v. Müller, Heeren und Schlosser an, waren ihm alle bekannt, und Böhmer's Besuch im J. 1850 hatte vieles eingehend zur Sprache gebracht. Wie er unter denen, welche auf Benutzung und Nachahmung Letzterer in Forschung und Methode verwiesen, voran gestanden ist, so hat er die Verbreitung der Meisterwerke Ersterer durch meisterhafte Uebertragungen freudig begrüsst.

Die grosse Wendung der teutschen Angelegenheiten

vom Jahre 1866 an verfolgte er mit umso lebendigerem Interesse, da er die Analogien mit der von der teutschen nicht zu trennenden Geschichte seines Vaterlandes wohl ermass. Man muss die Bewegung in welche der teutsch-französische Krieg ganz Italien versetzte, erlebt haben, um sich von dem durch die Ereignisse auf ernste und denkende Männer hervorgebrachten Eindruck eine Vorstellung zu machen. Noch zu Ende des Winters 1870—1871, als Alles entschieden war, fand ich die ganze Halbinsel von den Alpen bis zum Ionischen Meer in Aufregung, und am Schrein des heiligen Nicolaus zu Bari sprach man vom Kronprinzen von Preussen. Thiers' Besuch in Florenz, auf seiner merkwürdigen diplomatischen Rundreise, hatte Gino Capponi Gelegenheit geboten, sich mit dem bedeutenden Manne, mit dem er einst unter so verschiedenen Umständen wiederholt zusammengetroffen war, über die nicht vorausgesehene Lage der Dinge ausführlich auszusprechen. Er konnte nicht umhin ihm als eigenthümliche Fügung zu erscheinen, dass Der, welcher das Abweichen von den Traditionen französischer Politik in Bezug auf Italien einen der schlimmsten Misgriffe des zweiten Kaiserreichs gescholten hatte, zu dem Versuche berufen ward, von den neuen Conjuncturen für Frankreich Nutzen zu ziehen.

Der lebendige durch Teutschlands Neugestaltung geweckte Antheil, ein Antheil der ihm die in seiner Jugend stattgefundene Begegnung mit dem Freiherrn vom Stein in die Erinnerung zurückrief, schärfte seine Aufmerksamkeit auf die innern Fragen. Als ein genialer Staatsmann, der kühne und glückliche Architekt eines Riesenwerks, im Moment wo es sich darum handelte, den Ausbau im Innern, eine tiefen Friedens bedürftige Friedensaufgabe in die Hand zu nehmen, gefährlichsten Kampf entzündete, indem er der katholischen Kirche zu welcher ein Drittel des Volkes gehörte, den Krieg erklärte, erkannte er alsbald die Bedeutung des Wagnisses. Der Reichskanzler, sagte er, ist ein grosser Mechaniker; in Bezug auf die geistigen Mächte

verrechnet er sich, und scheint sich keinen rechten Begriff von der Natur des Widerstandes zu machen den er provozirt. Das unverjährte Recht der Kirche anerkennen, ist kein Canossa. Wollend oder nicht wollend, muss es doch geschehen, wenn dem Volke Ernst ist mit seinem Glauben und seiner Anhänglichkeit, wie es mir bei den teutschen Katholiken der Fall zu sein scheint. Gebe Gott dass es so bleibe; die welche jetzt dagegen kämpfen, werden selber davon Vortheil ziehen. Keine Regierung — ich leihe der Erfahrung eines langen Lebens Worte — vergiebt sich etwas, wenn sie Dingen Rechnung trägt die ausserhalb ihrer Competenz liegen, und deren nach beiden Seiten genügende Gestaltung ihr eignes Interesse ist. Am wenigsten begriff er die hastige, gegen eine starke und compacte Opposition mit Hülfe einer aus verschiedensten politischen und religiösen Elementen zusammengewürfelten parlamentarischen Mehrheit gewissermassen ab irato durchgesetzte Abschaffung wichtigster Verfassungs-Garantien, namentlich wenn sie die kirchlichen Verhältnisse betreffen. Er stellte wol das Beispiel Italiens entgegen, welches inmitten so vieler, mit revolutionären Antecedentien zusammenhängenden Kämpfe, von denen Teutschland zu seinem Glück befreit geblieben, so grosse Scheu an den Tag lege, sein constitutionelles Statut anzutasten.

Wo er konnte, verliess er in der vertrauten Unterhaltung das Terrain der politischen Tagesbegebenheiten, um sich auf das der Geschichte und Literatur zu begeben. Seine historischen Studien waren von Jugend an neben den classischen getrieben worden, aber er war darin Autodidakt. Erst in reiferm Alter gewann er rechte Methode und Festigkeit der Richtung, denn in seiner Jugend war kritische Forschung in Italien fast unbekannt. Man schrieb nach classischem Muster wie Colletta, oder rhetorisch-annalistisch wie Botta. Wie sicher er sich in der Geschichte der Uebergangsepoche vom 15. zum 16. Jahrhundert wusste, legen die Anmerkungen zu der Molini-

schen Sammlung an den Tag. Mit dem Detail florentinischer Geschichte hat er sich erst spät beschäftigt, dann aber das Gesammtgebiet mit einemmale überschaut. In gewissen historischen Fragen machten neuere Untersuchungen keinen rechten Eindruck auf ihn. Wie er in seiner allerletzten Zeit die angegriffenen ältesten florentiner Chronisten vertheidigte, freilich nicht mit demselben Masse und die Kritik keineswegs abweisend, hat er auch an der römisch-italischen Tradition der Municipalformen festgehalten. Es dünkte ihn hart diejenigen zu Urhebern der städtischen Institutionen zu machen, die von Städten nichts gewusst bevor sie die italischen angriffen, und bei denen die ältesten einheimischen Römercolonien waren. Die französischen Ansprüche, welche Frankreich den Ruhm, immer oder doch beinahe immer an der Spitze der Civilisation gestanden zu sein, zuerkennen wollten, wies er entschieden ab. „Frankreich", sagte er, „hat ein einziges Princip das seinige zu nennen, die nationale Einheit — dies Princip liegt in seiner Natur und ist stets von ihm vorangestellt worden. Alle übrigen Principien hat es anderswo geholt, in sich aufgenommen, verarbeitet, gezeitigt und gewissermassen popularisirt und verbreitet. Darin liegt seine Kraft und Gewandtheit. Aber kein anderes grosses moralisches, intellectuelles, sociales Grundgesetz ist französischen Ursprungs, und das der nationalen Einheit hat Ludwig XIV. zum Ideal der nationalen und absoluten Monarchie gestaltet." Wobei jedoch zu erinnern ist dass Ludwig XIV. schon Philipp den Schönen vor viertehalb Jahrhunderten zum Lehrmeister in Dingen hatte, die er auf die Spitze stellte.

Die Geschicke seines Vaterlandes, vorzugsweise in den für seine spätere politische Gestalt verantwortlichen Zeiten, hat er einmal in kurzen Zügen gezeichnet. „Italien", sagte er, „hat auch von den bessern Männern Nachtheile erfahren und vergebens auf schlimme gehofft. Die Della Scala, die Visconti und Castruccio verstanden nicht, oder

vermochten nicht das Glück dauernd an sich zu fesseln, Cesar Borgia ward vom Glück verrathen, die Sforza verkamen und den Medici fehlte kriegerischer Sinn, denn der Führer der schwarzen Banden erschien zu spät und starb zu früh. Julius II. rief die Franzosen, wie Giovanni da Procida, indem er die Aragonesen rief, Carl V. den Weg bahnte. Trivulzio siegte für Frankreich, die beiden Colonna siegten für Spanien. Die beste Tochter Italiens, Vittoria Colonna, hinderte ihren Gemal das italische Banner aufzupflanzen; sie nannte das Verrath, und es war Verrath, denn Pescara hatte sich Carl V. verkauft. Eigene Staatsweisheit fruchtete nichts. Venedig rettete zur Noth seine Existenz, Lorenzo de' Medici hielt faulen Frieden aufrecht, der letzte Sforza und Morone fingen sich in eignen Netzen, Guicciardini verstand sich besser darauf die Uebel zu schildern als sie zu heilen, und Machiavell blieb ein unerfindlicher Charakter, zwischen der Schmach seiner Lehren und seinem nutzlosen politischen Scharfsinn. Rienzi's Redensarten hatten die Italiener Glauben geschenkt, nicht Castruccio's Thaten; es verklagt ihre Schwäche aber es spricht für ihre Ehrlichkeit. Nie vermochte ein Italien beherrschender Fremder das Ziel zu erreichen — hätten sie's wenigstens durch ihre Härte gerettet! Aber die Staufer gingen kämpfend unter, die Aragonesen sanken rasch, die Franzosen fassten nie festen Fuss. Selbst der Kirche gelang es nicht, die zersplitterten ruhelosen Kräfte zu vereinigen und zu lenken. Ihre Heiligkeit und Grösse hat Italien nicht gebessert noch gekräftigt, das Schisma hat ihm keine Freiheit gebracht, das Papstthum keine Schutzwehr. Gregor VII. und Arnold von Brescia, Savonarola und Julius II., Guelfen und Gibellinen haben gleich geringen Erfolg gehabt."

6.

Beginn des neunten Decenniums.

Am 14. September 1872 vollendete Gino Capponi sein achtzigstes Jahr. Am Morgen dieses Tages ward ihm eine grosse Ueberraschung zutheil. Der teutsche Consul liess sich bei ihm melden und überbrachte ihm ein Glückwunschschreiben des Kaisers Wilhelm, das in warmen Ausdrücken seinen Verdiensten um sein Vaterland Anerkennung zollte. Ein schönes Zeugniss, welches zwei Greise, jeder auf seine Weise hervorragend, in gleichem Masse ehrte, ein Act edler wahrhaft königlicher Courtoisie, der in Florenz, wie überall wo er bekannt wurde, freudigste Wirkung hervorbrachte.

Aber der Spätherbst war winterlich geworden und rings umher wurden die welken Blätter abgeweht. „Ich bin fast das einzige Blatt am alten Stamm", sagte er, „noch ein Windstoss, so bin auch ich weggeweht." Aber seine letzten Jahre sollten noch Manche meist Jüngere zur Ruhe gehen sehn. Der am 13. August 1868 erfolgte Tod Pietro Capei's, kaum zwei Monate nach Matteucci, ergriff ihn tief. An seinem Tische wurde er von dem apoplektischen Anfall betroffen, der ihn längst bedrohte und schon gemahnt hatte. So hat Capponi ihm wie Matteucci herzliche Worte

der Erinnerung gewidmet, auch Gaetano de Castillia, welcher am 12. Mai 1870 in Vimercate bei Mailand langwierigem Uebel erlag, das ihm schon seit ein Paar Jahren die Besuche bei dem alten Freunde unmöglich gemacht hatte. Am 8. Februar 1871 folgte ihnen dreiundsiebzigjährig in seinem Landhause zu Vigonovo bei Padua Agostino Sagredo.

Seit lange war Raffaello Lambruschini körperlich wie geistig eine Ruine. Fortschreitende Paralysis hatte ihn fast ganz der Bewegung beraubt, während der Geist nur in Intervallen thätig war, gleichsam mit Dunkel wechselnde Blitze schoss. Am 8. März 1873 verschied er zu Figline im Alter von fünfundachtzig Jahren. Es fehlte viel daran dass Gino Capponi stets mit ihm einverstanden gewesen wäre. Sein Schwanken in religiösen Anschauungen hatte ihm ernste Bedenken eingeflösst. „Die hohe Bedeutung", sagt ein dankbarer Schüler (Marco Tabarrini), „welche Lambruschini der Religion in der menschlichen Gesellschaft einräumte, der tiefe Schmerz über die merkliche und tägliche Abnahme religiöser Begriffe und Empfindungen in der Nation, mögen in ihm zu gewissen Zeiten den Zweifel erzeugt haben, ob der Katholicismus noch Lebenskraft genug besitze, die Führung der Seelen wiederum wirksam in die Hand zu nehmen. Folge davon war dass er sich umsah, ob in andern religiösen Genossenschaften grössere Vitalität vorhanden sei. Daher innere Kämpfe, deren Kundgebungen nicht immer behutsam waren und der Indiscretion Spielraum boten. Als aber die Ereignisse des Jahres 1848 ihm klar machten, dass die Neuerer nicht etwa den Baum pfropfen sondern die Axt an die Wurzel anlegen wollten, war sein Entschluss rasch und entschieden. Seine übrige Lebenszeit hindurch ist er fest geblieben, obgleich er die politischen Tendenzen des Clerus und dessen Bestreben tadelte, die Religion zu einem Instrument der Herrschaft zu machen." Worte die hier ohne weitere Bemerkung stehn mögen. Einst hatte Capponi die Fragen welche den

Freund vor allem in Anspruch nahmen, in vertrautem Briefwechsel mit ihm besprochen. Nach den wenigen übriggebliebenen Fragmenten dieser nach Lambruschini's Tode von ihm vernichteten Correspondenz zu urtheilen, war der Laie in seinen Anschauungen positiver und namentlich conservativer als der Priester, und erkannte bereitwilliger als dieser in den Tagen der Pflanzung der Kirche die Nothwendigkeit der Definition der Lehre an, gleich nachdem die ersten Zeiten vorüber, in denen das neue Moralprincip der erstaunten Welt Alles ersetzte, den Menschen erfasste und ganz erfüllte. Sein Einfluss auf Lambruschini ist ein durchaus heilsamer gewesen. Um Erziehungswesen wie um Landwirthschaft hat dieser sich namhafte Verdienste erworben. Ein feiner Kopf, gewandt und zierlich in der Form die er so bei abstracten wie bei den auf die Praxis angewiesenen Stoffen mit Glück und Beherrschung des Idioms handhabte, während der Landaufenthalt Schärfe der Beobachtung und Frische der Auffassung lebendig erhielt.

Am 1. Mai 1874 wurde Niccolò Tommaséo plötzlich abberufen. Nichts deutete darauf hin, obgleich in den letzten Zeiten Spuren geschwächter Nerven bemerkbar wurden. Am Nachmittag des 28. April besuchte ich ihn; er war eben aus einer Sitzung der Crusca zurückgekehrt. Wir sprachen über literarische, namentlich über religiöse Angelegenheiten der Gegenwart. Nachher machte Capponi ihm den gewohnten Besuch. Es war der letzte; vierundzwanzig Stunden später, beim Dictiren, raubte ein Schlagfluss ihm Besinnung und Bewegung, und so schlummerte er langsam hinüber. Für den um zehn Jahre ältern Freund wol der schwerste Verlust der ihn treffen konnte. Sie gingen in politischen Meinungen nicht miteinander, wenn man die Worte wog; inderthat aber lag die Verschiedenheit mehr auf der Oberfläche als dass sie im Innern bestanden hätte. Beide täuschten sich nicht über die Gefahren welche die neue Gestaltung der Dinge in sich barg, nur dass Capponi das Errungene voranstellte und den end-

lichen Sieg des Bessern erhoffte, Tommaséo das Schädliche mehr durchfühlte, das Gewonnene weniger hoch anschlug, sich über Fehler, Gebrechen, Verkehrtheiten mit einer Schärfe äusserte, welche den, der ihn nicht genauer kannte, verletzen konnte, und auf noch tiefere Vertiefung schliessen liess als wol in ihm lag. Und dann, zwischen beiden Männern bestand ein nicht geringer Unterschied. In Gino Capponi stand der Weltbürger über dem Literaten: bei Tommaséo war das Umgekehrte der Fall. Dieser war ein italienischer Patriot: er war kein Parteimann und kein Revolutionär. Er war von einer beinahe peinlichen Unabhängigkeit und Uneigennützigkeit. Mittellos wie er war, auf literarischen Erwerb angewiesen, hat er nie von einer Regierung etwas angenommen, weder Menschen noch Meinungen je gedient. Keiner hat ihn an Muth der Ueberzeugung übertroffen, und er handelte wie er dachte und fühlte. Er war seiner Kirche treu und eifrig anhänglich, auch in seinen Lebensgewohnheiten, wie immer die momentanen Stimmungen von Zeit und Land sein mochten in denen er lebte. Jeden Morgen sah man ihn in dem seiner Wohnung gegenüberliegenden Marienkapellchen. Die verderblichen Wirkungen des kirchenfeindlichen Geistes und Vorgehens dem die Gesetzgebung Vorschub leistete, hat er klar erkannt. Ebenso klar erkannte und verkündete er die Gebrechen wie Bedürfnisse des Erziehungswesens, und mühte sich für Bewahrung des christlichen Geistes in Corporationen und Instituten, für dessen Wiedererweckung in andern. In dieser Richtung ist er in Florenz, der Stadt zahlreicher aus dem Mittelalter geretteter Stiftungen, bis an sein Ende segensreich thätig gewesen.

Gunst und Ungunst der herrschenden Meinung vermochten nichts über ihn. Er hat sich über Foscolo und Gioberti nicht ohne Herbheit ausgesprochen, als man den hochbegabten aber vermöge seines entmuthigenden Einflusses gefährlichen Autor der Sepolcri und des Ortis zum nationalen Heros erhob, um später die Schwächen von Charakter und Leben

bloszustellen, als man auf allen Gassen Gioberti besang, um nach wenigen Monaten über das „zerschlagene Götzenbild“ zu jubeln. Tommaséo war nicht blos Sprachgelehrter, Kritiker und Aesthetiker, christlicher Philosoph: er war Dichter und die Wärme des Gefühls ist bei ihm nicht durch das Ueberwiegen der Reflexion erstickt worden. „Dem Dreissigjährigen“, sagt, ein von ihm selbst gesprochenes Wort wiederholend und auf Gino Capponi deutend, Cesare Guasti in der am 6. December 1874 in der Akademie der Crusca gehaltenen Gedächtnissrede, „eröffnete sich eine höhere Anschauung von der Poesie — sie ward ihm in Florenz, von einem Manne der nie Verse geschrieben hat, aber indem er in der Prosa die geheime Kraft des Wortes erforschte, die Hoheit des Stils erkannte worin die Blüte der Schönheit besteht, sich als Dante's ächten Mitbürger bewährte. Die höhere Idee schwang sich empor mit dem Geist, veredelte sich durch die heiligsten Gefühle, reinigte sich mittelst der Schmerzen, stärkte sich im Glauben. Es giebt Poesien Tommaséo's die man nicht ohne Thränen liest, über die man nicht ohne innere Befriedigung nachsinnt. Die aus allen redende Melancholie ist nicht blos Wirkung des Exils und der vielen Leiden, sie ist zugleich der Seufzer des Pilgers der das ewige Vaterland sucht, das Echo einer andern Welt, welches den Klageton der irdischen in einen Wonnelaut verwandelt.“

Virgil und Dante waren seine poetischen Lehrmeister. Nie ist er müde geworden ihre Werke zu studiren und zu erläutern, während er über dem grossen Meister der Sprache des Trecento nie die lebendige Volkssprache vergass, deren Feinheit und treffenden Ausdruck er an dem toscanischen Handwerker und Landmann bewunderte, wie Alfieri bei Madonna Nera der Näherin. Er ist in Italien einer der Ersten gewesen welche Volkslieder sammelten. In den grammatikalischen Studien und den Definitionen der Vocabeln befolgte er andere Grundsätze als die Akademie der Crusca, aber von der Zeit an, wo diese ihn im J.

1866 ihren Residenten beigesellte, hat er an ihrem Vocabular mitgearbeitet, während er sich fortwährend an der Herausgabe des grossen unter der Redaction Bernardo Bellini's in Turin erscheinenden Wörterbuchs betheiligte, einer Arbeit bei welcher der Tod ihn buchstäblich überraschte. Die Versatilität seines Geistes hat ihn sich zersplittern lassen, was mit den äussern Bedingungen seiner literarischen Laufbahn zusammenhing. Es giebt von ihm kein Buch, das eine bleibende Stelle in der Literatur einzunehmen bestimmt wäre, aber die Gesammterscheinung des Mannes wie des Schriftstellers wird ihre Bedeutung behalten. Es war eine eigenthümliche Stellung, welche dieser blinde Mann, kein Florentiner, der Geburt nach nicht einmal ein Italiener, durch Neigung und Verhältnisse gleichsam losgetrennt vom äussern Leben, sich in der lebensfrohen, in den Strudel der Bewegung mehrundmehr hineingezogenen Stadt gemacht hatte. Rath, Trost und Hülfe ward er nicht müde Unzähligen zu spenden, Vereinen wie Einzelnen, schriftlich wie mündlich, in allen denkbaren Anliegen und Lebenslagen, dem Vertrauen entsprechend das ihm von allen Seiten entgegenkam. Als er nun so plötzlich hinweggenommen wurde, gab die allgemeine Theilnahme Zeugniss der Anerkennung seiner unselbstischen Gesinnung, seiner anspruchlosen Einfachheit, seiner ungeheuchelten Frömmigkeit und des edlen Gebrauchs seiner Geistesgaben. Auf dem stillen Friedhofe des nahen, durch seine anmuthige Lage wie durch seine zahlreichen Bildhauer und Architekten berühmten Dörfchens Settignano ruhen seine irdischen Reste.

Vier Monate nach Tommaséo beendete, auf einer Villa bei Pistoja, wo er seit beinahe fünf Jahren bei stets schwindenden Geisteskräften vegetirte, Francesco Bonaini achtundsechzigjährig seine qualvolle Existenz. Als Denkmale seiner ungewöhnlichen organisatorischen Thätigkeit bleiben die Staatsarchive der vier grossen historischen Städte Toscana's, mit einem tüchtigen Beamtenpersonal, welches, seit seiner

Erkrankung unter der trefflichen Direction Cesare Guasti's, die Publication der von ihm geplanten und theilweise begonnenen Regesten- und Urkundensammlungen und Repertorien mit Eifer fortgesetzt hat. Als Zeugnisse seines Wissens haben wir die pisanischen Statuten nebst den ältern und neueren Chroniken und Geschichtsbüchern der Stadt, die peruginischen Chroniken und Diarien, die Urkunden zur Geschichte des Römerzugs Kaiser Heinrichs VII., Werke deren Vollendung durch dankbare Zöglinge er nur zumtheil erlebte. Man kann sich traurigen Eindrucks nicht erwehren, wenn ein verdienter Mann durch ererbte Ungunst des Geschicks nie zu vollem Genuss der Früchte seines Schaffens gelangt ist.

Währenddessen war am 29. Mai 1873 der Letzte, der Beste der lombardischen Freunde aus dem Leben geschieden, Alessandro Manzoni, bis nicht lange vor seinem Ende noch geisteskräftig und thätig. Ich war zugegen als durch seinen Schwiegersohn Giovan Batista Giorgini die Nachricht eintraf. Sie war seit einiger Zeit zu erwarten, ja zu wünschen gewesen, aber sie machte auf Capponi tiefen Eindruck. Die Brücke zwischen der alten und der neuen Zeit war gleichsam abgebrochen. Der Mann welcher das Italien Alfieri's und Parini's geschlossen, die Lehren der Philosophenzeit mit denen des Evangeliums vertauscht und die Poesie der ältesten christlichen Jahrhunderte mit dem Aechten und Schönen der modernen Cultur durchdrungen, welcher im Drama wie in der Erzählung neue vibrirende Accente gefunden, die Geschichte dichterisch wiederbelebt und sie im Dienste des Glaubens, dem Einfachsten verständlich, dem Forscher genehm, zur Trägerin erhabener Wahrheiten gemacht hatte — er, dem das von dem italienischen Volke der letzten Decennien ausgegangene Gute mehr als einem Andern zu danken ist, hatte die Augen geschlossen.

Den vielen und herben Verlusten, und geistigen wie körperlichen Leiden gegenüber, bewies Gino Capponi eine

moralische Kraft welche umso höher anzuschlagen ist, je sensitiver seine Natur war. Arbeit war ihm Erholung, so sehr die Umstände sie erschwerten. Seine Beschäftigungen waren verschiedener Art. Die Präsidentschaft des florentinischen Instituts legte er nieder, als Toscana Provinz, das Unterrichtswesen von Turin abhängig wurde. Eine Ehrenpräsidentschaft übernahm er in seiner letzten Zeit bei einer, durch den Sohn eines Freundes, den Marchese Carlo Alfieri begründeten Anstalt, welche die wissenschaftliche Ausbildung für das praktische Leben in höheren Stellungen bezweckte. Wo es sich um solches was seiner Vaterstadt zur Ehre gereichte, oder um Gemeinnütziges handelte, blieb er nicht zurück. Er war es — um zweier verschiedenartigen Dinge zu erwähnen — der vor Andern die Errichtung eines Monuments Savonarola's in seinem vormaligen Kloster in die Hand nahm, und er betheiligte sich gerne an dem Verein, welcher der greulichen Thierquälerei zu wissenschaftlichen Zwecken wie im täglichen Leben eine Grenze zu setzen suchte. Das Amt eines Gemeinderaths verwaltete er zwei Jahre lang. Als im Spätherbste des Jahres 1862 die historische Deputation für Toscana, Umbrien und Marken nach dem Muster der für die piemontesische Monarchie wie für Parma und Modena bestehenden eingesetzt wurde, übernahm er gerne den Vorsitz. Die toscanische Deputation beschloss die Fortsetzung des „Archivio storico italiano". Das schöne nunmehr seit länger denn zwei Decennien bestehende Sammelwerk ging allen andern dieser Art in Italien voraus, und hat vor allen andern seinen universalen Charakter bewahrt. Im J. 1865 begann die dritte Serie, von Carlo Milanesi und nach dessen im J. 1867 erfolgtem frühen Tode von Agenore Gelli geleitet. Die alten Freunde, so viele deren noch am Leben, sind dem Unternehmen treu geblieben, manche jüngere haben sich ihnen zugesellt.

Daneben erstand eine andere Sammlung, die „Documenti di storia italiana", eine der mehrfachen Ergänzungen

der Muratori'schen Scriptores. Fünf stattliche Quartbände sind zu Capponi's Lebzeiten erschienen, ein sechster mit ältesten florentiner Chroniken war beinahe vollendet als er den Präsidentenstuhl leer liess. Die drei ersten Bände sind die wichtigsten. Sie enthalten die Berichte und Aufzeichnungen Rinaldo's degli Albizzi, des letzten Hauptes der Optimatenpartei vom Anfang des 15. Jahrhunderts, über die während vierunddreissig Jahren ihm übertragenen sechsundfünfzig Ambassaden und Commissionen. Unschätzbare Materialien zur Geschichte der glänzendsten Epoche der Republik, und von nicht geringem Belange für die Geschichte Italiens ja des Auslandes, zugleich ein glänzendes Zeugniss des staatsmännischen Geistes, der erstaunlichen Thätigkeit, der vielseitigen Bildung der vornehmen Bürger, die sich den verschiedenartigsten Aufgaben und Aufträgen gewachsen erwiesen. Cesare Guasti hat die Herausgabe mit musterhaftem Fleisse besorgt und in den Erläuterungen unter Mittheilung zahlreicher Documente das Material zur Ergänzung und Verwerthung dieser bemerkenswerthen Schriftstücke eines bedeutenden Mannes geliefert, welchem aus seiner vielfachen Verwendung im auswärtigen Dienste nicht nur kein persönlicher Vortheil, sondern, bei der unermüdeten Thätigkeit vieler Gegner, für seine Stellung Nachtheil erwachsen ist. Zwei weitere Bände enthalten die Chroniken von Fermo und Viterbo, erstere von Gaetano de Minicis, letztere von Ignazio Ciampi herausgegeben, jene mit Regesten älterer Urkunden der ansehnlichen Stadt der adriatischen Marken, diese mit spätern bis zum Jahre 1575 reichenden Aufzeichnungen und mit den viterbosischen Statuten vom Jahre 1250. Capponi lag viel daran dass Marken und Umbrien schon zu Anfang der Publicationen nicht leer ausgingen, und da Rom noch keine ähnliche Anstalt besass, durfte man wol in das Patrimonium Petri hinübergreifen.

Die Phasen der wissenschaftlichen und literarischen Thätigkeit, wie sie um ihn herum sich entwickelte, ver-

folgte er mit einem Interesse, wie es in so hohem Lebensalter nicht gewöhnlich ist. Nicht als wäre er immer befriedigt gewesen, nicht als hätte er die Betheiligung seiner engern Heimat am wissenschaftlichen Leben in den seit der ersehnten Neugestaltung Italiens verflossenen anderthalb Decennien den günstigeren Umständen und gehegten Erwartungen entsprechend erachtet. Auf historischem Felde war die Original-Production schwach. Das Jahr der Umwälzung hatte das Werk eines Nicht-Toscaners über toscanische Geschichte gebracht. Das Leben Savonarola's von Pasquale Villari war die erste durchgängig auf urkundliches Material gestützte Darstellung eines merkwürdigen Mannes und einer merkwürdigen Epoche, gewissenhaft, verständig, umfassend, im Urtheil nicht immer gleichmässig, in der Betrachtung der politischen Bedingungen nicht immer die verschiedenen Gesichtspunkte festhaltend und die manchfachen Beziehungen verfolgend, aber die beste bisher über dies Thema gelieferte Arbeit. Capponi's eigne Ansicht über Fra Girolamo hatte sich im Lauf der Jahre wesentlich modifizirt. Dies leuchtet so aus seiner florentinischen Geschichte hervor wie aus seinen Bemerkungen über die demselben namentlich im 16. Jahrhundert von den frömmsten und thätigsten Mitgliedern des Dominicanerordens wie im florentinischen Volke bewahrte Verehrung, welche allerdings die Grenzen überschreiten konnte aber ihren wahren und tiefen Grund nicht verleugnete. Im Auftrage der Regierung des Jahres 1859 begann G. Canestrini die Geschichte des florentinischen Finanzwesens, wovon nur ein Theil, über das Kataster, vollendet ward, die zuverlässige Arbeit eines mit diesen Studien vertrauten Mannes, während das Buch über die Industrie und Banken des Mittelalters von L. S. Peruzzi mancherlei brauchbares Material brachte, aber den Mangel an literarischer Uebung wie an Kritik zu sehr verrieth. Luigi Passerini bearbeitete eine ansehnliche Reihe von Genealogien historischer Familien, S. Bongi, L. Banchi, G. Sforza bereicherten mehrfach die Localgeschichte von

Pisa, Lucca, Siena u. s. w., aber alles dies kam nicht in Betracht, wo es sich um Historiographie im Grossen und historische Kunst handelte.

Auf dem Gebiete der Literär- und Kunstgeschichte ist die Thätigkeit eine grössere gewesen, und Gino Capponi hat sie theilweise mit lebendigem Interesse verfolgt. So Augusto Conti's philosophische Studien, die ihm mit ihrer christlichen Grundlage, opponirenden Bestrebungen gegenüber, besonderer Beachtung würdig schienen; Guasti's literärgeschichtliche Forschungen welche mit dem Trecento beginnend, sich in dem reichhaltigen und lehrreichen Buche über den verdienten Schulmann Giuseppe Silvestri bis auf die jüngste Zeit erstreckten, und Feinheit der Form mit dem Werth des Inhalts vereinigten; G. B. Giuliani's, P. Fraticelli's und A. Dantestudien; Del Lungo's leider unterbrochene Arbeit über Politian; V. Marchese's, G. Milanesi's und A. Gotti's kunstgeschichtliche Studien, die von dem verdienstvollen Kupferstecher Antonio Perfetti unternommenen schönen Werke über die Gemäldesammlung der Akademie der Künste und das Kloster San Marco, mancher andern localen Forschungen und Arbeiten nicht zu erwähnen. Mit wahrer Freude begrüsste er D. Comparetti's und Enea Piccolomini's Bemühungen für Wiederbelebung der vernachlässigten griechischen Sprachkunde, und erkannte in des Erstern Buche über Virgil im Mittelalter einen gelungenen Versuch, diesem Stoffe eine sichere historische und literarische Grundlage zu geben. Regen Antheil nahm er an Caterina Franceschi Ferrucci, der Frau des tüchtigen Latinisten Michele Ferrucci, deren Schriften ihr, ein vereinzelter Fall, einen Platz in der Crusca eingetragen haben, und A. d'Ancona's Arbeiten im Fache italienischer Literärgeschichte weckten nicht selten seine Aufmerksamkeit.

Seinen späten Jahren war es vorbehalten, seine literarische Thätigkeit zu concentriren und deren Frucht zu zeitigen.

7.

Die Geschichte des florentinischen Freistaats.

Das Erste was Gino Capponi drucken liess, war die Apologie eines Florentiners. Seine letzte Arbeit, die einzige grössere die er vollendet hat, war die Geschichte seiner Heimat. Das Buch hat selber eine Geschichte. Im J. 1826 machte Capponi durch den Marchese Pietro Torrigiani, einen in der vornehmen Gesellschaft gernegesehenen, von der napoleonischen Zeit her in pariser Kreisen wohlbekannten Mann, die Bekanntschaft einer Französin, Hortense Allart, die im vorausgegangenen Jahr nach Italien gekommen war. Ihre Mutter, Mary Gay, von englischer Abstammung, war die Schwester eines Mannes, dessen Name durch seine Frau und Tochter literarische Berühmtheit erlangt hat. Von Geburt Südfranzose, napoleonischer General-Empfänger des niederrheinischen Roer-Departements in Aachen, heiratete Hr. Gay die von ihrem Manne geschiedene Tochter eines Finanzmanns, welche als Madame Sophie Gay eine fruchtbare, noch in späten Jahren beliebte Romanschriftstellerin geworden ist. Ihre Tochter Delphine aber, die ihren Taufnamen dem Roman von Madame de Staël verdankte, nachmals Mme Emile de Girardin, entfaltete in der lyrischen und dramatischen Poesie wie in der Erzählung

und in der literarischen Conversation ein reiches und manchfaltiges Talent, dichterischen Geist mit feiner Beobachtungsgabe vereint, während sie durch die vollendete Anmuth ihrer Erscheinung und ihres Wesens die verschiedenartigsten Naturen fesselte und eine Königin der Gesellschaft gewesen ist. Die Schwester Gay's, in Lyon geboren, übersetzte Radcliff'sche Romane als sie zu Ende des vorigen Jahrhunderts en vogue waren, und ihre Uebersetzungen sind M. J. de Chénier würdig erschienen, in dem Gemälde der französischen Literatur seit 1789 wegen ihrer Treue und Eleganz gepriesen zu werden, zu einer Zeit wo das Uebersetzen von Prosawerken noch als eine Kunst erschien und nicht überwiegend als niedriges Handwerk betrieben wurde. In vorgerücktem Alter schrieb sie noch einen Original-Roman der viel Glück machte. Hortense Allart stammte somit aus literarischer Familie. Ohne Vermögen, hübsch, von unabhängigem Charakter und freien Ansichten, mit Geist und Talent begabt und mit tüchtigen Kenntnissen, in ihren historischen und philosophischen Studien ernster als im Leben, war sie eine eigenthümliche Erscheinung, die Manche gefesselt hat. Inwieferne dies mit Capponi der Fall gewesen, mag dahingestellt bleiben. Ihre italienischen Erinnerungen, die sie in einem vor wenigen Jahren mit einer Vorrede von George Sand wiederaufgelegten Roman „Les enchantements de Prudence" niedergelegt, entwerfen allerdings ein glänzendes Bild von ihm, doch nicht ohne einen Anflug von Verstimmung. Er machte sie mit Niccolini, Libri, später mit Capei bekannt, durch den ich sie während eines ihrer nachmaligen Besuche am Arno kennen gelernt habe. Als Chateaubriand seine letzte Ambassade antrat, war sie ihm nach Rom gefolgt.

Gino Capponi hat Madame Allart de Méritens, wie sie sich später nannte, bis an sein Lebensende Theilnahme und Freundschaft bewahrt. Sie hatte verschiedenes Historisch-Philosophische geschrieben, bevor sie zu Anfang 1843 einen

Abriss der florentinischen Geschichte herausgab. „Ein gutes Buch", schrieb Capponi am 1. März an Capei, „viel besser als ich erwartet hatte, abgesehen von einigen wenigen der gewohnten Tactlosigkeiten deren ärgste die Widmung ist. Der spätere Theil übertrifft den ersten, dessen Correctheit ich dahingestellt sein lasse, und die innere Geschichte der Parteien, wie der Rathskörper welche die Republik in ihren letzten Zeiten regierten, ist mit vielem Fleiss und männlichem Geiste dargestellt. Eine leicht verbesserte Uebersetzung würde ihren Weg machen und meiner Ansicht nach nützlich sein. Ich will für eine solche sorgen, und denke morgen der schönen Verfasserin darüber zu schreiben."

Der Herausgeber von Foscolo's Werken, F. S. Orlandini, sollte das Buch bearbeiten. Ob er Hand daran gelegt hatte, bevor die Ereignisse von 1847—1849 ihn in Anspruch nahmen, weiss man nicht; genug, die Sache blieb liegen, bis, mehre Jahre nachher, Gino Capponi's Secretär, welcher mehres von Ozanam, Montalembert u. A. italienisch herausgegeben hat, das Buch in die Hand nahm. Anfangs handelte es sich für Capponi um eine Revision der Uebertragung woran er Einzelnes änderte, Anderes hinzufügte, bis er inne wurde, dass es Stückwerk sein würde und das französische Buch Gefahr lief, ein buntscheckiges italienisches zu werden. Ueber der Beschäftigung war er selber warm geworden und hatte sich mehr denn je in die vaterländische Geschichte und deren Quellen vertieft. Dies ist die Genesis des Werkes an welchem er länger als ein Decennium unausgesetzt gearbeitet, das ein Trost und eine Erheiterung seines Greisenalters geworden ist. Ein zufälliger Umstand hat dazu beigetragen, ihn zu der schon zögernd und ungewiss beabsichtigten Arbeit anzuspornen. Eines Tags im Winter von 1859 frug ihn die Gemalin Lord John Russell's, welches Buch er ihr für die Geschichte der Republik Florenz empfehle. Er wusste ihr nur Machiavell zu nennen. Inderthat gab es kein einziges italienisches

Buch welches er der Lady hätte nennen können, und die „Florentine History“ ihres Landsmanns Henry E. Napier, des Bruders des Eroberers von Sindh und des Geschichtschreibers des Peninsularkriegs, welcher Jahrelang die Capponi'sche Villa vor Porta San Gallo bewohnte und zu dem Besitzer in befreundetem Verhältniss stand, gewährte trotz allem Fleiss so wenig eine Gesammtanschauung und war mit dem überwältigenden kleinlichen Detail von so ermüdender Breite, dass man leicht begreift warum er deren Lectüre nicht vorschlug.

Er hatte beschlossen das Werk, welches er überhaupt nicht zu vollenden hoffte, nicht bei seinen Lebzeiten drucken zu lassen; dem Zureden von mehren Seiten zum Trotz verharrte er bei diesem Entschluss. Ich habe ihn davon zurückgebracht. Im Frühling 1874 bin ich zu dem mir von altersher bekannten so tüchtigen als thätigen Typographen Gaspero Barbèra gegangen und habe mit diesem den Druck des Buches verabredet, dessen Bedingungen dann bei mir festgestellt worden sind. Ende Januar 1875 waren die beiden schönen Grossoctavbände vollendet. Die Aufnahme welche sie fanden, und die Freude welche diese Aufnahme dem ehrwürdigen Verfasser bereitete, haben mir Recht gegeben. Die erste Auflage war alsbald verkauft, und der Verleger veranstaltete eine zweite in kleinerm Format. Dreiundachtzigjährig hat der Verfasser jedes Blatt seines Buches wieder vorgenommen und in ungefähr sechs Monaten die Revision beendet, manches im Detail ändernd und bessernd oder genauer bestimmend, mit jener Beherrschung des Gegenstandes die er durch vieljährige Beschäftigung mit demselben erlangt hatte, mit der geistigen Klarheit die ihn bis zum letzten Moment nicht verlassen hat. Ein seltnes und glückliches Geschick, ein Ersatz für schwere lange lange Prüfungen, die ihn mehrundmehr läuterten, mehrundmehr in sich selber concentrirten, sein inneres Auge wunderbar scharf, sein Herz warm erhielten.

Die Geschichte der florentinischen Republik, das einzige Buch welches diesen Gegenstand in seinem ganzen Umfange behandelt, wird ein Monument bleiben. Name, Person, Stellung, Schicksale des Autors, Stoff und Behandlung machen es dazu. Die Kritik mag Ausstellungen an demselben machen, Ausstellungen denen es in Bezug auf die ungenügend dargestellten Anfänge der Geschichte, die nicht gehörig entwickelten Anfänge des Gemeinwesens nicht an Begründung fehlt. Es ist keine kritische und antiquarische Geschichte der ältesten Zeiten der Stadt was uns vorliegt. Erstere zu schreiben, wäre dem Verfasser so nach der Richtung seiner Studien wie in seiner Lage kaum möglich gewesen; für letztere fehlte ihm der Sinn. Solche Ausstellungen berühren jedoch den Kern nicht, sie berühren den Charakter des Buches, das den Charakter des Autors spiegelt, ebensowenig wie es bei andern grossen originalen Geschichtswerken der Fall ist, mag immerhin Einzelnes hinfällig geworden sein. Der Verfasser tritt erst dann näher an seinen Gegenstand heran, wo nach dem völligen Sturz der Hohenstaufen und dem entschiedenen Siege der guelfischen Sache die politische Entwicklung des Zunftwesens ihren Anfang nimmt. Nun gewinnt die Darstellung allmälig an Umfang und Abrundung, in dem Masse wie die politische Bedeutung des die Nachbarschaft an sich heranziehenden oder sich unterwerfenden Staates zunimmt. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts treten an die Stelle der alten grossen Parteien, mochten sie Gibellinen und Guelfen oder Adel und Volk sein, die neuen Factionen, welche vielmehr Familien- und persönliche Interessen repräsentiren. Diese sind es die den Staat seinem Untergang zuführen, der in dem Moment eintritt, wo die Factions-Interessen mit den grossen Bewegungen, welche zu Anfang des 16. Jahrhunderts die Machtverhältnisse in Europa bestimmten, in Collision geriethen. So ist das Feld auf welchem der Historiker am bewandertsten war. Interthat wohnen wir

den Ereignissen bei. Wie wir noch die Localitäten vor uns sehen, die burgähnlichen Paläste, die massiven Thürme, die engen Strassen die man mit Ketten sperren konnte, so finden wir uns unter den Männern, deren markirte Gesichtszüge und ungezwungene Haltung wir aus den Fresken und Tafeln Masaccio's, Benozzo's, Filippo Lippi's, Domenico Ghirlandajo's, aus den Sculpturen Donatello's, Rossellino's, Verrocchio's, Mino's von Fiesole kennen.

Der erste Band schliesst mit dem Siege der Mediceischen Partei im J. 1434. Der zweite umfasst das darauf folgende Jahrhundert, das mit dem neuen Siege der Medici, nicht über eine Faction sondern über die Freiheit, nicht mit eignen sondern mit fremden Waffen, nicht mit scheuem Ostracismus sondern mit unerbittlichem Blutwerk endigt. Wenn in dem spätern Theil die Einzelheiten sich häufen, die Erzählung sich in breiterm Fluss bewegt, so hat diese Erzählung doch weit früher schon grössere Entwicklung in ungestörtem Zusammenhang gewonnen. Die Darstellung ist zugleich lebendig und übersichtlich. Ohne beim Leser allzuviel vorauszusetzen, erläutert sie das Verfassungswesen, ein schwierigeres und verwickeltes Thema, mit möglichster Klarheit, und gewährt Einsicht in die zahlreichen Modificationen wie in das Verhältniss der vielen concurrirenden Consilien, Magistrate, Commissionen, die einander zu controliren und das Gleichgewicht zu bewahren bestimmt waren. Eine Einsicht, die freilich umsoweniger über alle Schwierigkeiten hinwegzuhelfen vermag, als manche Institutionen im Lauf der Zeit ihren Charakter veränderten, oder miteinander wechselten, und von Späteren nicht mehr in ihrem ursprünglichen Wesen begriffen wurden. War doch zu allen Zeiten völlige Vertrautheit mit dieser äusserst verwickelten und verkünstelten Staatsmaschine, mit ihrer häufigen Verschiedenheit von Form und Action nur das Ergebniss praktischer Beschäftigung mit derselben, und Sache verhältnissmässig Weniger.

Die vielen bedeutenden Persönlichkeiten sind mit

sicherer Hand und anschaulich geschildert. Nicht die politischen blos und die nicht zahlreichen Männer die sich im Kriegswesen hervorgethan haben, auch jene welche das Geistesleben dieses in ungewohntem Masse begabten und schöpferischen Volkes repräsentiren. Dem Leben, der Literatur und Kunst, der Geschichte der Sprache sind Abschnitte gewidmet, die zu den anziehendsten gehören. Die Eigenschaften, die das Buch auszeichnen, sind hiemit noch nicht aufgezählt. Die innige Vertrautheit mit dem Gegenstande, die warme aber nicht blinde, mit grösster Unparteilichkeit und strengstem Rechtssinn verbundene Heimatsliebe, das vollkommene Verständniss des Volkscharakters vereinigen sich mit dem sittlichen Bewusstsein, das an Cesare Balbo erinnert, mit welchem der Verfasser so viele Analogien hat. Man merkt es dem Buche auf jeder Seite an: es ist aus der Tiefe wie aus der Fülle des Innern hervorgegangen. Es ist aber auch auf dem Boden erwachsen dessen Geschicke es schildert. Ja man lebt in jenem Florenz welches Gino Capponi in seinen jüngern Jahren, Haus für Haus, gekannt hat. Er sagte mir: der traurige Zustand, der mir die Arbeit so unsäglich erschwert, hat für diese Arbeit einen Vortheil. Ich sehe Florenz vor mir wie es vor einigen dreissig Jahren war, mit seinem mittelalterlichen Mauerkreis und seinen vielfach engen Räumen, ohne die Veränderungen und den Zuwachs, die um mich herum so vieles umgestaltet, in meiner unmittelbaren Nähe eine neue Stadt geschaffen haben.

Schon vor der jüngsten Zeit war diese Umwandlung gross gewesen. Sie hat sich meist in den Jahren vollzogen, die er von Nacht umgeben verbracht hat. Florenz war in der französischen Epoche und bis zu Ferdinand's III. Tode wenig verändert worden. Erst unter dessen Sohne hob sich die bauliche Thätigkeit, welche mit dem Durchbruch der grossen geradlinigen Strasse zwischen dem Granduca-Platz und dem Dom begann. Die Anlage des neuen nordwestlichen Stadttheils zwischen Via San Gallo

und der Citadelle, die Fortsetzung des Quais am Arno von der Carrajabrücke zu den Cascinen waren die Vorboten der 1865 in Angriff genommenen Stadterweiterung, welche das alte Florenz mit einem neuen umschloss. Zugleich fanden im Innern, dem gesteigerten Verkehr zu lieb, zahlreiche Strassen-Correctionen statt, während, was mehr als mancher Neubau zu beloben, verschiedenen historischen Bauten ihre seit Jahrhunderten oft bis zur Unkenntlichkeit beeinträchtigte ursprüngliche Gestalt wiedergegeben wurde. Gino Capponi hat weder den Palast des Podestà von seiner Verunzierung befreit in der Gestalt geschaut, wie er den Zeitgenossen des Herzogs von Athen vor Augen stand, noch den Domplatz von vier Seiten her durch breite Strassen zugänglich werden gesehen. Das Dante-Monument, um welches er sich einst so viel gemüht und das den Erwartungen so wenig entsprach, die Statuen Arnolfo's und Brunnellesco's, deren Inschriften noch von seinem Lehrer Zannoni waren, die Abtragung des mittelalterlichen Gefängnisses welches eine der schönsten Strassen verunzierte, der Ausbau der Flügel des Palastes Pitti waren so ziemlich die letzten Werke von denen er eine Anschauung hatte. Von manchem Schönen ist ihm, dem warmen und intelligenten Freunde der Kunst, nur die Kunde zugegangen, und sie hat ihn mehr denn einmal mit Sehnsucht und Schmerz erfüllt. So geschah es bei Giovanni Dupré's schönem Relief des Sieges des Kreuzes, welches die von Niccolò Matas erbaute Marmorfaçade von Santa Croce schmückt.

Noch in anderer Beziehung hat während seines langen Lebens des Wechsel der Zeit sein Recht geltendgemacht. Zahlreiche alte Geschlechter sind ausgestorben, unter ihnen solche von denen die Geschichte, mit welcher er beschäftigt war, viel zu berichten hat in Lob und Tadel, und wenn man heute noch die Namen mancher vernimmt, so sind es eben nur Namen die auf die Erben übergingen. Abgesehen von zwei Linien seiner eignen Familie, denen die dritte bald folgen sollte, erloschen in seinen Tagen die

Acciaiuoli, die Alamanni, die Alberti von denen nur in Frankreich der Zweig der Herzoge von Luynes-Chevreuse blieb, die florentinische Linie der Albizzi, die Aldobrandini, Buondelmonti, Canigiani, Cerchi, Covoni, Del Nero, Falconieri, Firidolfi, Gianfigliazzi, Martellini, Ramirez di Montalvo, Riccardi, De' Ricci, Rinuccini, Soderini, Stiozzi-Ridolfi, Tempi, Vettori, vielleicht andere noch. Namen die zumtheil in die Dante'sche Epoche ja in die ältere hineinragen, oder an die Glanzzeit und an die letzten Kämpfe der Republik, an Neapels und Griechenlands mittelalterliche Geschichte erinnern.

Als Capponi's Buch dem Abschluss nahe war, traten die kritischen Arbeiten teutscher Gelehrten über die Malespini'sche Chronik ans Licht. Während es gedruckt wurde, begann die Controverse über Dino Compagni. Seiner ganzen Individualität wie seinem Bildungsgange nach, musste Gino Capponi sich gegenüber den Resultaten dieser Kritik, die für ihn spät kam, kühl verhalten ohne ihre Berechtigung in Abrede zu stellen. Seine Ansicht hat er in zwei kurzen Excursen ausgesprochen, über Malespini einigermassen eingehender als über Dino, wie er denn die, Letztern betreffende Schrift Paul Scheffer Boichorst's nur in einem Auszug kannte. Seine Hauptgründe für die Ansicht, dass die Malespini'sche Chronik vielleicht schon bei ihrem Entstehen auf einem Conglomerat verschiedener Materialien beruht habe, später durch Einschiebsel ergänzt worden, nicht aber ein modernes Fabricat sei, stützt sich namentlich auf das Argument der Sprache, der Anschauungen von den erzählten Ereignissen, und des ganzen Tons des Buches. Bei Dino Compagni schien die Menge von Irrthümern, Inconsequenzen, Auslassungen, die er, gleich manchen andern vor ihm, zugab, ihm vielmehr gegen als für eine Fälschung, und nun gar eine angeblich so moderne zu reden. „Haben wir hier keine Geschichte", sagte er, „so haben wir einen Roman vor uns. Der Romanschreiber begeht jedoch nie Fehler wie die welche uns

hier entgegentreten; er müsste es auch wirklich zum Spass thun. Das ganze Buch ist das Ergebniss einer Reihe von Eindrücken, deren Evidenz, Lebendigkeit, Kraft Zeugnisse der Wahrheit sind, wie die Irrthümer wenigstens theilweise von der Stimmung eines Augenzeugen und den Schwierigkeiten zeugen, mit denen die ersten Erzähler von Begebenheiten zu kämpfen haben, besonders wenn sie selbst dabei betheiligt waren. Denn dann mischt Leidenschaft sich immer ein, abgesehn davon dass, wie tägliche Erfahrung lehrt, keiner die unter seinen eignen Augen stattgefundenen Vorgänge mit Zuverlässigkeit zu erzählen im Stande ist, und die Geschichte sich nur allmälig bildet." Eine Wahrheit, welche Jeder erkennt der sich mit der Memoiren-Literatur befasst. Capponi war übrigens zu bescheiden, um seinem subjectiven Urtheil positive Bedeutung beizumessen. Während er in einer Anmerkung zum zweiten Abdruck seines Buches, Carl Hegels Ansicht als die der seinigen am nächsten kommende erkannte, sprach er gegen mich aus, er fürchte, Dino werde mit geschmälertem Glauben an die Legitimität seiner historischen Ansprüche aus dem Kampfe hervorgehn, möge immerhin seine Existenz gesichert bleiben.

Das Buch das er uns hinterlassen hat, ein Werk späten Greisenalters, ist voll Kraft und Leben, die Frucht reifer Erfahrung, langen Nachdenkens, sorgfältiger Studien; voll Vaterlandsliebe und warmen Gefühls für die alte Grösse seiner Heimat, aber ohne Parteigeist und Sucht der Beschönigung, unabhängig, gerecht, ruhig, mit dem moralischen Gefühl das sich nicht durch Glanz noch durch lobsprecherische Sophistik beirren lässt, ohne falschen Prunk noch Phrase, in gedrängter aber natürlich fliessender, an alte Muster erinnernder aber niemals affectirter, reiner und markiger Sprache. Im Verlauf einer ungeschminkten aber würdevollen, vom überreichen Detail nur das Wesentliche berührenden Darstellung macht dies Buch es dem Leser klar, wie das kleine Florenz gleichsam durch wun-

derbare Fügung wuchs und die Führerschaft der modernen Civilisation übernahm, einer christlichen Civilisation in Literatur und Kunst, obgleich es die Wege zu den nicht verschlossenen, aber Wenigen zugänglichen Pforten des Alterthums wieder ebnete. Es lässt erkennen wie dies Florenz Italien seine Schriftsprache gab, zwischen Abend- und Morgenland Handel, Gewerbe, Geldverkehr vermittelte, als seine Macht nur erst ein beschränktes Gebiet umfasste, ohne Küstenbesitz und Flotten, ohne grössere materielle Mittel, inmitten des rastlosen Ringens von Meinungen und Interessen. Es weist auf die Ursachen des Verfalls hin, die zumtheil mit dem zusammenhingen was zeitlichen Glanz bereitet hatte, aber es deutet an, was Florenz und Toscana auch in minder ruhmreichen Zeiten für Italien gewesen sind, was sie noch sein können, wenn sie die vielfache Gunst des Geschicks nicht mit lässiger Selbstgenügsamkeit lohnen und ihrer Aufgabe vergessen.

Wer das Buch liest und beherzigt, kennt auch den Autor. Unter den nach seinem Heimgange bei der Erinnerungsfeier in Santa Croce angebrachten Inschriften, sprachen verschiedene die in seinem Geschichtswerke sich kundgebenden Gesinnungen und Empfindungen aus. „In der Hoheit des Geistes fand er Ersatz für die Leiden des Körpers, und das in der Welt der Sinne ihn umgebende Dunkel wurde ihm zu hellerm Licht in der Welt der Gedanken.“ „In der Religion fand er Trost im Unglück, Rast für die Vernunft; das Heiligthum des Gewissens wollte er beschützt durch die Freiheit, unverletzt durch Menschenthun und Gesetze.“ „Die Civilisation erachtete er nicht für möglich ohne Gott, und erkannte im Christenthum den Quell der glorreichen Errungenschaften der modernen Welt.“ „Vor seinem Geiste standen Wohl und Wehe seiner Zeit, die er ohne Herbheit beurtheilte, ihr zu nutzen bestrebt durch Arbeit und Beispiel.“

8.

Letzte Lebenszeit.

Am letzten Tage des Juni 1874 hatte ich nach fast dreimonatlichem Aufenthalt Florenz verlassen, um über Paris in die Heimat zurückzukehren. Ich hatte einen Brief von Capponi an seinen alten Freund Thiers überbracht, den ich in der vormaligen Wohnung der einst viel genannten Fürstin Bagration im Faubourg St. Honoré provisorisch etablirt fand, während man sein von der Commune verbranntes Haus wieder aufbaute. Mit Freuden vernahm dieser (so weit die Politik ihm noch über etwas sich zu freuen erlaubte), dass die Arbeit die er einst geplant und wofür er vieles gesammelt, von competentester Hand ausgeführt und dem Erscheinen nahe war. „Mit meiner Gesundheit", schrieb Gino Capponi mir in der zweiten Hälfte des Juli, „geht es gut, obgleich die Hitze und die Correctur meines Buches mich ermüden. Ich freue mich der Nachrichten von Herrn Thiers. Ein gutes Mittagessen, mit dem Platz zwischen ihm und Mignet, muss Ihnen eine angenehme Stunde verschafft haben. Paris kann ich mir nicht mit den zerstörten Tuilerien vorstellen. Dem Marschall wünsche ich alles Gute, aber er ist kein handfester König, wie Alfieri ihn für die Franzosen nöthig erachtet. Es wird gehn wie Gott will, aber alles was heute geschieht, Don

Carlos miteinbegriffen selbst wenn er nach Madrid gelangte, ist neue Confusion, Dinge die keine Dauer haben. Das ängstigt mich, und der Umstand dass die Republik dabei zu gewinnen scheint, die nur eine Negation ist, ermuthigt mich nicht nur nicht, sondern steigert meine Besorgniss. Unterdessen haben Sie in Teutschland eine entschiedene Spaltung, wobei es nicht ohne Pistolenschüsse zugeht, aber wenigstens weiss man beiderseits was man will, und das ist minder schlimm. Ich sage nicht dass wir es wissen, aber die italienische Sinnesart zeigt dass sie auch ohne das fertig wird."

Im September war er in Varramista. „Sie kennen den Tisch und das Sopha von welchem aus ich dictire und wo wir wiederholt mit Andern gesessen haben, die uns jetzt Alle fehlen. Doch Gott sei gepriesen, und ich, der ich übrig geblieben bin, empfinde schmerzliche Sehnsucht, aber ich kann nicht sagen ich entbehre der Tröstungen. Vor wenigen Tagen waren mehre meiner Enkel hier, und bald kommen die Beiden, deren Trauer nach schwerem Verlust Ihnen bekannt ist. Dann kehre ich nach Florenz zurück, zur Erfüllung einer schmerzlichen Pflicht, worüber ich Ihnen später schreiben werde. (Es war die Ueberführung der sterblichen Reste seiner Mutter nach dem neuen Local der von ihr gestifteten Anstalt.) Ihre Gedächtnissrede auf den König von Sachsen gefiel sehr und allgemein; die am Schlusse vorkommenden an den Sohn gerichteten Worte des Verewigten brachten einen Eindruck hervor, der zu denen gehört, die, so hoffe ich, nicht schwinden. Die Rede wird im nächsten Heft der Verhandlungen gedruckt erscheinen; die ganze Sitzung, obgleich etwas lang, war für die Akademie ehrenvoll." Es war die feierliche Sitzung der Crusca vom 6. September 1874, für welche ich die Erinnerungsrede auf Philalethes, den grossen Dantekenner verfasst hatte, und in welcher Cesare Guasti wahre und schöne Worte über Tommaséo sprach.

„Hätte ich Ihnen früher geschrieben", so heisst es in

einem Briefe aus Florenz vom 11. November, „so würde es inmitten von Unannehmlichkeiten und Quälereien geschehen sein die mich sehr aufgeregt haben. Heute schreibe ich wie Einer der sich gegen solche Dinge zu verhärten weiss, und sich darein findet, einige Stufen auf der Lebensleiter herabgestiegen zu sein, die nicht die Lebensleiter unseres braven Crisostomo ist. (Anspielung auf ein didaktisches Terzinengedicht Luigi Crisostomo Ferrucci's.) Dass Gaetano Giorgini uns im vorigen Monat genommen worden ist, werden Sie wissen. Er war wohl und genoss das Leben, als das Uebel ihn plötzlich niederwarf. Ohne Zweifel aber ist Ihnen der Tod Francesco Palermo's bekannt geworden. Ein Mann, dem es an bedeutenden Eigenschaften und Tüchtigkeit gewiss nicht fehlte. Ob seine Schrift gegen Savonarola vollendet ist und gedruckt wird, wie mir gesagt wird, weiss ich nicht. Er hätte mehr leisten können, ohne das Herbe was in seinem Charakter lag. Sein neapolitanischer Band im Archivio storico hat mir stets gefallen, und ich glaube mit Büchern dieser Art würde der Geschichte ein grösserer Dienst geleistet, als mit dem Anhäufen von Urkunden die keiner liest und die man nicht zu überschauen vermag. Nun bin aber am Ende auch ich gegen meinen Willen hineingefallen, und es kommen zwei schwere Bände, schwer zu tragen wie zu bezahlen, so dass sie unverkauft bleiben werden, zum grossen Aerger Barbèra's, während ich meinerseits es mit einiger Philosophie zu ertragen hoffe — ich sage nicht Resignation, denn die hat nichts zu schaffen mit den Schlägen, welche die Eigenliebe treffen und uns immer nützlich sind. Wir sind von einem Verlust betroffen worden, der für mich ein grosser ist, von dem des Erzbischofs Limberti. Ein braver Mann, wie wir eines solchen bedurften. Wer sein Nachfolger sein wird, kann man natürlich nicht wissen, hoffentlich aber ist die Wahl eine gute. Für Guasti, der von Kindheit an mit ihm engbefreundet war, ist es ein bittrer Schmerz."

Vor Mitte April 1875 war ich wieder in Via San Sebastiano. Drei Wochen zuvor hatte Capponi mir geschrieben: „Eine Melancholie hat mich ergriffen die ich nicht recht zu erklären noch zu schildern vermag, da so das Physische wie das Moralische dabei in Betracht kommt. Ersteres ohne dass irgendwelche Krankheit dabei im Spiel ist, während bei letzterm tausend geringfügige und wichtige Ursachen mitwirken." Inderthat fand ich ihn wie er sich selbst geschildert, nicht unwohl aber gedrückt und nachdenklich, und mit jener Neigung zu einer Art wachen Träumens, worauf oben hingedeutet worden ist. Unmittelbar vorher war der Letzte seiner alten Freunde gestorben — ich sage der Letzte, denn derjenige seiner Zeitgenossen der noch am Leben war, Silvestro Centofanti, hatte nicht blos das Augenlicht fast gänzlich verloren, sondern verbrachte seine Tage zu Pisa in geschwächter geistiger Kraft, sich vergnügend an den gewöhnlichsten Vorkommnissen des Alltagslebens. Der Mann aber der am 31. März achtundachtzigjährig heimging, war Maurizio Bufalini, Philosoph und Arzt, in letzterer Beziehung einer der trefflichsten welche Italien gehabt hat und vieljähriger Director der florentiner medicinischen Klinik. Die eingehendsten, ein langes Leben hindurch fortgesetzten, in seinem Lehramte mit strenger Methode angewandten naturwissenschaftlichen Studien hatten ihn nicht zum Materialisten gemacht. Stufenweise war er zu immer klarerer Erkenntniss der sittlichen Gesetze gelangt, und diese Erkenntniss hatte ihn dazu geführt, auf die Erklärung der Einwirkung von Unterricht und Erziehung dieselbe Schärfe der Analyse anzuwenden womit er realen Verhältnissen gegenüber vorgegangen war, und die für ihn mit dem Ergebniss schloss, dass er nicht dem mit exclusiver Vorliebe gepflegten und gehäuften materiellen Unterricht sondern der religiösen Erziehung die Bildung des moralischen Menschen zuerkannte. Seinem ganzen Wesen nach ein Nachfolger der Galilei'schen Schule, auch darin dass seine Schriften jene classische Form und

Sprache hatten, welche diese Schule, in einer in vielfache Extravaganzen verfallenen Zeit, wesentlich dem eindringlichen Studium der unwandelbaren Naturgesetze und Erscheinungen, und der darauf beruhenden Anschauung des Wahren, Einfachen, Positiven verdankte.

Der Verlust Bufalini's, mit dem er manche Stunden zu verbringen pflegte, ging Gino Capponi sehr nahe. Aber er hatte auch wieder heitere Momente. Die allgemein beifällige Aufnahme welche seinem im Februar erschienenen Buche zutheil wurde, der Beschluss der florentiner Gemeinde seine Büste im Palast der Signorie aufzustellen, das von Rom, von Perugia, von dem kleinen, in seiner Verfassung und Geschichte von ihm geschilderten San Gemignano ihm verliehene Bürgerrecht, die zahlreichen an ihn gerichteten Schreiben, alles das belebte ihn. Er empfand die Befriedigung, nicht vergeblich gearbeitet zu haben. Seine Lebensweise war unverändert; die Familienglieder und ältere wie jüngere Freunde gingen fortwährend aus und ein. Ausser manchen zumtheil wiederholt genannten, wie Galeotti, G. B. Giorgini, Guasti, Passerini, Gotti, Giuliani, Conti, Enrico Poggi Verfasser der Geschichte der Ackerbaugesetze u. A. (Tabarrini war mit dem Staatsrath nach Rom gegangen und fehlte sehr) waren es zumtheil Söhne alter Genossen, Antinori, Baldelli u. m. Einige, auf welche Florenz seine alte Anziehungskraft äusserte, hatten sich angeschlossen. Vor allen Marchese Matteo Ricci, aus einer auch auf dem Felde der Wissenschaft bekannten Familie von Macerata, Schwiegersohn Massimo's d'Azeglio und schon dadurch empfohlen, wie überdies durch seine tüchtigen Eigenschaften und seine Vertrautheit mit classischer Literatur, wovon die Uebertragung der Politik des Aristoteles und die noch nicht vollendete des Herodot Zeugniss ablegen. Von Ausländern war es namentlich Karl Hillebrand, der diesem Kreise nahe stand. Durch sein Buch über Dino Campagni und seine literarischen Versuche über die Renaissancezeit hatte er sich vortheilhaft

bekannt gemacht, bevor der Krieg von 1870 ihn seine neue Heimat, Frankreich, wo er bessere Kenntniss teutscher Gesellschaft und Literatur thätig gefördert hat, zu verlassen zwang, und er Florenz zu bleibendem Wohnort wählte. Gino Capponi hat an seinem lebendigen sowol als tiefeindringenden Geiste, der ihm teutsche und französische Eigenschaften zu vereinigen schien, und an seinem reichen und mannigfaltigen Wissen, das ihn zu fruchtbarer, von Kastenwesen und Schulzwang nicht beengter Thätigkeit befähigte, wahres Interesse genommen. Auch Vorüberziehende, zumtheil eine Zeitlang am Arno verweilend, wie Pietro Selvatico von Padua der Kunsthistoriker und Aesthetiker, Maffei, Conestabile, Giovanni Morelli von Bergamo, Capponi's vormaliger Reisebegleiter, nun Senator des Königreichs und eifrig mit kunstgeschichtlichen Studien beschäftigt, Franz Xaver Kraus, damals Professor in Strassburg u. m. A. Sein Interesse an Allem blieb lebendig — wer weiss, wie schmerzlich es oft für ihn war! Sein Gedächtniss war immer noch wunderbar, auch für Locales. Wie er mich beim Besuch kleiner Ortschaften in der Umgebung von Varramista auf einzelne Figuren in Altarbildern aus der Schule Cigoli's aufmerksam machte, begleitete er mich zz gewissen, seiner Ansicht nach aus der Zeit der Belagerung von 1530 stammenden Substructionen am Fusse des Hügels von San Miniato und schilderte mit grösster Evidenz die Geberde eines blinden Jünglings in einer schönen Composition Cristofano Allori's, welche eine der Kapellen des Chors der Annunziata ziert.

Die öffentlichen Angelegenheiten waren nicht von der Art ihm Freude zu machen. Er verhehlte sich nicht, wie tief der Wohlstand in seiner Heimat gesunken, das Gleichgewicht gestört war. Er hatte wol gesagt, die seit lange brennende Lampe Toscana bedürfe etwas Oel um nicht zu vertrocknen: nun drohte die Masse des zugegossenen Oels sie zu ersticken. Die Zustände seines Gesammt-Vaterlandes machten ihm noch grössere Sorge.

Damals begann er die Revision seines Buches, das sich rasch verkaufte. Er fand manches Einzelne zu ändern, doch waren es Dinge die mit Urtheil und Richtung nichts zu schaffen hatten. Auch dachte er an die Zusammenstellung eines Bandes Inedita, von welchem er mir längst gesprochen hatte, der jedoch ein Posthumum sein sollte. Die Aufzeichnungen über sein Ministerium hat er jedenfalls für die Oeffentlichkeit bestimmt. „Mich dünkt", bemerkte er, „man könnte diese Blätter als ein Stück Provinzialgeschichte (?) drucken, und ich wünschte die übrigen Theile Italiens hätten, jeder für sich, eine ähnliche Darstellung für jenen gewissermassen episodischen Zeitabschnitt von 1846 bis 1850; eine höchst eigenthümliche Periode welche Pius IX. einleitete, und welche, hätten die Regierungen mit Einer Ausnahme nicht die Augen geschlossen, das provinzielle Leben noch auf einige Jahre zu verlängern vermocht hätte, so lange als es für die Männer genügte, welche es im Gange erhielten." Die leider fragmentarisch gebliebenen Erinnerungen aus seinem Leben waren doch wol für einstige Veröffentlichung bestimmt, obgleich er nichts darüber bemerkt hat. Den Druck der Einleitung zu der Papstgeschichte wünschte er, als Zeugniss seiner Lieblingsstudien über Fragen, deren Bedeutung für die Welt seit der Zeit, wo er sich mit ihnen beschäftigte mehrundmehr gestiegen ist. Das einleitende Kapitel über Grossherzog Leopold I., hat er nach beinahe zwei Decennien wieder zur Hand genommen, als in Toscana ein grosser Wechsel im Anzuge war, der an die politischen Ideen dieses Fürsten erinnerte. Eine Sammlung schon hieundda gedruckter kleiner Arbeiten würde ohne Zweifel noch bei seinen Lebzeiten erschienen sein, wäre dies Leben länger erhalten worden. Anderthalb Jahre nach seinem Ende hat Marco Tabarrini so diese Aufsätze wie eine sorgfältige Auswahl aus den inedirten herausgegeben.

Während dieses grösstentheils in seinem Hause verbrachten Frühlings war ich mit der Ausarbeitung der Ge-

schichte des Grossherzogthums unter den Mediceern beschäftigt, welche den ersten Theil eines der Heeren-Ukertschen Sammlung einverleibten Werkes bildet. Es war keine Epoche mit der er sich speziell befasst hatte. Er liebte sie nicht, und hatte guten Grund dazu. Aber er gehörte keineswegs zu denen welche, wie es in seinen früheren Jahren Mode war, die Mediceischen Regenten über Bord warfen und ihnen nur ihre Sünden anrechneten. Er hatte mich wiederholt zu dieser Arbeit ermuntert, lange bevor Wilhelm Giesebrecht mich dazu aufforderte. Das tüchtige und zuverlässige Galluzzi'sche Werk blieb des Umfangs und der pedantischen Feindseligkeit gegen Rom wegen beinahe ungelesen; neuere archivalische Forschungen hatten sodann namentlich für die Geschichte des ersten Cosimo reiche Materialien geliefert. In ruhigen Abendstunden haben wir vieles besprochen, und wie einst über Lorenzo il Magnifico, habe ich auch über diese Zeit vieles von ihm gelernt. Leider konnte ich nicht mehr an sein sicheres und billiges Urtheil appelliren, als ich an die Geschichte der Lothringisch-habsburgischen Epoche ging. Er erkannte sehr wohl, wie viel für alle Theile der Geschichte Italiens seit Carl V. zu thun blieb. Ausserhalb Teutschlands ist er vielleicht der Erste gewesen, der das neue Leben und die Sicherheit, welche Ranke in die Behandlung der Geschichte der letzten Jahrhunderte brachte, froh begrüsste, und er erwog sogleich den Einfluss welchen dessen Methode auf die historischen Studien auszuüben bestimmt war.

Die Arbeit an seinem sechsten Buche der florentinischen Geschichte, dem bedeutendsten des ganzen Werkes, hatte ihn zu eingehendster Beschäftigung mit Guicciardini's nachgelassenen Schriften und amtlichen Berichten und Briefen veranlasst, deren Veröffentlichung in den Jahren 1857 und folgenden stattgefunden hatte. Mit dem grossen Geschichtswerke innig vertraut, war er in seiner günstigen Meinung von dem hohen Werthe desselben bestärkt worden. Auch hatte er von Guicciardini als praktischer Staatsmann wie

als Mensch eine weit vortheilhaftere Anschauung als die gewöhnliche gewonnen. Denn er erkannte, wie seine Irrthümer und Fehler nicht aus bösem Herzen und Willen hervorgingen, sondern aus der Unfreiheit in welche er mit vielen Seinesgleichen sich versetzt fand, aus einer Stellung in welcher es sich ebensowenig darum handelte, eine Fahne aufzupflanzen und ihr mit freiem Geiste und starkem Willen zu folgen, wie bei den Condottieren, welche das Kriegswesen zur Wissenschaft ausbildeten während kriegerische Kraft und Tugend in Italien erloschen. „So lange es zur Ehre von Guicciardini's Namen genügt, dass er treu gedient und in seiner Verwaltung nicht blos das äussere Decorum sondern das Bewusstsein seiner Pflichten lebendig erhalten hat, könnte er unter unsern Politikern für den besten gelten, was noch nicht sagen will dass er ein guter war. Man hat ihn der Härte, des Stolzes und des Geizes angeklagt. Letztere Beschuldigung schreibt sich wol von seiner Strenge in der Verwaltung her; in eignen Interessen hatte er so reine Hände, dass er nicht wusste wo er das zur Aussteuer der Töchter nöthige Geld hernehmen sollte. Hart und stolz war er, und neigte vielmehr zu Grausamkeit als zum Trug. In der Regierung erachtete er alles gut was zum Ziel führte, aber in seinem Innern scheint er die Regel des Gesetzes empfunden zu haben; perverse Grundsätze waren nicht seine Sache, und die Behauptung, der Mensch sei immer und grundsätzlich schlecht, erklärte er für bestialisch und absurd.“ Die Charakteristik Guicciardini's, zwischen jener Machiavell's und derjenigen Buonarroti's in die Mitte gestellt, ist, auch in Bezug auf die Diction, eine der schönsten Partien seines Buches und zugleich ein glänzendes Zeugniss einerseits der ethischen Auffassung, andrerseits der ungeschwächten Geisteskraft und Frische des achtzigjährigen Autors.

Schluss.

Der Moment des Scheidens war gekommen. Von einem Ausfluge nach Arezzo, Perugia, Gubbio zurückkehrend, traf ich Mitte Juni mit dem alten Freunde auf seiner Villa zu Prulli im obern Arnothal wieder zusammen, wohin er sich unterdess begeben hatte. Der Sommer begann nun aber sein Recht geltendzumachen. Der 4. Juli, ein Sonntag, war mein letzter in Florenz. Mehre Befreundete kamen zu Tische und Abends. Nach zehn Uhr war nur noch General La Marmora anwesend. Ein langer Abschied lag nicht in unsern Gewohnheiten. Gino Capponi sagte: „Ich verspreche Ihnen nicht dass Sie mich künftiges Jahr noch hier finden — wie dem aber immer sein möge, leben Sie wohl und denken Sie unser."

Es war unser letztes Zusammensein.

Am folgenden Morgen, bald nach sieben, verliess ich Haus und Stadt, in trüber Stimmung und bei trübem Himmel. Hinter Pistoja den Apennin hinaufsteigend, warf ich den letzten Blick auf die florentinische Ebne. Erst Venedig, wo ich bald nach fünf anlangte, belebte und erfreute mich von neuem mit seinem wunderbaren Glanze. Meine Besorgniss inbetreff der Vorboten eines Verfalls bei Capponi wurde aber von Giovanni Morelli getheilt, mit dem ich in Gesellschaft Henry Layard's, des damaligen britischen Gesandten in Madrid, bei Rawdon Brown, dem eifrigen Forscher und gründlichen Kenner venetianischer Geschichte und Alterthümer, zusammentraf. Morelli's geübter Blick hatte die Veränderung in Erscheinung und Wesen wohl erkannt. Von Venedig ging ich über den Brenner nach dem Rhein. Ich war nicht gar lange in der Heimat, als ich von Gino Capponi, der bald nach meiner Abreise nach Varramista gegangen war, die Kunde erhielt, dass er dort ernstlich erkrankt, doch wieder reconvalescent sei. Nach

andern Briefen war die Sache weit ernster als er sie schilderte, und man hatte sich lebhafter Besorgniss hingegeben. „Meine Villeggiatur", schrieb er nach seiner Rückkehr in die Stadt zu Ende August, „ist nicht heiter gewesen und ich habe mich während der ganzen Zeit unwohl gefühlt. Jetzt bin ich wieder wie vor dem Anfall, aber ein oder zwei Monate mehr bedeuten schon etwas in meiner Lage, namentlich bei dieser Sonnenglut, die seit Anfang des Monats sich für einen zwischen Hitze und Abkühlung immerfort wechselnden Juli rächt." Unterdess hatte er sich wieder an die Arbeit begeben, und hoffte mir zu Sanct Martin die neue Ausgabe seines Buches, wie er sagte mit den Gänsen senden zu können. „Was uns hier betrifft, so könnte ein Murrkopf wie ich das Wort des Fürsten von Ligne über den seligen Wiener Congress parodiren. Doch wäre es ungerecht, denn in kleiner Münze liefert man mehr als es den Anschein hat, und es ist vielleicht für uns eine Nothwendigkeit, unser Theil an Thätigkeit im Detail aufzuwenden und mittlerweile das Feld des Wissens zu erweitern und zugänglicher zu machen. Bei unsern vielen Erinnerungsfesten wird mir bisweilen, ich gestehe es, etwas schwül, aber ich sehe dass man es mit denen für Michelangelo auch ausserhalb Italiens ernst nimmt, und freue mich drob, da Michelangelo mir immer als ein gemilderter Dante erschienen ist. Gotti's Biographie ist unterdess erschienen und Sie werden dieselbe von ihm erhalten haben. Es bringt neue Thatsachen, aus der Briefsammlung geschöpft, von welcher die Vis inertiae des guten Milanesi ihm, nach ich weiss nicht wie vielen Jahren Arbeit, die Erstlingsfrucht zu pflücken erlaubt hat." „Das Michelangelofest", schrieb er später, „verlief wie es mit solchen Festen in Florenz und mit einem Festgeber wie Ubaldino Peruzzi zu gehen pflegt, in seinem scenischen Theil äusserst glänzend. Bei der Sitzung der vereinigten Akademien, welcher allein ich beigewohnt, waren die drei Reden, die des Architekten De Fabris, Augusto Conti's und Dupré's, jede in ihrer Art

bemerkenswerth, und verdienen ihrem Wortlaut nach von Ihnen gelesen zu werden. Jetzt kommen die Mailänder Feste an die Reihe, Feste anderer Art. Jeder mag sich einen Commentar dazu machen, wie er's versteht. Indem wir aber im eignen Hause den Wirth machen, einem ersten Cäsar dritter Kategorie zu Ehren, können wir gleich Cicero, der einen andern ersten Cäsar empfing, von uns sagen: Homines visi sumus. Jedenfalls nehmen wir unsern Platz ein, und ich, stets zugleich zufrieden und stolz, sage zu mir selber mit einem andern Text: votis adsuesce vocari. Genug davon." Im September hatte er den Aufsatz über Bufalini geschrieben, der dessen zu Ende des Jahres erschienenen Lebenserinnerungen vorausgeht, wol das Letzte was er für den Druck bestimmt hat, und ein schönes Zeugniss seiner geistigen Kraft wie seiner tief innerlich sittlichen Lebensanschauungen und religiösen Ueberzeugung.

Am Neujahrstage 1876 erhielt ich die Antwort auf meinen Weihnachtsbrief. „Dem Himmel sei Dank, ist meine Gesundheit gegenwärtig gut, und das Unwohlsein vom letzten Sommer, von dem ich erwartete dass es Spuren im Verhältniss zu meinen Jahren zurückgelassen haben würde, scheint im Gegentheil vielmehr vortheilhafte Wirkung geübt zu haben, denn ich fühle mich wohler als gewöhnlich. Wenn aber, wie man sagt, in einem Fall wie der meinige die Uebel nicht von langer Dauer sein können, steht's mit dem Wohl ebenso. Wie dem auch sein möge, ich danke Gott für das was von seiner Hand kommt." Nachdem er dann von der Dino-Frage und von meiner in der Allgemeinen Zeitung enthaltenen Anzeige von Otto Hartwig's Publication über die älteste florentinische Geschichte gesprochen, die der toscanischen historischen Deputation die Priorität der Herausgabe der Chronik des Sanzanome vorweggenommen, und nachdem er bemerkt wie er in der Dino-Frage keine vollständige Klärung erwarte, da er in derselben zwei Strömungen in entgegengesetzter

Richtung, Kriterien mit Persönlichkeiten vereint, bemerke, fuhr er fort: „Jedenfalls schreitet die Geschichtskenntniss dabei auf verschiedenen Wegen fort. Ich hoffe Villari hat Ihnen seine drei Bände Depeschen Antonio Giustinian's gesandt. Nach dem was ich davon gesehen, dünkt mich in Wahrheit, dass wenn wir über gewisse hochwichtige Ereignisse Auskunft gleich jener dieses Venetianers hätten, die Aufgabe des Historikers sehr erleichtert sein würde. Schade dass die Berichte keinen längern Zeitraum umfassen. Ich bitte Sie, senden Sie uns Toscanern einen Artikel über den Briefwechsel zwischen den beiden Kaiserbrüdern." Es handelte sich um Arneth's Correspondenz zwischen Joseph II. und Leopold.

Es war sein letzter Brief. Am Abende des 3. Februar brachte mir ein von seinem Enkel Paolo Farinola nach Bonn gesandtes Telegramm die Kunde seines wenige Stunden vorher erfolgten Heimgangs.

Nichts liess dessen Nähe ahnen. Er hatte sich, wie er mir schrieb, in der letzten Zeit verhältnissmässig wohl befunden und in gewohnter Weise gearbeitet. Am Sonntage, den 30. Januar, war er ausgefahren, wie er nach dem Gottesdienst zu thun pflegte, und sah wie gewöhnlich Anhörige und Freunde zu Tische. Matteo Ricci, der zu diesen gehörte, erzählt wie der Greis seiner Enkelschwiegertochter ein Veilchensträuschen überreichte, welches Beppa die Blumenverkäuferin, die er jung gekannt und welche all ihre Nebenbuhlerinnen überlebt hatte, ihm vor dem Café Doney an Piazza Trinità mit einem Discurs eingehändigt hatte, der mit „Eccellenza" begann und mit „Amor mio" endete. „Ich bin überzeugt, Signor Marchese", sagte Ricci, „Sie sind diesen Schmeichelworten gegenüber felsenfest geblieben." „Gewiss, felsenfest", erwiderte er — „illi robur et aes triplex circa pectus erat." Er war ungewöhnlich heiter, und als nur Ricci und Leopoldo Galeotti geblieben waren, erzählte er mit grosser Lebendigkeit neapolitanische Reiseseenen vom Jahre 1817. Am folgenden Dienstag fühlte er

sich nicht wohl und brauchte wie es schien mit Erfolg ein in ähnlichen Fällen gewohntes Mittel, scheint jedoch einen Diätfehler begangen zu haben. In der Nacht auf Mittwoch ergriff ihn Fieber mit Delirium; man hielt ihn für verloren, als eine Congestion nach der rechten Lunge sich verkündigte die im Laufe des Tages zunahm. In der Morgenfrühe von Donnerstag empfing er die Sterbesacramente. Nun aber nahm das Fieber ab, die Gedanken wurden klar, man schöpfte wieder Hoffnung, seine kräftige Constitution werde obsiegen. Er sprach über seine Krankheit, ruhig und mit voller Geistesgegenwart, als plötzlich eine schwere Brustaffection eintrat. Die Kräfte sanken rasch und um halb vier nach Mittag verschied er schmerzlos. Seine Enkelkinder umstanden sein Sterbelager.

Die Todeskunde war für die Meisten eher da, als die der Krankheit. Ganz Florenz empfand was es an dem Manne verlor, ohne dessen ehrwürdige Gestalt auch die bejahrten Bürger sich die Stadt nicht gut denken konnten. Ganz Florenz strömte nach seinem Palaste, noch einmal sein Angesicht zu schauen. Der Leichenzug war wie der eines Fürsten. Die Akademie der Crusca legte auf seine Bahre die Glückwunschadresse, welche für den 11. April, das fünfzigste Anniversar seiner Mitgliedschaft, vorbereitet war. In Santa Croce liess die Gemeinde eine grossartige Todtenfeier halten.

Acht Tage nach seinem Heimgange wurden seine sterblichen Reste nach der Villa von Marignolle gebracht, in deren Kapelle er zu ruhen gewünscht hatte. Dort, auf einem der anmuthigen mit Oelbäumen bedeckten Hügel, welche Florenz auf seiner Südseite umgeben, ist sein einfaches Grab, neben dem seiner mütterlichen Grossmutter, seines Vaters, seiner um zweiundsechzig Jahre ihm im Tode vorausgegangenen Gattin.

Der Zweck vorliegender Biographie wäre verfehlt, müsste an deren Schlusse über Gino Capponi's Charakter und Ansichten, seine Bedeutung und seine Stellung im Leben noch viel gesagt werden. Seine trefflichen und edlen Eigenschaften haben seine Mängel unendlich überragt, auf welche das Wort „on n'a que les défauts de ses qualités" in vollem Masse Anwendung fand. Für seine Unschlüssigkeit aus Gewissenhaftigkeit, durch den Mangel der Schule des praktischen Lebens und sein herbes Geschick gesteigert, fand Giuseppe Giusti einmal einen bezeichnenden Ausdruck: „Ich würde mich mit Gino nach geschehener That besprechen, vorher nicht, am wenigsten wenn es auf rasches Handeln ankäme, selbst auf Kosten eines Irrthums." Die im Reden von ihm entwickelte Vielseitigkeit der Gesichtspunkte liess seine Conclusionen wol der Schärfe ermangeln. Dass er so in reifen Jahren für die politische Laufbahn ungeeignet war, ist damit ausgesprochen, ja dieser Mangel, wie die Gewohnheit sich in sich selber zurückzuziehen, hat ihn, der ihm gezollten Verehrung ungeachtet, zu Anfang der reformistischen Bewegung des Jahres 1846 verhindert, den ihm gebührenden Einfluss auszuüben. Wenn er unter solchen Umständen unvermögend war, zwei Jahre später den Dingen eine bessere Wendung zu geben, so hat andrerseits seine Scheu vor der Oeffentlichkeit ihn in frühern Jahren vielleicht vor Irrthum bewahrt. Seine

Aufzeichnungen, fragmentarisch wie sie sind, geben eine Ahnung davon, dass Versuchungen an ihn herangetreten sind, die seinen edlen Sinn, seine Grossmuth, seine Vaterlandsliebe zu misbrauchen angelegt waren. Sein Rechtsgefühl, dem sein Zartgefühl gleich kam, wies ihm den Weg den er gewandelt ist. Aber er ist auch nicht zu jener Verwerthung seiner geistigen Kräfte gelangt, die denselben entsprochen und in Lebensfragen eine allgemein anerkannte Autorität zu bilden vermocht hätte.

Es mag eigenthümlich erscheinen dass bei einem Manne, welcher wie Wenige mit Gedanken und Wünschen das gesammte Italien umfasste, das specifisch toscanische Element ein sehr starkes und tonangebendes war. So beengt er sich in der Gegenwart fühlte, wenn er im Geiste eine nationale Umgestaltung erwog, so hing er doch, mehr als er sich klar machte, an den heimischen Traditionen. Ja es war als ob er aus ihnen zu nicht geringem Theil seine Kraft und Eigenthümlichkeit schöpfte. Es lag ihm im Blute. Er stammte nicht vergeblich von einem Geschlecht, das so oft mit Rath und That die Interessen von Florenz geschützt. Mir stand wol, nicht der rasch entschlossene Piero mit dem französischen Könige, wohl aber sein Ahnherr Neri vor dem Sinn, wie er auf der Arnobrücke bei Poppi den zum Aufgeben seiner Herrschaft genöthigten Grafen Francesco Guidi bedeutet, die Republik Florenz werde nichts dagegen haben, wenn er ein grosser Herr in Teutschland werde, in Toscana aber könne sie ihn nicht dulden. Von den Zeiten an, da sein politisches Urtheil reifte, stand Italien an der Spitze seiner Gedanken und Empfindungen. In Toscana aber schienen ihm von altersher die Bedingungen allgemeiner Wohlfahrt und wahrer Gleichheit in Theorie und Praxis in höherm Grade als irgendwo vorhanden, und wenn er etwas verklagte war es die Selbstgenügsamkeit die sich darob eingebürgert und Erschlaffung im Gefolge gehabt hatte. Seine weiten und freien Anschauungen konnten unter solchen Umständen nicht

hindern, dass er in gewissen Fragen, namentlich in ökonomischen, zu einer engern Begrenzung im Urtheil hinneigte, die an florentinische Tradition und Lebensgewohnheiten mahnte. Der Unterschied zwischen euch Venetianern und uns Florentinern, sagte er einmal zu Agostino Sagredo, besteht darin, dass eure Vorfahren das Tuch stückweise verkauften, die unsern ellenweise. Davon war auch ihm, dem Manne freien und hochfliegenden Geistes etwas geblieben.

Gino Capponi's Leben würde kein glückliches gewesen sein, wäre ihm selbst das Unglück erspart geblieben, welches dreissig Jahre lang dies Leben zu täglich erneuter schwerster Prüfung gemacht hat. Er erkannte und empfand tief, ja vielleicht über das Mass hinaus, was ihm fehlte, den Mangel an Harmonie zwischen Gedanken und Handlung, zwischen Wollen und Ausführen, zwischen Idee und Realität. Er hat einmal den Finger in die schmerzende Wunde gelegt, indem er in einer Grabschrift die er sich selber bestimmte, sagte, er habe nutzlos und unglücklich gelebt. Der Mangel an wahrer Befriedigung, jederzeit in aller Schärfe in ihm lebendig, ist nicht etwa blos der Ungunst äusserer Umstände entsprossen: der Grund lag tiefer. Er fand dafür keinen Ersatz. Diesen würde literarische Thätigkeit auch unter andern Verhältnissen ihm nicht geboten haben. So hoch er sie stellte, so sehr er sich in steigendem Masse von ihr angezogen fand, sein Leben konnte sie nicht ausfüllen. Sie hat den späten Abend seiner Tage mehr verschönt als frühere Jahre, aber auch hier hat sich eine Begrenzung kundgegeben, die seine geistige Kraft nicht zur vollen Geltung kommen liess, und der Welt nicht den ganzen Menschen offenbarte, sondern nur einen Theil seines Selbst erblicken liess. Es lag darin eine Art Resignation. Der späte Lebensabend brachte ihm noch manches Trübe, abgesehen selbst von den Prüfungen und Verlusten die das Greisenalter über Alle verhängt. Der Traum seiner Vergangenheit war Wirklichkeit geworden, und der Achtzig-

jährige sagte wol, jetzt lebe man — in seinen jungen Jahren habe man nicht gelebt. Aber Gegenwart wie Zukunft weckten ihm schwere Sorgen, religiöse, moralische, politische. Wie er die Politik nicht von der Moral trennte, trennte er die Moral nicht von der Religion. Und schon vernahm er den Lärm von Schulen, für welche Moral und Religion nicht da waren, und gewahrte nur zu deutlich den Eindruck, den sie auf das öffentliche, vielleicht schon auf das häusliche Leben übten. „Wehe der Regierung", sagte er, „welche die Würde verliert, denn sie verliert zugleich das Recht auf den Gehorsam der aus der Achtung hervorgeht." Er hatte einst über Immoralität der Gesinnung geklagt, als äusserlich alles in bester Ordnung verlief: nun sah er einen wüsten Kampf materieller Interessen, der mit cynischer Offenherzigkeit jede moralische Schranke umstürzte, und dem es zum Zweck der Befriedigung niedrigster Gelüste nicht darauf ankam, ob Freiheit in Anarchie umschlug.

Wenn der Mann des öffentlichen Lebens in ihm nicht zur Entwicklung gelangte, der Schriftsteller der in ihm wohnenden Geistesmacht nicht im vollen Ausdruck entsprach, so sammelte der Privatmann den reichen Schatz der Verehrung und Liebe, der mit den anwachsenden Jahren wie zur Aureole für ihn wurde. Sein Gefühl war zugleich weich und stark. Im Affect für seine Angehörigen so lebendig wie innig und nachhaltig, war er in der Freundschaft unwandelbar treu. Er war für öffentliche wie für persönliche Zwecke opferwillig und grossartig freigebig, während er die Vermögensverwaltung als sorgsamer Rechner führte. In der ganzen Haltung ruhig, sicher, zuverlässig, im Ausdruck positiv aber vorsichtig und nie verletzend, streng im Beobachten des Decorum, in den Formen verbindlich, auch im höchsten Lebensalter gewandt im Umgang mit der Jugend. Der patriarchalische Zuschnitt seines Hauswesens ging Hand in Hand mit der Milde gegen seine Untergebenen, meist Söhne von Insassen seiner Besitzungen

von denen mehre mit ihm alt wurden wie er denn mehr als einem aufrichtig nachgetrauert hat. Florenz — das wahre, vom Neuerungsdrang noch unentstellte Florenz — ehrte in dem Manne, den die Meisten nur als blinden Greis kannten, in gewissem Sinne seinen letzten grossen Bürger, mehr noch als den letzten Repräsentanten einer Zeit, deren Schwächen und Gebrechen auf der Hand lagen, in welcher aber Land und Volk eines Glücks genossen hatten wie wenige, und zugleich den vornehmsten Träger von Ideen welche den politischen Fortschritt im Bunde mit Glauben und Sitte anstrebten. Das Bewusstsein der Mängel dieser Zeit war in ihm lebendiger gewesen als das Erkennen ihrer Vorzüge, aber das Gute und Edle derselben und der mit ihm heimgegangenen Generation war in Ihm gleichsam verkörpert erschienen. Ein Edelmann wie wenige, in Person und Haltung, in Gesinnung und Ausdruck, Gott und dem Volke treu, mit warmem Herzen, offner Hand, freier Stirne, furchtlosem Worte.

Grabschrift*).

(Villa Marignolle.)

Gino Capponi
Figlio del marchese Pier Roberto e di Maddalena Frescobaldi
per dottrina e rettitudine
fu uomo di grande autorità
nella sua patria e fuori.
Al costume signorile
seppe unire la semplicità popolana
e cogli scritti e coll' opera
promosse il risorgimento d' Italia.
Ebbe uffici pubblici ed onori non ambiti
relazioni cordiali coi più illustri del suo tempo.
Sopportò con cristiana virtù
la cecità e le sventure domestiche acerbissime
e giunse all' estrema vecchiezza
nel pieno lume della mente
dopo avere divulgato colla stampa
la Storia della Repubblica Fiorentina.
Pio schietto benefico
morì in Firenze nel compianto universale
il III di febbraio del MDCCCLXXVI per lui LXXXIIII
e fu qui sepolto per sua volontà
a cura
della figliola marchesa Marianna Gentile Farinola
e dei nipoti
march. Paolo Gentile Farinola march. Giulia Ridolfi Bianca Vai
e march. Lodovico e Carlo Incontri
devoti alla veneranda memoria del padre e dell' avo.

---

*) Von Marco Tabarrini.

Bibliographie.

1812. Osservazioni sull' Esame critico del primo viaggio di Amerigo Vespucci. Wiederabgedruckt in den Scritti editi e inediti di G. C. Florenz 1877. Bd. I. Vgl. oben S. 39.

1822. Ueber Pignatelli-Strongoli's Memorie intorno alla storia del Regno di Napoli dal 1805 al 1815, in der Antologia Bd. VII.

1829. Se sia alcuna specie di vero nella opinione di quelli che vogliono, doversi ammettere in Italia una lingua illustre diversa dal dialetto della Toscana. Rede gehalten in der Akademie der Crusca, zuerst gedruckt in der Antologia Bd. XXIX, XXX, dann einzeln, endlich durch zwei andere Vorträge vervollständigt in den Scritti Bd. I. Vgl. S. 160.

„ Necrologia di Francesco Sabatelli. Antologia Bd. XXXV. Scritti Bd. I. Vgl. S. 178.

1831. Necrologia del Conte di Velo. Antologia Bd. XXXXII. Scritti Bd. I. Vgl. S. 178.

1832. Necrologia di Carlo Müller. Antologia Bd. XXXXVI. Scritti Bd. I.

1834. Notizia intorno alla vita di Pietro Colletta. In der ersten Ausgabe der Storia del Regno di Napoli, Capolago 1834, ohne Namen des Verfassers, dann wiederholt gedruckt. Scritti Bd. I. Vgl. S. 178.

1836—1837. Anmerkungen zu G. Molini's Documenti di storia italiana. Vgl. S. 176.

1841. Anmerkungen zu einer Reihe von Documenten zur florentinischen Geschichte, im Anhange zur Storia fiorentina des Jacopo Pitti, im Archivio storico italiano Bd. I. Vgl. S. 203.

1844. Anmerkungen zu der Fortsetzung von G. Molini's Documenti, im Arch. stor. ital. Appendice Bd. I. Vgl. S. 204.

„ Sulla dominazione dei Longobardi in Italia lettere al Prof. P. Capei. Fünf Briefe, im Arch. stor. ital. Append. Bd. I, 1844 und II. Serie Bd. X, 1859. — Scritti Bd. I, S. 54—196. Vgl. S. 205.

1845. Sull' Educazione. Frammento inedito. Lugano. Neuer Abdr. Flor. 1869. Scritti Bd. I. Vgl. S. 218.

„ Cinque letture di Economia toscana. Florenz. Vorträge in der Akad. der Georgofili, in deren Verhandlungen vom Jahre 1824 an gedruckt, mit Bemerkungen für Dr. Bowring und Brief an F. Tartini über die Sparcassen. Scritti Bd. I, S. 335—427. Vgl. S. 155.

„ Sui moti di Rimini. In der Gazzetta italiana. Paris 1845. Scritti Bd. I.

1847. Alcune parole sulla legge della Guardia civica. Florenz. Scritti Bd. I.

1853. Lettera a G. P. Vieusseux sulla storia di P. Colletta. Im Arch. stor. ital. Serie II. Bd. I. Scritti Bd. I. Vgl. S. 128.

1860. Studii sopra le lettere di Cicerone. Ebend. Bd. XI. Scritti Bd. I.

„ L'Officio proprio per Fra Girolamo Savonarola. Ebend. Bd. XII. Scritti Bd. I.

1861. Intorno alle Lettere di Sta Caterina de' Ricci raccolte da C. Guasti. Ebend. Bd. XIV. Scritti Bd. I.

1863. Sopra un articolo della Revue des deux mondes intorno a Gius. Giusti. In den Scritti vari in prosa e in versi di G. G. Flor. 1863. Scritti Bd. I. (Der Artikel war von G. Planche, 1851.)

1865. Sul matrimonio civile al senatore Gaetano de Castillia. Mailand. Scritti Bd. I. Vgl. S. 341.

1866. Massimo d'Azeglio. In der Nuova Antologia. Flor. Jan. 1866. Scritti Bd. I.

1868. Pietro Capei. Im Arch. stor. ital. Serie III., Bd. VIII.

1870. Sul Plebiscito romano. Scritti Bd. I. Vgl. S. 345.

1871. Raccolta di Proverbi toscani nuovamente ampliata da quella di G. Giusti. Florenz. (Die 1. Auflage von 1852 war von G. Capponi besorgt worden, die 2. ist völlig umgeschaffen.) Vgl. S. 297.

1874. Carlo Matteucci. (Theilweise gedruckt in N. Bianchi's C. M. e l'Italia del suo tempo, Turin 1874, vollständig in der Scritti Bd. I.) Vgl. S. 366.

1875. Storia della Repubblica di Firenze. Florenz. 2 Bde. 2. Aufl. 1876, 3 Bde. Vgl. S. 425.

„ Lettera a Filippo Mariotti intorno a Maurizio Bufalini. Für die Ricordi di M. B. Flor. 1875. Scritti Bd. I. Vgl. S. 447.

1877. Scritti editi e inediti per cura di Marco Tabarrini. 2 Bde. von 512 und 484 S. 12°. Die Scritti inediti enthalten die Erinnerungen des eigenen Lebens, die „Siebzig Tage Ministerium", die Einleitung zur Geschichte des Papstthums, die Fragmente der Geschichte Grossherzog P. Leopolds, den Brief über Emilio Dandolo's Volontari lombardi und einiges Kleinere.

Im J. 1879 erschien zu Florenz: „Gino Capponi. I suoi tempi, i suoi studi, i suoi amici. Memorie raccolte da Marco Tabbarrini." Mit Bildniss. 376 S. 12°.

Die kurzen Notizen Capponi's und die einzeln gedruckten Kapitel seiner Florentiner Geschichte sind in gegenwärtigem Verzeichniss nicht aufgeführt.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.